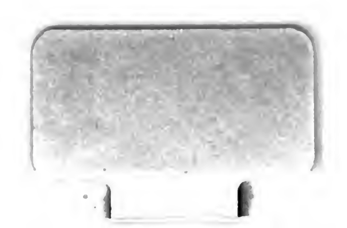

KD
51710
NEDL TRANSFER
HN 1Z53 +


EX·LIBRIS
Dr·A·WVRM



Hessisches Album

für

Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

Franz Dingelstedt.

Mit Beiträgen

von

Benzel-Sternau, Koenig, Oetker, Schaedel, Scheffer, Schulz u. A.

Cassel, 1838.
Verlag von J. J. Bohné.

Inhalt.

Seite.

Die Stiftshütte . . . . 3.
Der Verlobungsschuß. Von H. Koenig. . . . . . 27.
Vaterländische Sagen. . . . . 69.
Bojarenleben. Von Heinrich Scheffer. . . . . . 101.
Lyrisches Intermezzo. . . . . 169.
Der Knabe und die Engel. Von Bernhard Schaedel 179.
Die Traumleiter. Von Andreas. . . . . . . 203.
Der sterbende Jüngling. Von Fr. Oetker. . . . 223.
Zwei Schwestern und der Einsame. Von F. Dingelstedt. 241.
Die Musen. Von Ch. E. v. Bentzel-Sternau. . 333.

Die

Stiftshütte.

Eintracht
Hält Macht.

Zimmerspruch.

Von

Franz Dingelstedt.

Deß walte Gott in diesen Hallen,
Mit seinem Wort und seinem Geist!
Der Tempel steht, die Fahnen wallen,
Im Morgenroth die Zinne gleißt —
Deß walte Gott, der sich in Güte
Dem Schönen wie dem Wahren neigt,
Zu dem der frische Duft der Blüthe
Und reifer Früchte Brodem steigt!

Der Tempel steht — Herein mit Allen,
Die heit'rer Kunst sich sinnig weih'n,
Die sich im Schönen noch gefallen,
Doch ohne Ernstem fremd zu sein;
Herein mit Jedem, nah' und ferne,
Im vielgeliebten Vaterland,
Der je in's dunkle Leben gerne
Der Dichtung grüne Kränze wand!

Der Tempel steht — Heran, ihr Schwingen,
Die sich in erster Kraft gedehnt

Und die, zum Ziel emporzudringen,
Nach einem Wege scheu gesehnt;
Hervor, ihr Strahlen, lang verborgen,
Zerfahren ohne Schein und Tag,
Daß sich in einen großen Morgen
Die große Nacht entzünden mag;

Ein Morgen, wie die Zeit ihn ahnte,
Aus der der erste Funke stob,
Da sich der Geist, der neu gemahnte,
Der alten Finsterniß enthob,
Die Zeit, da über Hessens Gauen
Das Morgenroth der Dichtung flog,
Und da durch frühlingsgrüne Auen
Hubertus mit der Harfe zog.

So stehe du im ernsten Leben,
Der Hütt' und dem Pallast verwandt,
Von Bet= und Handels=Haus umgeben,
Du Haus der Kunst, in Gottes Hand;
Und drinnen sollen die sich rühren,
Die, süßer Arbeit nimmer satt,
Das stark und treu zu Ende führen,
Was sie der Geist geheißen hat!

Nur das sei fern: das kleine Dichten
Und Trachten, wie's gewöhnlich geht,

Das Deuteln und das Splitter=Richten,
Deß Sinnen auf Gemeines steht;
Verwitt're das in seichter Breite,
Was stets am Eig'nen kleben bleibt,
Zersplitt're das in leichtem Streite,
Was keine beß'ren Keime treibt!

Uns aber laßt in starkem Streben,
Die Brust für Höheres entbrannt,
Die jungen Flügel freudig heben, —
Für freie Kunst und Vaterland!!
Auf daß es drinnen Frühling werde,
Ein Dichterfrühling, mild und klar,
Wie's draußen auf der schönen Erde
So oft ein schöner Frühling war! —

Espoz y Mina.

(† 24. Dezember 1836.)

Von

Fr. Sancerre.

Die Stürme ruh'n und frohe Kunde
Erschallt von Barcellona's Thürmen in die Runde,
Der Glocken hehre Stimme ruft weit hinaus in's Land,
Sie kündet es den Bergen, sie sagt's dem Meeresstrand:
Ihr Gläubigen, ihr Frommen
Christnacht ist kommen,
Jauchzet mit uns;
Freude im Himmel, Freude auf Erden!

Und unten in den Straßen reget
Das Volk sich, drängend, nur von frommer Lust beweget;
In Festesglanz heut strahlet so hell ein jed' Gemach,
Die Freude heut nicht meidet des Armen niedres Dach.

In einem Haus nur Trauer weilet,
Die Herzen drin des Schmerzes bittrer Pfeil ereilet,
Denn Minas Wunde blutet wie einst im Kampfesfeld,
Es härmet sich die Gattin, im Leiden ihm gesellt:

Des Helden Auge ist geschlossen,
Doch hat der Schlummer Ruhe nicht auf ihn gegossen,
Und was der Feind nie sah, sie sieht in Furcht ihn beben —
Die Sterbestunde naht, der Traum zeigt ihm sein Leben.

Ein Schreckbild steht's vor seinem Auge,
Er scheut zurück vor des vergoss'nen Blutes Hauche,
Vergeßne Thaten heben nun wider ihn die Hand,
Gar schweres Zeugniß geben sie jetzt am Grabesrand.

Und die vergebens einst geflehet,
Sie schauen ernst herab auf ihn, im Tod erhöhet:
Aus lichten Wolken dräuet dem Mörder stumm ihr Blick,
Erfüllet ihn mit Grausen, verkündet sein Geschick.

So wälzt er stöhnend sich und ringet,
Kein Strahl der Hoffnung an die bange Seele dringet,
Die treue Gattin lauschet, hält über ihn die Wacht,
Ihr thränenschweres Auge starrt trostlos in die Nacht.

Doch wie in stürmischheißem Flehen
Sie sich zum Allerbarmer hat gewendet, wehen
Sie Trost und Friede an, erquickend süßer Schlummer
Sinkt sanft auf ihre Wimper, so müd' vom herben Kummer.

Sie ruht; da — horch! — voll Milde schwimmen
Durch das Gemach jetzt Melodien ferner Stimmen:
Es schwellt heran stets näher, es tönt so fromm und lind,
Wie Sang der Mutter, wiegt sie in Schlaf ihr krankes Kind.

Den Klängen Flammen sich gesellen
Die züngelnd, spielend, an der Mauer niederquellen,
Es berstet das Gewölbe, in Demuth es sich neigt,
Herab in Himmels-Glorie die Schaar der Engel steigt:

Mit goldnen Gaben in den Händen
Einher sie ziehn, dem Hoffnungslosen sie zu spenden,
Und wie zu Weihnacht einstens die Eltern ihn beschenkt,
So nun der himmlische Vater in Gnade sein gedenkt.

Die Boten der Versöhnung sendet
Des Ew'gen Huld, die selbst dem Sünder zu sich wendet,
Sie nahen still und hauchen ihm Trost und Labung herab,
Ihr Fittich scheucht das Grauen, verhüllet ihm das Grab.

In Fülle frohe Bilder senken
Sie an die Brust, im Traume, den sie schenken

Sieht strahlen er das Glück, das Spanien einst erwirbt,
Erkauft mit Strömen Blutes durch ihn, der jetzo stirbt.

Im Licht der Freiheit reich erblühet
Erblickt er rings das Land, für das sein Herz noch glühet,
Zu dem des Knaben Busen in Liebe schon entbrannt,
Ob auch in Schmach und Fesseln er's trauernd nur gekannt.

Die Hände zum Gebet gefaltet
Liegt Mina, selig lächelnd, scheidend; draussen waltet
Die ernste Nacht so stille — und wie ihn jetzt umwallt
Der Engel Schaar, verklingend ihr leiser Sang erschallt:
Hinauf, hinauf,
Droben
Zu loben
Zu preisen den Herrn!
Wie du geglaubt
Wird's sein,
Wie du gehofft
Trifft's ein,
Wie du geliebt
Wird dir vergeben:
Folge uns, schnell,
Zu der Liebe Quell!

Der Morgen graut und ernste Kunde
Erschallt von Barcellona's Thürmen in die Runde,
Der Glocken hehre Stimme ruft weit hinaus in's Land,
Sie kündet es den Bergen, sie sagt's dem Meeresstrand:
Euer Held ist geschieden
Zum ew'gen Frieden;
An Gottes Thron
Fleht jetzt für Spanien sein treuester Sohn.

Die Herbstnelke.

Von
Adolf Froelich.

Der Nord treibt dunkle Wolken durch die Luft
Und kündet laut den Wechsel der Natur;
Da steht ein Blümchen noch auf öder Flur
Und neigt sich zitternd zu der Schwestern Gruft;
Im Winde flattern seine weiche Locken,
Sein Auge weint und selten wird es trocken.

Verwaistes, armes Kind! du fühltest nie
Die Seligkeit an warmer Mutterbrust,
Du theiltest nicht des Lenzes heit're Lust,
Kein Jugendbild schmückt deine Fantasie;
Kein goldner Frühlingsglanz, kein blauer Himmel,
Nicht bunter Sylfen fröhliches Getümmel.

Der Schwestern Leben war ein Maienfest
Voll Farbenpracht und Duft und Liederklang,
Die Festgewänder glänzten schmuck und blank
Und Liebesodem athmete der West;
Im Mondenlicht begann der Elfen Reigen,
Es sang die Nachtigall aus Blüthenzweigen.

Da schwebten heiße Seufzer von der Au,
Da schwellte Liebesglut der Rose Herz,
Die Lilie bebt in süßer Wehmuth Schmerz,
Den weißen Kelch füllt heller Thränenthau;
Sie senkt zuletzt das schöne Haupt zum Schlummer
Und bald verscheucht ein holder Traum den Kummer.

Ach! schmerzlicher, als süßer Liebe Leid,
Ist einsam ohne Liebe zu verblüh'n,
Da muß das heiße Herz in sich verglüh'n,
Ersterben in des Lebens Dürftigkeit.
Du armes Blümchen hast dies Loos gezogen,
Du bist um deinen Lebenstraum betrogen!

Verspätet tratest du in's Erdenthal,
Als ringsum schon des Todes Sichel klang;
Dein Wiegenlied war dumpfer Grabgesang
Und deine Jugend hellt kein Freudenstrahl;
Kein Mitgefühl begegnet deinem Sehnen,
Und unbemerkt verrinnen deine Thränen.

Noch einmal glänzt des Tags verblich'ne Pracht,
Noch einmal hebt das Blümchen sich empor
Und blickt aus feuchtem Auge froh hervor;
Doch ach! sein kurzes Tagwerk ist vollbracht!
Im Hauch der Nacht erstarren seine Glieder,
In Todesblässe sinkt sein Haupt darnieder.

Da hüllt in tiefem Grame die Natur
Mit weitem Bahrtuch' ihre Kinder ein,
Die Sonne sucht in bleichem Morgenschein
Mit trübem Blick vergebens ihre Spur;
Auf dürrem Baume singt die Wintermeise
Dem letzten Blümchen eine Todtenweise.

Der nächtliche Tanz.

Von
Bernhard Schaedel.

Es tanzten einst auf grünem Plan
Viel wack're Reitersleut';
Die hatten blanke Sporen an
Und ein gesticktes Kleid.

Juchhei! wie tobt das junge Blut
Als Pfeif' und Fiedel schallt;
Wie jubelte ihr frischer Muth
Bis an den kühlen Wald.

Den Mägdlein mit dem Bänderschmuck
Gefällt solch lust'ger Drang;
Ein kühner Blick, ein Händedruck
Macht Keiner 's Herzlein bang.

So ging es fort, bis sich die Welt
In Schatten tief gehüllt;
So ging's noch, als das Himmelszelt
Der Sterne Heer schon füllt.

Da guckte aus dem dunkeln Wald
Manch finsteres Gesicht —
Die Fiedel klingt, das Juchhe! schallt,
Die Tänzer sehens nicht.

Und aus den feuchten Büschen blinkt
Der Waffen scharfer Glanz —
Nicht merkt's der Reiter, Fiedel klingt;
O unglücksel'ger Tanz!

Wohl manches Mägdlein, angsterfüllt,
Schaut hin nach jenem Ort:
„Siehst du, in Mäntel eingehüllt,
„Nicht diese Männer dort?“

Der Reiter scheucht die Bangigkeit
Mit einem Kuß geschwind.
„Das ist der Weiden hangend Kleid;
„Tanz' fort, tanz' fort, mein Kind!“ —

„Horch! braußt es nicht, wie Rossestritt,
„Daher, mit dumpfem Schall?“ —
Der Tänzer zieht die Tänz'rin mit:
„'s war fernen Donners Hall.“

Und traun! so wie mit Wetters Macht,
Der grimme Feind bricht ein,

Der Säbel blitzt, die Büchse kracht;
O weh, euch Mägdelein!

Viel schlimm're Tanz beginnet jetzt,
Der blasse Tod spielt auf;
Das Häuflein sich zur Wehre setzt,
Haut wie verzweifelt drauf.

Und eh'r nicht, bis der letzte Mann
Im Heldentod verschied,
Vom blutgefärbten Wiesenplan
Der Feind zurück sich zieht.

Hu! wie verstummt von Freudeschall
Sind uns're Tänzer nun;
Wie die gelenken Glieder all'
So starr im Tode ruh'n!

Wie strecken sie die Arme kalt
Nach heißem Liebchen aus —
Schließt sie nur dicht, man bringt euch bald
In ein gar schmales Haus!

Und wie in Reih' und Glied, die Schaar
Nun ruh't an jenem Ort;
So scheint's, als harr'ten sie fürwahr
Noch auf's Commandowort.

Kommt nun zu Nacht ein Wandersmann
Zu diesem Hügelkreis,
Er seltsam Ding vernehmen kann,
Davon er noch nichts weiß.

Da dringt ein schauerlich Getön
Hervor aus jeder Gruft;
Ein Schreien, Jubeln und Gestöhn
Erfüllet rings die Luft.

Und führet gar ein schlimmer Gang
Hierher ein Mägdlein jung:
So hat sie für ihr Lebelang
Des Tanzens wohl genung.

Da drehen luft'ge Arme sie
In wildentbrannter Lust,
Da flüstert's Liebesmelodie
Aus unsichtbarer Brust;

Da faßt sie 's fest, und läßt sie nicht,
Bis daß der Morgen graut,
Bis daß im Schmerz zusammenbricht
Die junge Todesbraut.

Die Winzerin.

Von
Gustav Schulz.

Die Reben, dicht verschlungen,
Ein grünes Gitterdach,
Umflechten, sanftgeschwungen,
Des Hügels Laubgemach.

Vertraulich waltet innen
Ein heimlich Dämmerlicht
Vom Strahle, der die Zinnen
Wie lichtes Gold umflicht.

Wie köstlich in der Laube,
Von zartem Duft' bethaut,
Die reife Purpurtraube
Aus dichten Blättern schaut!

Doch schöner als die Traube
Verklärt das Dämmerlicht
Der trauten Rebenlaube
Der Winzerin Gesicht.

Wie malt es sich so glänzend,
Wie hell ihr Auge blickt,
Indem die Rebe kränzend
Die Locken ihr umstrickt!

Sie pflückt mit zarten Händen
Die Frucht in Körbchens Grund;
Es nascht des Herbstes Spenden
Ihr lüstern=rother Mund.

Und böte in der Laube
Die schöne Winzerin
Mir lächelnd eine Traube
Aus ihrem Körbchen hin:

Es würde diese Traube
Mir flugs ein Göttermahl:
Es würde diese Laube
Mir flugs ein Göttersaal.

Die Welt des Dichters.

An die Freunde.

Von
Fr. Oetker.

Zu froher Lust hab' ich den Ruf vernommen,
Der mit dem Frühling durch die Heimath klingt;
Was ist es, was so heiß entglommen
Wie Himmelsglanz mir aus der Ferne winkt?
Was mir so mild, so still beklommen,
So lockend in die Seele dringt?
Ein alter Wunsch ist wiederkommen,
Es schweift von Neuem schrankenloses Sehnen,
Woran sich kaum die Seele mag gewöhnen. —

Gedenkst vielleicht vergang'ner Zeiten noch,
Du junger Stürmer durch das alte Leben .....
O daß ein Gott dir Macht gegeben,
Den Traum, der da in zaubervollem Walten
Die jungen Herzen fest umschlungen hielt,
Der die Erinn'rung noch mit lichtem Glanz umspielt,
Zu reichem, warmen Leben zu gestalten! —

Es ist die Zeit der Wirren und des Bösen,
Ein Chaos wogt und braus't und tobt und schäumt,
Gewalt sich an Gewalt zum Himmel bäumt,
Und immer will der Kampf sich nicht entwirren,
Und nimmer sich des Schicksals Zauber lösen. —

Wo ist der Blick, hier Harmonie zu lesen?
Wo ist der Arm, die Rosse anzuschirren
Und mit den leuchtenden Sonnenwagen
Die kalte Nacht schier aufzujagen,
Mit Himmelsglanz die Welt zu umzittern,
Der Felsen starrenden Bau zu erschüttern,
Zu glätten die alten brausenden Wogen
Und von der Erde blühender Flur
Zu scheuchen des Kampfes vernichtende Spur,
Und ach! von fröhlicher Lust umzogen,
Wo jetzt um Eis die Flammen nur lecken,
Einen milden, blühenden Frühling zu wecken? —

Mir schwindelt, Freund, ich mag nicht weiter träumen,
Doch ist's, beim großen Gott, ein schöner Traum!
Und fassen wir das volle Glück auch kaum,
Das in dem Ausbau des Gedankens schimmert:
Was hindert uns, worauf die Welt jetzt sinnt,
Woran so manche Hand jetzt baut und fügt und zimmert;

Was hindert uns dem Fördern und Gedeihen
Des Werks mit Wort und Thaten uns zu weihen?

Soll uns die Welt in ihren Schlamm begraben?
Sind wir verdammt zum ew'gen Einerlei?
Genügt es uns einmal gelebt zu haben,
Und ist der Tod die letzte Äfferei? —

Nein, kühn gewählt, die eig'ne, freie Bahn!
Wer Großes fühlt, darf Großes auch erstreben;
Und besser noch in einem stolzen Wahn,
In kühnem Flug ermattet niedersinken,
Als nie in einem ganzen Leben
Der Alltagswelt sich zu entheben! —

Verzagen wir, weil auf der Bahn zum Ruhme
Uns Tausende vorangeeilt?
Weil längst aus ihrem Heiligthume
Die deutsche Muse ihre schönsten Kränze
An hochberühmte Meister ausgetheilt?
Wir leben noch in unsers Lebens Lenze,
Und vor uns liegt noch eine lange Zeit,
Das Reich des Wissens kennet keine Grenze,
Das Feld der Geister heißt Unendlichkeit. —

Und wenn sie selbst die beiden großen Meister
Der Dichtung Urbild aus dem Land der Geister
Uns vorgeführt in göttlichem Gesang;
Und wenn wir — bald im Fluge fortgerissen
Und bald gefesselt wie durch Zauberklang —
Bewund'rungsvoll bekennen müssen,
Nie wird ein Dritter euch erreichen:
Wer schmält den Drang, dem Göttlichen zu gleichen? —

Gelingt es nicht, zum Himmel uns zu schwingen,
Nun wohl! so laßt uns auf der Flur
Verharren, wo die Vöglein singen,
Und heimlich lockt der Liebe süße Spur.

Durch Frühlingsauen laßt uns schweifen,
Uns flüchten zu der Wälder Grün,
Und fröhlich in die Saiten greifen,
Wo Lust und Leben uns umblühn.
Dort, wo die alten Götter thronen,
Die kalter Wahn vom Leben schied,
Wo sonnenhell das Bächlein flieht,
Wo heimlich still die kleinen Lieder wohnen
Und schmeichelnd sich in unsern Busen schleichen,
Wenn Sternenglanz vom Himmel quillt,
Wenn Augenglanz die Seele schwillt,

Und Mägdlein uns die weißen Hände reichen:
Da laßt uns weilen, laßt uns singen,
In süßem Weh, in weichem Klingen. — —

Ja, wenn uns hinaus auf grünende Auen
Mit buhlenden Lüften der blumige Mai
Entlocket, die Wunder der Erde zu schauen:
Wird nicht die Brust dann erhaben und frei?
Füllt nicht ein unnennbar süßes Verlangen
Das selige Herz mit ahnendem Bangen,
Wenn rings der Liebe beglückende Lust
Die Welt durchbebt und die eigene Brust? —

Und wenn wir einsam an des Waldes Quelle
Und sinnend schauen, wie die flücht'ge Welle
In schnellem Wechsel steiget und zerrinnt;
Wenn rings um uns die Blätter sterbend sinken,
Ihr Lebewohl die falben Gräser winken:
Durchtönet nicht den nahen Grabgesang
Auch hier ein ferner, süßer Wonneklang? —
Wir wissen nicht, woher die Töne stammen
Die unsre Wünsche stillen und entflammen,
Doch dünkt es uns, wenn wir noch weinend stehen
Wie heil'ges Geisterwehen. —

Und wenn wir sehnend von ragenden Höhen
Zu fernen Landen hinüber sehen,
Wo einst die Geliebte der träumenden Brust
Wir weinenden Blickes verlassen gemußt —
Wird nicht der Trennung unendlicher Schmerz
Zum wonnigen Sehnen fürs liebende Herz,
Wenn aus der Ferne mit Lippen und Händen
Durch eilende Wolken wir Grüße ihr senden? —

Und wenn sie Alle,
Die wir geliebt,
Die dunkle Halle
Der Gruft umgiebt;
Wenn Jugend alt,
Die einst geblüht,
Und Herzen kalt,
Die einst geglüht:
Was stillet dann
Die letzten Wunden?
Das Angedenken
An sel'ge Stunden
Und an das Land
Das Dichtung fand. — —

Doch wo der Arm, die Rosse zu schirren
Und mit dem leuchtenden Sonnenwagen

Die kalte Nacht rings aufzujagen?
Mit Himmelsglanz die Welt zu umzittern,
Der Felsen starrenden Bau zu erschüttern,
Zu glätten die alten, brausenden Wogen
Und von der Erde blühender Flur
Zu scheuchen des Kampfes vernichtende Spur
Und ach! von fröhlicher Lust umzogen,
Wo jetzt um Eis die Flammen nur lecken,
Einen milden, blühenden Frühling zu wecken? — —

Der Verlobungsschuss.

Novelle

von

H. Koenig.

Das war ein Schuß!
Davon wird man noch reden in den spät'sten
Zeiten!

W. Tell.

Der junge Robert, aus guter aber zurückgekommener Familie, hatte endlich den langerwarteten Bestallungsbrief als Förster erhalten, und schickte sich an, seinen Posten zu beziehen, — den herzoglichen Wildpark, der entfernt von der Residenz unter dem Jagdschloß Bilstein lag. — Die Verzögerung seiner Anstellung hing, wie ihm ein Freund meldete, mit einem Vorgang am Hofe zusammen, der in der Residenz viel Aufsehen machte. Der Oberlandforstmeister, ein Liebling des Herzogs, war nämlich durch Ränke einiger adlichen Familien, er ein Bürgerlicher, aus seines Fürsten Gunst verdrängt, und sogleich auch aus der Residenz verbannt worden, weil man bei dem unruhigen Wankelmuthe des jungen Fürsten eine Rückkehr der launenhaften Huld befürchtete, wenn der Verstoßne, ein hübscher und tüchtiger Mann, Gelegenheit habe, öfter und zur rechten Zeit den fürstlichen Blicken zu begegnen. Weil es nun dem neubeförderten Vorstande des Forstwesens obgleich einem guten Jäger, doch schwer fiel, sich in die Verwaltung einzuschießen, so verzögerte sich auch die Anstellung des jungen Robert, und nur die fortwährenden und zunehmenden Klagen über die verwegnen Wilddiebereien in dem herzoglichen Wildparke gaben endlich, da der Herzog selbst über diese

Frevel wild wurde, der Anstellung des jungen Mannes einen Vorschub, der als kühn und eifrig empfohlen war.

Nun im Thiergarten angekommen, fand Robert alles lahm genug: die Einfahrthore an dem weitummauerten Wildgeheg und die Forstaufseher, die ihren jungen Förster im einsamen Forsthause schlafend empfingen. Das Einzige, was bei seinem Einzug am späten Abende festlich aussah, waren Schüsse, die da und dort in der Nähe knallten; freilich keine Freudenschüsse, sondern von Wilddieben, die seit des letzten Försters Abgang mit jedem Tage kühner wurden.

Diese Unordnung, die lahmen Untergebenen, die Einsamkeit der Wohnung mißstimmten den jungen Förster. Der Herbst war vorgerückt, die zum Revier mitgehörenden schönen Bergwälder umher lagen falb und öde, Alles ließ auf einen betrübten Winter die Aussicht. Robert hatte, wenn auch ohne Geliebte, doch im Umgang mit gebildeten Menschen eines angenehmen Städtchens und in der Häuslichkeit liebenswürdiger Schwestern gelebt. Er empfand jeden Abend schmerzlicher das Bedürfniß der Geselligkeit und traulichen Umgangs; beeilte daher seine Besuche in der Nachbarschaft, namentlich in dem, eine halbe Stunde außer dem Thiergarten gelegenen Amtsorte Limbach; indem er einige Familien zu finden hoffte, die er an langen Abenden besuchen könne. Vielleicht dachte er dabei an noch innigere Verbindung, die ihn dann später auch wieder jener

schaurigen und gefährlichen Nachtwanderungen gänzlich überhöbe.

In den wenigen Familien von Beamteten wurde der hübsche, unverheirathete Mann wohl empfangen. An schönen Töchtern war kein Mangel; doch wie weit blieben alle hinter seinen Schwestern zurück! Wie eng waren die Interessen, wie kleinlich die Absichten, wie beschränkt die Urtheile, wie gemein die Gesinnung und lächerlich die Eigenliebe dieser zwischen Bergen und Bauern eingenisteten Familien und ausgebrüteten Töchter! Aber die jungen Mädchen waren dabei frisch und freundlich, und ein Zentner siebzehnjähriges Mädchen-Incarnat ist ein gar reizendes Gepäck für einen jungen Mann, besonders wenn es durch zuthuliche Blicke an ihn addressirt ist. Dazu waren die Abende der Heimkehr noch trocken und heiter, lau die Lüfte, die durch die falben Buchenwälder rauschten. Nur wenn Robert ausgeschlafen erwachte, und statt der Abendsehnsucht die frischen Tagesarbeiten vor sich hatte, bat er den Himmel, ihn doch hier am Orte vor aller Heirathsthorheit zu behüten.

Indem er nun, um sein Revier kennen zu lernen und sich in Weg und Wald zu finden, den Park und den Forst nach allen Richtungen durchkreuzte, begegnete ihm wiederholt und auf den einsamsten Pfaden ein auffallender Mann, — groß und stattlich von Gestalt, vornehmer Miene und nach städtischem Zuschnitte ge-

kleidet. Er trug, wie es eben nicht mehr ganz nach der Mode war, ein dickes spanisches Rohr mit großem Goldknopf und schwarzseidenen Quasten. Robert hatte bei seinen freilich nach dem Staatskalender, diesem Noth- und Hülfsbuche deutschen Spießbeamtenthums, gemachten Besuchen jenen Mann nirgends gefunden, und was noch mehr befremdete, so kannten ihn auch die alten Forstaufseher nicht. Der Fremde nickte kaum zum Gruß, und betrug sich auch auf den heimlichsten Pfaden des Waldes, als gehöre er so gut, wie jede majestätische Buche daher. Nur als ihn Robert eines Tages im Thiergarten selbst mitten in pfadlosem Geheg betrat, schien der stolze Mann doch selbst zu fühlen, daß er sich zu erklären habe. — „Sind Sie vielleicht der neue Herr Förster?“ blieb er stehen, indem er sich ganz bequem rücklings auf sein spanisches Rohr lehnte. „Ich suche hier Waldmeister. Die Pflanze scheint in dieser Gegend selten. Dürfte ich wol, wo ich finde, größere Quantitäten nehmen? In der Forstordnung ist dies Gewächs nicht erwähnt — so viel ich höre. Ich stelle Versuche an. Sie wissen, dies Kraut gehört zu einer sehr begabten Pflanzenfamilie, die hauptsächlich in den heißern Zonen ansässig ist. Unser armer hierher verbannter Waldmeister muß aber auch, ich rechne darauf, noch etwas mehr, als Färbestoff, besitzen.“ — Bei diesen letzten Worten lächelte er mit bitterer Ironie, erhob sich und ging mit so herablassendem Blick rasch

in den Wald hinein, daß Robert, sonst nicht so leicht verlegen, unwillkürlich eine tiefe Verneigung machte. —

So stand es, als der Amtsort Limbach sein Kirchweihfest beging. Robert war beim Amtmann zu Tisch, und fand hier die übrigen ihm bekannten Familien. Nur zwei ihm fremde Frauenzimmer kamen zum Kaffee: eines verstorbenen Actuars Wittwe, die mit einem Töchterchen ein einsames Häuschen bewohnte, und ein junges Frauenzimmer, das gleich beim Eintritt auf die angenehmste Art befremdete. Ihre Haltung, ihr Benehmen war durchaus in der besten Gesellschaft gemodelt. Ohne schön zu sein, war sie im hohen Grade anziehend und einnehmend. So einfach sie sich betrug, setzte sie doch die übrigen Frauen in Befangenheit und in jenes ländliche Gezier, mit welchem man sich dem überragenden Gegenstande gleich zu stellen sucht. Doch machte sich auch ein gewisses Mißtrauen in den Mienen der Gesellschaft bemerklich, und einige ältere Frauen schienen mit einer Art von Janusköpfen begabt, die vorne lächelten und rücklings höhnelten. —

Roberten that es wohl, sich so unerwartet an die liebenswürdige Art und Weise seiner Schwestern erinnert zu sehen, und nicht bloß im Äußern, sondern auch im Gespräch fand er Anklänge von Bildung und Interessen, die nicht orts- und amtsansässig waren, und ihn zugleich erquickten und aufregten. Er erkundigte sich bei einer der Frauen nach der ihm als Mathilde

Wendlin vorgestellten Fremden. Man wußte aber nichts Näheres, als daß sie mit einem wohlaussehenden gesetzten Manne, angeblich ihrem Vater, vor wenigen Tagen aus dem benachbarten Städtchen Tremsen, drei Stunden jenseit des Gebirgs und der Landesgrenze, herüber gezogen und auf kurze Zeit bei der Aktuarswitwe Miethe genommen hatten. Die Frauen suchten durch bedenkliche Mienen die mangelnden Nachrichten zu ersetzen. — Es ist ein hübscher und noch sehr rüstiger Mann, ihr Vater, hieß es, er muß früh geheirathet haben, und scheint sehr reich zu sein, — ein Sonderling, der seine heimlichen Wege geht, ob's Hochmuth ist, oder vielleicht ein bös Gewissen — ? —

Robert war unangenehm berührt. Der Argwohn gegen die liebenswürdige Mathilde verdroß ihn, und doch nahm er an sich wahr, wie gern man in geheimnißvollem Dunkel an dem fest hält, was Einem eben gereicht wird. Roberts Verstimmung fand einen Ausbruch, als das Gespräch, wie ein ländlicher Bach an seinen Ufern leckend, auch auf die Wilddieberei im nahen Wildgarten kam, wo sich denn der junge Förster, dessen Amtsehre freilich dabei im Spiele war, sehr heftig und drohend ausließ, seine muthlosen Waldaufseher anklagte, und das Vorhaben aussprach, sobald er die Schlichwege und Schlupfwinkel der Wilddiebe mehr ausgekundschaftet haben werde, mit einigen tüchtigen Burschen aus dem Schützen-Bataillon Jagd auf die Frevler zu

machen. Vielleicht mochte unser junger Freund, der bei diesem Gegenstande Mathildens Aufmerksamkeit auf seine Rede gelenkt sah, dem interessanten Mädchen zu Gehör seinen Eifer und seine Drohungen auch ein wenig übertreiben. Indeß war es sichtbar, daß Mathilde dem lebhaften Förster, ob von seiner Rede oder Person angezogen, mehr Theilnahme als anfangs zuwendete. So schien es ihr ganz angenehm, als die Gesellschaft, um den Zug und Tanz der Landleute um die Linde mit anzusehen, sich an die Fenster der verschiedenen Zimmer vertheilte, daß Robert mit ihr an einem und demselben Fenster zu stehen kam. Sie lenkte die Unterhaltung auf die Residenz und erfuhr von seinen wenigen Bekanntschaften daselbst. Robert war nur einmal dort gewesen, um sich prüfen zu lassen und seinen Vorgesetzten zu empfehlen; allein der vorige Oberlandforstmeister Steinhorst war eben mit dem Herzoge in's Bad verreist gewesen.

Sie haben also Steinhorst nicht gekannt? fragte sie rasch. — Nein, versetzte er. Den jetzigen kenne ich, aber ich gewinne dabei nicht so viel, als ich an jenem sehr ausgezeichneten Manne verloren habe. Im Verlaufe der Unterhaltung beklagte Robert die Einsamkeit seiner Wohnung und die Oede der Gesellschaft. Er vermißte Lektüre, Journale, Literaturblätter. — Mit diesen Artikeln kann ich aushelfen, erwiederte Mathilde. Ich erhalte wöchentlich mit der Bötin, die nach Tremsen

hinüber geht, diese und jene Neuigkeiten aus einem Lese-
kreis, den der dortige Rektor besorgt. Wir haben bei
ihm gemiethet, und er hat meinen jüngern Bruder in
der Pension.

Robert nahm das Angebotene mit Artigkeit an, und
bat um Erlaubniß, ihrem Vater Besuch zu machen. —
Mein Vater, versetzte sie etwas befangen, ist jetzt in
sehr trüber Stimmung, und gerade um ganz einsam
zu sein, hierher gezogen. Besuchen Sie aber die Witwe,
unsere Hauswirthin, die das Erdgeschoß bewohnt, und
zu welcher ich, wenn ich Abends herunter komme,
all' meine Lektüre mitbringe. Doch — setzte sie mit
erblassender Befangenheit hinzu — Abends haben Sie
es mit den armen Wildschützen zu thun —.

Wie? erwiederte Robert verwundert, diese Frevler
finden bei Ihnen Bedauern, mein Fräulein, — Sie
nehmen sie in Schutz? —

Frevler — ja! fuhr sie mit bebender Stimme
leise fort. Aber nicht alle Wilddiebe sind Diebe. Viel-
leicht, welche unglücklichen Menschen darunter sind, die
von keinem Wilde gelockt, sondern von Wahnsinn ge-
trieben werden. Ich habe Geschichten gehört, vielleicht
erlebt an Männern, die früher jagen durften, für welche
die Waldluft ist, was reißenden Thieren geleckteß Blut.
Ein Wahnsinn treibt sie auf die Fährte des Wildes.
Was bewegt den Nachtwandler auf das Dach, auf den
grauenvollen Giebel, seinen Hals zu wagen? So sind

jene Waldwandler, nennen wir sie so! Ja, lieber Förster, es sind beklagenswerthe Menschen. Sonst heißt es wol, man solle ein Auge zudrücken: thun Sie das aber nicht; denn wenn Sie das linke zudrücken, zielen Sie mit dem rechten desto schärfer. Nein, machen Sie ein Auge auf, das über dem Herzen, und damit Sie mehr sehen, als das entsetzliche Ziel — die schlagende Menschenbrust. Ich bitte! Nehmen Sie nicht immer Nummer Null, wenn Sie auf jene Unglücklichen laden; nehmen Sie manchmal Nummero Mitleid.

Sie hatte bei diesen Worten und dem aus Befangenheit gesuchten Scherz ihre Hand auf seinen Arm gelegt und lächelte; aber die Hand zitterte und ihr Auge zwinkerte, so daß sie sich rasch nach dem andern Zimmer entfernte. —

Robert verließ früh die Gesellschaft, zerstreut, nachdenklich, aufgeregt. Hundert Gedanken durchkreuzten sich, und rissen eben so viel Empfindung mit sich in den wirren Tanz. Offenbar war es kein bloßer Einfall, auch keine unbefangne Theilnahme an einer Klasse elender, frevelnder Menschen, was Mathilden in diese Gemüthsbewegung versetzt hatte. Dennoch konnte sie, denkbarer Weise, für keinen Bruder, keinen Geliebten, keinen Angehörigen oder Freund zu jener leidenschaftlichen Fürbitte hingerissen worden sein. Diese Leidenschaftlichkeit erschien nun unserm Freunde als ein zweites Räthsel zu jenem ersten der häuslichen Verhältnisse

Mathildens. Aber er hielt sich an ihr edles Auge, das alle Nebel niederleuchtete. Welch' ein Mann, der wirklich liebt, wird sich auch von bloßen Räthseln in die Flucht schlagen lassen? Er geht daran, sie zu lösen. —

Robert ging seinen Besuch zu machen. Er fand Mathilden in der untern Wohnung bei einer geschmackvollen Stickerei, in der sie das Töchterchen der Witwe unterwies. Mathildens Haltung und Miene war anfangs ein wenig von Verlegenheit angelaufen, und ließ vermuthen, wie sehr sie selbst jene leidenschaftliche Aeußerung nachempfunden und vielleicht bereut habe. Doch bald verschwand jener Anhauch. Die Blätter und Bücher wurden herbeigeholt, für den Freund eine lang entbehrte Augenweide, als er sie durchlief. Es wurde über neue Schriften, neue Richtungen der Literatur, über altes und neues Schriftstellergefieder geplaudert. Mathilde zeigte sich gleich liebenswürdig bei den Federn, die sie herausstrich, wie bei denen, die sie rupfte. Dort war Gefühl, hier fehlte es nicht an Geist, und was Roberten am meisten befriedigte, — er fand sich im Ganzen in Sachen des Geschmacks und des Urtheils, der Literatur und des Lebens, in Uebereinstimmung mit dem liebenswürdigen Mädchen. Er dachte nicht an jene Räthsel, so lang Mathilde blieb. Und wie sie sich, ihres Vaters Küche zu besorgen, entfernt hatte, ergoß sich hinter ihr das Lob der Witwe. — Das waren nun Abhandlungen aus höhern Regionen, sagte sie, das vorhin

Gesprochene; aber Sie sollten sie auch im Haus und am Heerde sehen! — Und wie denn die jüngern Wittwen, vielleicht weil sie sich eben selbst frei fühlen, das Freien nicht lassen können, so setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu: die da, Herr Förster, sollte einmal im Thiergarten wirthschaften! Ich meine, — es ist dort Alles ein wenig in Verfall gerathen. Ja, bei Blumen und Bienen ist sie wie bei Büchern zu Hause, und weis Federvieh und Schriftsteller richtig zu behandeln, besonders wenn sie den Pips haben. —

Es fiel Roberten ein, sich bei der Plaudernden nach Mathildens Verhältnissen und Verbindungen zu erkundigen. Er erröthete und schämte sich des Schleichweges. Doch der Gedanke setzte ihm aufs Neue zu, er konnte ihn zuletzt nicht los werden. — Sie ist für Mathilden so sehr eingenommen, dachte er, sie wird nichts Liebloses sagen, sie wird die Räthsel im Guten lösen. — Allein die Frau wußte selbst nichts Näheres, als daß der alte Herr mit Mathilden und einem Söhnchen seit ein paar Wochen im benachbarten Städtchen Tremsen beim Rektor Zimmel, einem Schwager der Witwe, wohne und daß er jüngst, als sie zu Besuch drüben gewesen, Lust bezeigt habe, hier im Orte, der schönen waldigen Einsamkeit wegen, einige Wochen zu leben. Sie habe ihm ihre oberen Zimmer vermiethet, und sei nun sehr zufrieden darüber, wenn sie besonders das Glück in Anschlag bringe, daß ein so vorzügliches Frauenzimmer, wie

Mathilde, sich täglich mehrere Stunden ihrem Töchterchen widme.

Robert fragte nach den Freunden und Bekannten Mathildens oder ihres Vaters.

Haben gar keinen Umgang hier und auch zu Tremsen nicht gehabt, versicherte die Witwe. Bekommen aber viel Briefe aus der Residenz, — ich habe das Postzeichen gesehen, — die jedoch alle nach Tremsen an den Rektor adressirt sind. Zum alten Herrn kommen dann und wann einzelne Männer hier aus der Gegend. Von meinem Manne selig her kenne ich einen oder den andern, obschon sie sich meist in der Dämmerung ins Haus drücken, als zurückgekommene oder unordentliche Menschen. Es sollte mir leid thun, wenn der gute Herr, der ein reicher Mann scheint, solchen Lumpen etwa Vorschüsse machte. Seine Tochter scheint auch gar nicht zufrieden mit diesen Besuchen, und kommt jedesmal betrübt herunter. Ueberhaupt scheint sie unter ihres Vaters Wunderlichkeiten und Heftigkeit viel zu leiden. Aber sie klagt niemals, und so steht mir es auch nicht zu, darnach zu fragen. —

So mußte der junge Robert seine Räthsel ungelöst mit auf die erste Dienstreise nehmen, die er jetzt zur Aufnahme des Holzbedürfnisses in den Ortschaften seines Reviers und zur Vorbereitung des Holzschlages antrat. An einsamen Abenden dämmerten jene Räthsel immer wieder an ihn heran, sie konnten aber das Ver-

trauen zu Mathilden nicht verscheuchen. Er ward immer mehr inne, wie sehr er sie liebe. Denn so oft er auch, wie man wohl in den besten Stunden thut, seine Zukunft oder auch nur eine Gruppe seines Lebens, wie er sie auszubilden, auszumeißeln wünschte, in wachem Träumen voraus modelirte; Mathilde war immer mit dazu gedacht, ihr Walten immer mit hinein geträumt. Robert kehrte mit dem befestigten Vorsatze zurück, um ihre Neigung und Hand zu werben. Zart und edel, wie sie ist, dachte er, wird sie dich entweder abweisen oder dir ihre Räthsel lösen, nimmermehr dich aber in ein unklares, unreines Verhältniß mit hinein ziehen. —

Die Unterbrechung einer liebenswürdigen Bekanntschaft wirkt wie ein neuer Firniß auf einem alten guten Bilde: das Bekannte gewinnt an Glanz, und neue Züge treten aus dem Dunkel hervor. Robert machte bei seiner Wiederkehr diese Erfahrung nicht nur an der Geliebten, sondern ihrem freundlichen Empfang nach schmeichelte er sich, selber auch ein wenig überölt zu erscheinen. — Tag für Tag kam er nun bei anbrechendem Abend aus dem Thiergarten herüber, ohne jedoch Gelegenheit zu einem vertraulichen Gespräch zu finden. Der Winter war rasch eingebrochen, der Frühschnee blieb auf diesen rauhen Bergen liegen. Mathilde beklagte ihn jedesmal, wenn er in dunkler Nacht zurückkehren mußte. Wie nun aber Mondschein in die beschneite Landschaft fiel, fragte sie sogar jedesmal den

scheidenden Freund, ob er morgen wieder käme. Diese Frage niemals ohne sichtliche Befangenheit gethan, wie freute sie ihn! Und durfte er dann ausbleiben? Er kam, und fand die gestern Befangne heut in noch größerer Unruhe. Ein behaglich Gespräch, wie sonst, an welchem auch die Hauswirthin Theil nahm, wollte nicht in Gang kommen; er mußte mehr, wie sonst, laut vorlesen, oder Mathilde setzte sich an's Klavier und sang aus voller Brust. Und wenn nun dazwischen dennoch aus dem Thiergarten ein schneedumpfer Büchsenknall um den andern gehört ward: so erblasste sie, so verstummte er. Er fühlte sich verlegen, aus Schonung für Mathilde; aber der Vorwurf peinigte ihn, daß er statt den Wilddieben, seinem Herzen nachgehe. Und ist der Mensch einmal mit sich selbst unzufrieden, finden alle unheimlichen Gedanken Zugang.

So regten sich auch wieder die Zweifel an der Geliebten, die ja bei jedem Schuß die offenbarste Angst verrieth. Dennoch hing an der Frage nach Morgen, die sie an sein Gutnacht knüpfte, ein Gewicht, das ihn folgenden Abends unwiderstehlich herüber zog. Oft kam er unmuthig über sich selbst; wollte aber nicht wegbleiben, weil vielleicht gerade diesen Abend Gelegenheit wäre, sich mit Mathilden zu erklären. Zuweilen, wenn sich abermal ohne Verständigung die Thüre hinter ihm schloß, blieb er vor dem nächtlichen Häuschen stehen, und schwang im bittersten Groll die geladne Doppelflinte gegen die

verwünschte Wohnung, von der er nicht wegbleiben konnte. Rannte dann durch den ächzenden Schnee unter den dickbedufteten Bäumen hin, um welche der Mond und ein leiser Nebel webte. —

Dies war im November, und erst nach dunkeln Wochen beim Dezembermondschein fand unser Freund die langgewünschte Gelegenheit, Mathilden eines Abends allein zu treffen, da ihre Wirthin mit dem Töchterchen zu einem kleinen Ball beim Amtmanne gingen. Das trauliche Stübchen, die heitre Miene Mathildens erleichterten dem Freunde das liebebekennende Herz und die liebewerbende Hand.

Sie blieb ein Weilchen stumm und tiefbewegt sitzen; dann antwortete sie aufläächelnd:

Es wäre gut gewesen, lieber Freund, wenn wir noch länger so still mit einander verkehrt hätten, ohne die Zukunft zu berühren. Mein Leben wenigstens hat jetzt auch Winter und läßt sich nicht anbauen. Sie werden freilich sagen, ich hätte ja nur die einfache Wahl zwischen Ja und Nein: aber wenn man immer zwischen Ja und Nein hindurch kommen könnte, wie glücklich wäre man!

Und warum nicht? fragte er betrübt.—Warum nicht? Die Ja und Nein sind ja keine freien Vögel, sie wachsen ja auch auf ihrem Boden und haben zarte Würzelchen.

Wie meinen Sie das, Mathilde? — Je nun, — weil ich mit Nein Ihnen und mir Unrecht thäte, mit

Ja den Geheimnissen meines Vaters zu nahe träte, zu denen ich Ihnen mit diesem Ja den Schlüssel gäbe. —

Ei, rief er lebhaft aus, wenn Sie keine Geheimnisse haben, die Ihres Vaters fechten mich nicht an.

Lieber Freund, lächelte sie mit aufgehobenem Finger, und verrathen Sie mir denn nicht im Augenblicke, daß meines Vaters Geheimnisse in Ihren Augen doch schon einigen Schatten auf mich geworfen haben? Kann es denn auch anders sein? Sind wir Frauen denn im Leben so fest, so abgeschlossen, soll ich sagen — so glatt, daß nicht, was uns so nahe berührt, sich in uns einsaugte und an uns abfärbte? Und wenn ich auch daran nicht denken will, oder wir uns vor wohldenkenden Freunden leicht wieder weiß waschen können, wissen Sie denn, ob Ihnen selbst jene Geheimnisse nicht im Wege liegen, so daß Sie, wenn Sie solche gekannt hätten, ihnen ausgewichen wären?

O Mathilde, kränken Sie mich nicht noch! rief Robert aus. Halten Sie meine Empfindung zu Ihnen für so schwach oder selbstsüchtig? —

Nein, erwiederte sie; aber darf ein junger Mann mit so viel Anlagen und Kenntnissen für seine Zukunft sich in der Liebe abschließen, darf er Ruhm, Wirksamkeit, Glück so geradehin aufgeben? Wenn Sie sich aber vielleicht für Manns genug halten, aus Liebe auch Schwierigkeiten und Hindernissen zu trotzen, so fühle ich mich doch auch weiblich genug, eben so aus Liebe

mit meiner Hand dem Freunde keine solchen Lasten aufzubürden. Nein, lieber Robert, je mehr ich daran denke, desto mehr muß ich Sie bitten, heut auf keiner Antwort zu bestehen, mir Zeit zur Ueberlegung, zur ruhigen Abwägung auch Ihres Wohls zu gönnen. Ich dächte, lieber Freund, — wenn das Ihnen einige Zufriedenheit gibt, — Sie könnten aus all' dem Gesagten errathen, welche Antwort ich Ihnen gern geben möchte. —

Darf ich das, Mathilde? rief er, faßte und küßte ihre Hand.

Lassen Sie mich noch hinzusetzen, fuhr sie fort, indem sie mit einem sanften Druck ihre Hand befreite, — meines Vaters Verhältnisse sind eine gestürzte Lawine, die wir nicht selbst wegschaufeln können, die vielleicht aber wegschmilzt, ehe wir uns dessen versehen. Also mir, lieber Freund, Bedenkzeit; Ihnen bleibt für alle Fälle Muth, — das beruhigt mich. —

Wie Robert mit einem herzlichen Gutnacht Mathildens das Haus verlassen hatte, stieß er an der Gartenecke auf jenen stattlichen Mann, dem er bisher und seit er auf das spanische Rohr gelehnt über den Waldmeister gesprochen hatte, nicht mehr begegnet war. Er trug auch jetzt in der Nacht jenes spanische Rohr unterm Arm, und betrat das Haus, von Mathilden mit dem Gruße: Guten Abend, lieber Vater! empfangen.

Während er nun hierüber verwundert, über Mathildens Erklärungen nachdenklich bei den letzten Strahlen

des untergehendes Mondes dem Thiergarten zueilte, hatte Mathilde mit ihrem Vater eine nicht sehr erfreuliche Erörterung. Er schalt sie, daß sie dem Förster das Geleit gegeben, daß sie ihn überhaupt in Abwesenheit der Hausfrau angenommen habe. — Es ist mir ganz gleichgiltig, sagte er, daß Du ihn hierher lockst und angenehm unterhältst, wenn ich ihm — da drüben nicht begegnen mag; aber Du wirst hoffentlich seine Wünsche in Schranken zu halten wissen. Ihm kann's wohl Ernst sein, aber Du — einen Förster! Und zumal diesen, den man gar nicht befördern kann. Ha dieser als muthig und eifrig empfohlne junge Mann! Welch ein Held! drüben hängt er seine Pflicht an den Haken, und läuft einer thörichten Liebe nach; gibt seines Fürsten Park den Wilddieben — ich sage den Waldmeistern Preis, und will demnächst befördert sein? Kann man einem Solchen jemals eine Forst-Inspektion anvertrauen, und könnte ich meine Tochter geringer verheirathen? Äffen magst Du ihn, aber darüber lässest Du Dich am Ende selbst bethören, von dem Schönfratzen!

Äffen, Vater, verlocken? Bei dem Himmel, das ist meine Absicht nicht. Ich sollte ihn um seine Beförderung bringen, seine Ehre, sein Glück —.

Sie konnte nicht ausreden; heftige Thränen erstickten ihre Worte. —

Ich begreife Dich nicht, Mathilde! fuhr der Vater fort. Du bist doch sonst so unklar über dich nicht.

Meinst Du, ich hätte Dein Verfahren nicht begriffen, wenn Du Dich mir auch nicht erklärtest? Du mißbilligest meine nächtlichen Ausgänge; gut, ich kann Dir das nicht erklären, und es steht Dir darüber keine tiefere Einsicht zu. Dabei aber ängstigest Du Dich doch um mein Wohl. Am Ende ist Deine kindliche Liebe so mächtig, daß Du selbst nicht inne wirst, warum du eigentlich einem jungen Manne so freundlich begegnest, der mir gefährlich werden könnte. Nun laß das, Mathilde! Du siehst wenigstens, daß ich Deine kindliche Liebe nicht verkenne. Aber ich beschwöre Dich, — bewahre mir deine Hand! Vielleicht, wie nothwendig sie zu unserm Glück ist. Hier lies den Brief, den ich bei meinem Ausgang empfing. Der Herzog ist höchst aufgebracht über die Partei, die ihm einen unfähigen Mann an die Spitze der Forstverwaltung untergeschoben hat. Er spricht täglich von mir; er weiß wo wir leben, und hat ein Wort von einer großen Treibjagd fallen lassen, die hier im Revier veranstaltet werden soll. Verstehst Du, Mathilde, was das heißt? Und daß ich hier mit dem guten Rechte der Zukunft — auf die Jagd gehen darf? Gesetzt nun zur Befriedigung, wenn auch nur zur scheinbaren Ausgleichung mit der adlichen Partei wäre Deine Hand nöthig, und Dein mütterliches Vermögen für irgend einen Lump, der von ist, das heißt, nichts hat. Du kennst meine Ansichten über das, was adelt, Mathilde; können wir aber die Welt, zumal

die jetzt wieder ins Fäustchen lachende Welt ändern? Da haben sie nun den kleinen morschen Adel auf eine Winde gesetzt, und schrauben ihn langsam wieder in die Höhe. Sie mögen zusehen, wenn sie ihn oben haben, womit sie ihn stützen, und ob die alten Schwellen und Eckpfeiler des Staatsgebäudes bei künftigen Aequinokzialstürmen halten. Die Sparren sind gut; — nämlich die sie im Kopfe haben, die Dachsparren. Aber soviel ist wahr: liebenswürdige junge Männer sind darunter, und wenn es sein müßte — zu unserer Herstellung, zu unserm Glück und Glanz — so suchten wir für Dich den allerliebenswürdigsten heraus, Mathildchen! —

Auf diese Rede, während welcher Spott und Freundlichkeit um seinen Mund wechselten, versetzte Mathilde sehr entschieden: Meine Hand ist kein Ausgleichungsmittel, Vater. Bei Gott, diese Hand, siehst Du diese Hand da, ist mein, und hier dies Herz, das jetzt von Unzufriedenheit und Unmuth heftig schlägt, ist auch mein, und ich will diese beiden nicht hingeben für das, was Du Glück und Glanz nennst.

Sie ließ nun alles Schelten des erzürnten Vaters ruhig über sich ergehen, und wünschte gute Nacht, sobald er schwieg. — Für Mathilde war es eine schlaflose Nacht. Der Vorwurf quälte sie, den ihr Vater ausgesprochen und sie nun sich selber machte, — den Freund von seiner Pflicht abgehalten zu haben, aus Angst um den Vater. — Es läßt sich nicht denken, daß

Mathilde mit ihrem freien Geist unklar über ihr Verfahren geblieben sei; wie oft aber täuschen sich nicht die besten und einsichtvollsten Menschen über ihre Regungen! Sie begehen stillschweigend, wovor sie erschrecken, wenn es genannt wird. Dies war geschehen und zwar von demjenigen, um den es geschehen war. Diese Kränkung kam zu jenem Vorwurf. Und noch ein Drittes mischte sich dazu, die Furcht, daß sie vielleicht Roberts Beförderung und Dienstehre wenn nicht verscherzt, doch verletzt habe. Diese Besorgniß trieb zum Handeln an: Mathilde schrieb bei anbrechendem Tag an Robert.

„Kaum, daß meine Bedenkzeit anfängt, lieber Freund, finde ich mich schon zu einem Bekenntnisse gedrängt, wenn es auch ein andres, als Ihr gewünschtes ist. Mein Interesse an Ihren freundlichen Abendbesuchen hat sich mit den Rücksichten, die ich, wie Sie wissen, für die unglücklichen — Waldwandler habe, heimlicher Weise so einverständigt, daß ich bei diesem doppelten Egoismus Ihr eigentliches Beste aus dem Auge verloren habe. Ich muß es nun nachholen. Erfahren Sie also, daß man hier um Ihre abendlichen Besuche weiß, und Ihnen solche als Dienstvernachlässigung verargt. Nun muß ich Sie zu dem auffodern aus Vernunft, wovon ich Sie aus Empfindung möchte abhalten können. Mögen Sie diese Selbstüberwindung als einen Beweis meiner Theilnahme für Sie ansehen;

dann werden Sie Ihre Besuche so einrichten, daß Sie Abends auf Ihrem Posten sein können, wo ich denn für Ihr Wohl bei so gefahrvollen Pflichten zum Himmel blicken werde. Heut bin ich unwohl und hüte das Zimmer." —

Der junge Freund konnte nicht ergründen, was seit gestern Abend vorgefallen sei; doch war er auf der rechten Spur, daß es zwischen Mathilde und dem Vater geschehen sein müsse. Aus dem Briefe selbst schöpfte er mehr Hoffnung als Besorgniß. Eine echte Theilnahme war darin unverkennbar; auch hatte er gehört, daß Angst und Bekümmerniß bei Frauen leicht in Liebe umschlügen oder die Liebe erhöhten.

Gegen die Wilddiebe war er bisher nicht ganz unthätig gewesen; er hatte ihre Wege und Winkel ausgekundschaftet und manche Anordnung gegen sie getroffen. Hierzu hatte er sich anfangs eines Bettlers, der täglich in seiner Küche um einen Löffel Suppe anhielt, als Kundschafters bedient, da dieser die Wilddiebe in den verschiednen Dörfern persönlich kannte, und Winke über ihre Unternehmungen gab. Als jedoch die hiernach bemessenen Vorkehrungen jedesmal fehl schlugen, so ward der Bettler selbst verdächtig, und Robert fing an, seine Maßregeln anders auszuführen, als er sie hatte laut werden lassen. Dies that er nun einige Tage nach Empfang des obigen Briefes, indem er, sobald gegen Abend die Waldschützen ausgesendet waren,

nach entgegengesetzter Seite in den Wald schlich, und sich, um bei der strengen Kälte die Frevler bequem abzuwarten, von einer Magd einen alten Stuhl und eine Wildschur nachtragen ließ. Er hatte nämlich ausgeforscht, daß die Wilddiebe gern an einer Stelle überstiegen, die von außen durch ein Dreispitzwäldchen gedeckt und innerhalb der Mauer nicht weit von einem Wildschuppen entfernt war, in welchem zu Winterszeit das Wild gefüttert zu werden pflegt, wo mithin ohne lang zu warten eine gute Beute leicht zu machen war. Hier im Fichtengebüsche zwischen der Mauer und dem Schuppen nahm jetzt Robert seinen Lauerposten auf dem Stuhl, von der Wildschur nothdürftig vor Kälte geschützt. —

Der Mond schien hell auf die beschneiten Wälder und die schneeglänzende Landschaft; das Schloß Bilstein leuchtete hoch über die Mauer herüber. Es war eine so feierliche Stille umher, daß man vom Dorf herüber die Thurmuhr schlagen hörte. Nicht lange, so vernahm Robert von außen herüber Gemurmel, Männerstimmen, halbunterdrücktes Gelächter. Leise zog er seine Büchse am Körper empor, und setzte sie auf seinem rechten Knie auf. Jetzt wurde an die Mauer geklopft; Roberts Hahn knackte. Eine Hand faßte zum Aufschwung auf den Scheitel der Mauer durch den Schnee in das feste Moos des Gemäuers; Robert legte an Ein Kopf tauchte auf, ein Bein schlug über. Hell im

Mondschein saß umherspähend — Mathildens Vater auf der Mauer. — Nun, Waldmeister? rief es von außen.— Mein Rohr, Michel! gebot der Waldmeister. — Waldmeister und der Teufel! schrie Robert. — Der auf der Mauer stürzte sich hinüber; Roberts Schuß stäubte ihm den Schnee von der Mauer nach; draußen hörte man die verschwindenden Männer ferner und ferner ab rufen und pfeifen. —

So war denn diese Dezembernacht für Robert zu einer Mainacht geworden: Zweifel waren zu Boden geniebelt, Hoffnungen aufgeknospet. Denn welche Neigung mußte Mathilde für ihn haben, um ihn seiner Dienstehre wegen auf die Fährte ihres eignen waldwandelnden Vaters zu treiben? Die Bibelwahrheit fiel ihm ein, daß ein Weib Vater und Mutter verlasse, um dem Gatten anzuhangen. Dem Gatten! Ein Brautgemachschauer überrieselte ihn. —

Nur Eins blieb unerklärt, der frevelhafte Hang des wunderlichen Vaters. Robert nahm sich vor, mit Mathilden offen zu reden und dem Vater eine ehrliche Theilnahme an der Jagd anzubieten, wenn es ihn doch so unwiderstehlich an's Jagen treibe.

Mit Ungeduld erwartete der junge Förster den andern Tag. Als er Nachmittags in Mathildens Wohnung trat, empfing ihn die Hauswirthin mit verlegener Miene. — Mathilde und ihr Vater sind fort, sagte sie. Hier sind einige Zeilen, die sie zurückgelassen; der

Himmel weiß, was vorgefallen ist. Der alte Herr kam gestern in der Nacht nach Hause ganz still und wie krank, und heute früh, es war kaum grauender Tag—.

Robert hörte nicht zu, er hatte das Billet aufgerissen und las:

„Der Himmel gebe, daß Sie heut kommen können, diese Zeilen zu empfangen. Mein Vater ist in der Nacht so sanftmüthig nach Hause gekommen, wie es ihm nur bei unglücklichen Begegnissen geschieht. Er schweigt über Alles, er treibt nur zur Abreise, ich weiß nicht, was geschehen und wen das Unglück betroffen. Wir gehen wieder nach Tremsen. Was Sie thun mögen und können, hängt wohl mit davon ab, was vorgefallen. In einigen Wochen will mein Vater, wie er der Wirthin sagte, wieder herüber kommen. Das ist mir ein Trost, wenn es keine Ausflucht ist. Leben Sie wohl!"

Mehr, als was Robert hieraus leicht entziffern konnte, wußte die Wittwe nicht zu sagen; nur sollte sie noch, wenn dem Herrn Förster daran gelegen wäre, die Lektüre durch die Bötin fortbesorgen. — Dies war Kleinigkeit gegen so viel Ungewißheit und Leid, die Robert empfand. Der Tag hatte ihm entrissen, wofür die Nacht gutgesagt. Er kehrte nachdenklich und ungewiß, was zu thun sei, in seine kalte Einsamkeit zurück. —

Während unser Freund manchen Tag nicht mit sich einig ward, ob er nach Tremsen reiten und Mathilden besuchen solle, erhielt er von dem Freund in der Residenz einige Winke, daß der neue Oberlandforstmeister täglich tiefer in der Ungnade seines Fürsten sinke, daß der Herzog sehr verstimmt sei, und man ihm zu einer großen Treibjagd im Park und Revier des Bilsteiner Jagdschlosses gerathen habe. — Dies setzte den jungen Förster in lebhaftere Thätigkeit. Er wollte gern mit den Hauungen vorrücken, einige Anschläge und Taxationen beendigen, alles Rechnungswesen beseitigen, Zeichnungen fertigen und einsenden, um den Herzog und seine Begleitung vor ihrer Ankunft zu befriedigen und für sich einzunehmen. Dabei mußten die Wilddiebereien vollends abgeschreckt werden; denn gegen derlei Frevel war der Herzog leidenschaftlich. Alle diese Angelegenheiten hielten den Freund ununterbrochen in Athem, und er durfte keinen Tag für sein Herz in Anspruch nehmen.

Endlich, nachdem die wichtigsten Arbeiten nach der Forst-Inspektion und der Residenz abgegangen waren, nahm er sich die Zeit und ritt eines Morgens nach Tremsen über die Berge. Des Rektors Wohnung fand er beschriebener Maßen nach dem Gasthaus zum Freischützen, welchem sie gegenüber lag. Er nahm hier ein besonderes Zimmer, und wartete es ab, bis er sich am Fenster Mathilden gegenüber zeigen konnte, als sie mit

einem Tüchlein die abthauenden Fenster wischend aufsah. Eine fragende Gebehrde Roberts wurde mit einem einladenden Winke beantwortet, und er eilte hinüber.

Der Empfang war herzlich, das Gespräch traulich. — Ich weiß nun das Vorgefallene, sagte Mathilde, und bin darüber leichtern Herzens; vielleicht sind auch Sie über Manches beruhigter. Meines Vaters Verhältnisse bleiben zwar noch ein Geheimniß; sie sind aber auf dem Wege in Ordnung und an's Licht zu kommen, ohne daß sie durch einen zweiten Schuß gelüpft und gelöst zu werden brauchten. Es ist überhaupt nichts dabei, was einen Ehrenmann bestürzen könnte; nur fürchtete ich Manches, was Ihnen an meiner Hand hinderlich gerade in Ihrer Laufbahn werden konnte. Das Alles ebnet sich aber bereits. Und so kann ich denn die mir genommene und so unerwartet verlängerte Bedenkzeit schließen, und Ihnen die Antwort geben, um die Sie herüber geritten sind. Ja, lieber Robert, ich will die Ihrige sein, so weit ich über mich selbst verfügen kann. Meinem Vater müssen Sie noch Geduld schenken. Doch denkt er schon besser von Ihnen. Lächeln Sie nur! Seine Gedanken kommen aus den Wallungen seines leidenschaftlichen Gefühls. So ist er nun einmal. Ich hoffe, ein ihm bevorstehendes gutes Ereigniß wird ihn uns geneigt machen. Wenn es aber seinen Stolz steigerte, so wird ja meine Hand bald mündig, wie es mein Herz schon ist.

Robert war überrascht, entzückt. Eine wiederholte Umarmung bekräftigte den Bund.

Hätte ich nur Deines Vaters Liebhaberei gekannt, sagte späterhin der junge Freund, er hätte ja täglich auf die rechtmäßigste Weise jagen können; ich hätte es ihm angeboten.

Er würde es nicht angenommen haben, mein lieber Robert, erwiederte sie; doch kann ich Dir diese Wunderlichkeit jetzt noch nicht erklären. Es ist nicht bloß Eigensinn, Grille, oder weil er am Verbotnen mehr Lust fände: es ist eine Art von Stolz, der in seiner Stellung und in seinen Erwartungen liegt, und der lieber an der Gegenwart frevelt, um der Zukunft keine Rücksichten aufzulegen. Aber laß das jetzt, Du kannst mich nicht verstehen! —

Indem sie sich wiederholt umarmten, überraschte sie der heimkehrende Vater.

Was ist das! rief er zornig und hob drohend ein zierliches Stöckchen, das er statt seines frühern spanischen Rohrs trug. Hier ist mein Geheg, Förster, wie wagen Sie es — wie kommen Sie da herein? —

Der Ton, die Gebehrde des erzürnten Mannes waren so verletzend, daß Robert sich vergessend erwiederte: wie ich herein komme? durch die Thüre, mein Herr, — nicht über die Mauer. — Diese Anspielung riß den leidenschaftlichen Mann vollends hin. Er stürzte auf den Jüngling und packte ihn. Robert aber war gewand-

ter, wenn auch nicht stärker, und versah sich des Vortheils, seinem Gegner den Stock zu entwinden. Mathilde sprang erbleichend dazwischen, und gebot Roberten das Haus zu verlassen. — Er gehorchte mit einem fragenden Blicke nach der Verlobten, auf welche sich nun das ganze Hagelwetter des väterlichen Zorns entlud. Sie ertrug es gefaßt, und verwies alle Fragen und Vorwürfe auf eine leidenschaftlose Stunde. Sobald diese gekommen war, erklärte sie fest, daß sie sich mit Robert verlobt habe.

Ist das Trotz? fragte der Vater. — Nein, erwiederte sie; ich stärke mich nur an meinem Dulden. Du handelst, seit wir hier in Verbannung sind, fast nur nach Leidenschaft oder Laune, lieber Vater, und weißt, wie sehr ich gelernt habe, das alles und mehr als sich sagen läßt, mit Muth zu ertragen. Laß mich nun mit demselben Muthe für mich handeln. Warum, bester Vater, zürnest Du darüber? Du hast schöne Hoffnungen auf Wiederherstellung in Amt und Ehren, und das sollte dich versöhnlich machen. Gönne dann mir auch etwas. Ich kann nicht, wie Du, in verlorne Würden wieder eingesetzt werden: laß mich also ein neues Glück desto fester ergreifen! —

Du sprichst von Glück? lachte er. — Was, mit dem — Förster? —

Mit dem edeln, gebildeten Manne, antwortete sie, der wohlgerüstet seinen Beruf angetreten und Athem hat, tief genug auf die längste Laufbahn der Ehren.

Wie sehr verdiente er, Deinem bessern Herzen nahe zu stehen, wenn er auch noch viele Rangstufen unter Dir ist. Sonst hast Du ja doch die Menschen nicht an dieser Skala der Rangordnung gemessen. Wie oft hast Du es für eine Schmach unserer kleinen Residenz erklärt, daß man auch das gesellige Leben mit den Dienstschranken der Rangklassen durchschneidet, — für eine Lächerlichkeit, daß im Umgang, wo Talent und Sitte gelten sollten, jeder dünkelhafte Kopf sich mit dem dürren Heckenwerk befriedigen will, das um seinen rothen Halskragen gestickt ist. So laß mich denn auch jetzt keinen großen Werth auf die Röthelstreife legen, womit die Staatsdiener zu den verschiednen Pferchen gezeichnet sind. Und wenn es ja, wie Du es an dir selbst erfahren, um eure Würden so scheu und wandelbar aussieht, so preise Deine Tochter glücklich, daß sie sich lieber an etwas so Zuverlässiges und Treues halten kann, als sie an Roberts Herzen findet. —

Mit solchen Erklärungen brachte sie den ungestümen Vater wohl zum Schweigen, doch nicht zur Einwilligung in eine Verbindung mit Robert, dem er die kecke Antwort und Gegenwehr nicht vergessen konnte.

Unser junge Freund betrieb indeß zu Hause, im Forst und am Schreibepult die wenigen noch übrigen Arbeiten mit dem Behagen, das ein Glücklichliebender empfindet. Als solchen fühlte sich Robert. Mathildens Liebe galt ihm wie eine unschätzbare Perle, seit er

wußte, in welch' echten Muth sie gefaßt war. Diese Stimmung des Vertrauens und der heitersten Hoffnung ward durch einen regelmäßigen Briefwechsel unterhalten, den Mathilde eröffnet hatte, und die Bötin wöchentlich hin und her trug, die, als ein altes, brüchiges Weberschiff, selbst nicht wußte, welch' zarten Einschlag sie in die seltsam genug angezettelte Wechselliebe weben half. In solchem Briefwechsel spinnen Ehrlichliebende die heimlichsten Gedanken, die feinsten Regungen, die farbigsten Gefühle aus, und lernen durch Trennung, Seel' in Seele gezogen, einander oft inniger kennen, als durch persönlichen Umgang, so lange die Brandmauern des Körpers zwischen den lodernden Herzen stehen.

So kam der Mondstand des Januars herbei. Der alte Wendlin hatte sich mit Mathilden wieder zu Limbach in der ehemaligen Wohnung eingefunden, ohne daß Robert diese Rückkehr mit den gleichzeitigen Anstalten, die zum Empfange des Herzogs im Jagdschlosse Bilstein getroffen wurden, in andren, als zufälligen Zusammenhang brachte. Nach Mathildens Wunsche sahen beide Liebende sich nur selten bei Tage, wo sie sich auf verabredeten Spaziergängen trafen.

An diesen hellen Abenden ließen sich wieder Schüsse von Wilddieben hören, die sogar auch wieder, wie die Spuren im Schnee zeigten, die Mauern überstiegen. Der Herzog wurde erwartet, Robert fürchtete Verdruß und Vorwürfe, und war darum mit verdoppeltem Eifer

hinter den verwegnen Frevlern her. — Bei dem Wald=meister genügte ein Schreckschuß, dachte er, von die=sen Gaunern muß ich aber Einen oder den Andern auf den Pelz treffen. Ihr Pelz oder mein Amt! — Indeß machten es ihm die durchtriebenen Bursche nicht so leicht: sie handirten sehr abwechselnd, bald hier bald dort, so daß Robert mit seinen paar Leuten mehrere Abende ihr Unternehmen verfehlte.

Freitag Abends, nachdem er seine Schützen ver=theilt hatte, schlich er selbst nach der Stelle hin, die seit der Stunde, wo er den übersteigenden Waldmeister geschreckt hatte, von den Wilddieben gemieden schien. In geringer Entfernung von dem dortigen Wildschup=pen hörte er einen Schuß. Von Zorn hingerissen, eilte er der Stelle zu; wie er aber an eine mondhelle Wald=blöße kam, jenseit welcher er Geräusch hörte, nöthigte ihn die Vorsicht, einen Umweg unter Waldschutz zu nehmen, und sich leise zu nähern. Dadurch gewannen aber die Frevler Zeit, ihre Beute über die Mauer zu schaffen. Robert hörte sie drüben plaudern. Er eilte eine Strecke an der Mauer hinab, bis wo er im Schat=ten überhangender Fichten, seine Doppelbüchse um den Hals, über die Mauer unbemerkt hinaus steigen konnte. Hier schlich er am Saume des Wäldchens wieder hin=auf der Stelle zu, wo die übergestiegnen Frevler hal=ten mußten. Sein Eifer mochte ihn doch zu rasch forttreiben; er wurde gehört, die Männer schwiegen

aufhorchend, und Robert, der sich an einen starken Baum andrückte, bemerkte Einen im Kittel mit eingedrücktem Hut, das Gewehr an der Hüfte, nach der Oeffnung des Waldes hervorschleichen. Zwei andre blieben zurück. Wie Jener, ohne den Förster hinter dem Baum zu bemerken, so weit seitwärts geschritten war, daß Robert, wenn er erblickt wurde, ihm oder den beiden Andern eine Blöße geben mußte, indem ihn der Baum hier oder dort nicht mehr deckte, schrie er, obgleich der Mann im Kittel noch nicht ganz schußnah war: Steh', Wilddieb! und schoß in zu raschem Eifer auch gleich auf ihn ab, eh Jener, seines Feindes ansichtig, das Gewehr anschlagen konnte. Getroffen ließ er es fallen, und sank gegen einen Baum, an dem er sich vergebens aufrecht zu halten suchte. Ein Schuß fiel auf Seite der Wilddiebe; die Kugel schlug in den Baum, der Roberten deckte. Der Schütze sprang dem Getroffenen bei, während der Dritte mit gespanntem Gewehr gegen Robert gerichtet stehen blieb, so daß Robert nicht wagen konnte hervor zu treten, wie Jener sich scheute, dem Förster näher zu kommen.

Während sich beide so im Schach hielten, bemühte sich der Andre, den getroffnen Kameraden aufzurichten und fortzuführen oder zu tragen. Dieser schien nicht schwer getroffen, und Robert fürchtete, daß ihm die so günstig gepakten Feinde am Ende ganz entgehen würden. Er benutzte seine schattige Stellung, indem

er sich bückte, sein Gewehr an den Stamm des Baumes gedrückt, unbemerkt anlegte, und auf den Wilddiebposten abfeuerte.

Dieser schrie und stürzte, Robert entsprang in den Wald, setzte entfernt genug über die Mauer, und eilte keuchend nach dem nächsten Gebüsch, wo er, von der Angst und Hast erschöpft, in den Schnee niedersank.— Wie er sich erhob und umsah, war das Schloß Bilstein erleuchtet. Der Herzog mußte angekommen sein. Robert hörte in einiger Entfernung draußen pfeifen, und zweifelte nicht, daß es ein Hülferuf der Wilddiebe gegen entferntere Kameraden sei. Er trat an die Mauer, und hörte einige Männerstimmen, die sich bald fernerhin verloren. Jetzt schwang er sich an einem Baume auf die Mauer, und sah nicht weit im offnen Felde zwei Männer, die einen dritten trugen, und weiter zurück Einen, der den Kameraden auf dem Rücken gebückt fortschleppte. Sie schienen, vermuthlich aus Furcht, daß man ihnen nachsetze, sich zu eilen, um die Verwundeten vielleicht über die Grenze zu schaffen. Robert stieg hinab, den Kampfplatz zu besichtigen. — Die Wildbeute, ein schönes Reh, lag auf dem Platze, ein wollener Handschuh, ein Jagdmesser waren zurückgelassen. Wie er sich schon mit dieser Zeugenschaft des Verbrechens entfernen wollte, bemerkte er eine Strecke weiter ab eine Büchse im Schnee liegen. Es war das starke spanische Rohr des Waldmeisters, —

in der Nähe betrachtet ein feiner, gelblakirter Flintenlauf, dem, nach abgenommenem goldnem Knopfe, ein leichter, in der Rocktasche tragbarer Kolben mit Schloß angeschraubt war. Welch' ein Schreck für Robert! Der zuerst Getroffne war also Mathildens Vater. Im Kolben saß beinah der ganze Schuß, und nur einzelne Schrote konnten wohl, da die weitgetragene Ladung sich ausbreitet, neben dem an die Hüfte gedrückten Kolben in den untern Körper eingeschlagen sein. Von dem Platze, wo der Zweitgetroffne gestürzt war, gingen stärkere Blutspuren nach dem Feld hinab. —

Muthlos, gedankenlos schlich Robert nach seiner Wohnung einer qualvollen Nacht, fieberhaften Träumen entgegen. Er dachte an Mathilde, an ihre frühern Ängste, an ihre jetzige Verzweiflung. Bald auch bejammerte er seine eignen verlornen Hoffnungen. Was konnte er vom Vater, was durfte er von der Tochter noch erwarten? Er verhehlte sich nicht, — er hatte sein ganzes Lebensglück in einem einzigen Schusse verschossen. Denn er mußte ja nun auch noch von Amtes wegen den unglücklichen Wilddieb verfolgen und vor Gericht anklagen. Der schalkhafte Zufall hatte ihm ja den Schuldbeweis an dem bekannten lakirten Büchsenrohr in die Hände gespielt. — Es darf nicht verschwiegen werden, daß Robert lange darüber nachdachte, wie er etwa seine grausame Pflicht umgehen könne. Aber es fehlte seinem Verstand an Schlauheit, wie seinem

Gewissen an Muthe dazu. Es war ein Kampf, — denn auch das kann nicht verschwiegen bleiben — der dem Jünglinge die hellen Thränen kostete. —

Die einzige kleine Hoffnung, die Robert gegen Morgen faßte, war, daß der unglückliche Waldwandler gewiß wieder, wenn es seine Wunden irgend zuließen, nach dem Städtchen Tremsen entflohen sein werde, wie er nach jenem ersten Begegnen gethan. Um ihm dazu alle Zeit zu lassen, entschloß er sich, mit allem weitern Verfolgen zu zögern. Er sendete daher bei Tagesanbruch seine Waldschützen auf die Spur der Flüchtlinge, und befahl ihnen zurückzukehren und ihm zu melden, was sie gesehen und im Dorfe gehört haben würden. Er selber gab sich für krank aus. So ging abermal eine Stunde nach angebrochnem Tage hin. Doch ehe seine Aussendlinge zurückkamen, trat ein fürstlicher Reitknecht ins Haus und lud Roberten vor den Herzog, der wirklich den Vorabend im Schloß eingetroffen war. Robert eilte in seine Uniform, und folgte zu Pferde dem reitenden Boten, der aber statt den Schloßweg einzuschlagen nach dem Dorfe einlenkte. — Der Herzog ist früher aufgestanden, sagte er, und macht dem alten Oberlandforstmeister einen vertraulichen Besuch, weil dieser krank zu Bette liegt. — Dem Oberlandforstmeister Steinhorst? fragte Robert verwundert.

Ja, er ist wieder in Gnaden. Der Herr, sagt man, will ihn wieder einsetzen.

Wo ist er denn? —

Das wissen der Herr Förster nicht? Ei hier in diesem Hause. —

Sie hielten vor Mathildens Wohnung, und der Diener übernahm Roberts Pferd. — Belieben die Treppe hinauf! bemerkte der Reitknecht.

Diese Treppe, welche Mathilde seinetwegen so oft herunter gekommen war, betrat Robert selbst zum ersten Mal, aber mit welcher Verwirrung aller Sinne! Der Herzog, der Geschoßne, Mathilde, der Ober-Landforstmeister — was stand ihm Alles bevor! Auf Mathilde fiel sein erster Blick, als Robert in das Zimmer trat, wo sie bleich, in sichtbarer Angst an die Kommode unterm Spiegel gelehnt stand. Neben dem Bette saß in einem Armstuhle der Herzog, der, Roberts ansichtig, sehr freundlich ausrief: Ha, der Förster! Jetzt richtete der Waldmeister noch mehr, als er schon saß, sich im Bette empor, und faßte mit einem gebieterisch-drohenden Blicke den Förster in's Auge, während er einen offnen Brief mit großer Kanzleischrift in der Hand hielt. —

Sie haben einen Wilddieb getroffen, Förster? Das ist brav! redete der Herzog den jungen Mann an. Haben auch sonst gute Arbeiten eingeliefert. Ich werde Rücksicht auf Sie nehmen. Wie ging's mit dem Wilddiebe? Die Kerls haben ihn über die Grenze geschafft. Der Dorfwächter hat auch keinen gekannt;

lauter Spitzbuben mit schwarzgemalten Gesichtern. Ich hab's schießen hören. Erzählen Sie doch, Förster! —

Vergebung, Hoheit! fiel der Waldmeister unruhig ein. Es freut mich, daß ich diesen Ehrenmann Euern Gnaden so wohl empfohlen sehe, und ihn daher mit noch mehr Zufriedenheit als meinen Schwiegersohn vorstellen kann. Er liebt Mathilden, sie ist ihm gut: was kann ich machen? Ich denke, — er wird sich klug benehmen!

Er sprach diese letzten Worte gedehnt, mit einem bedeutenden Blick gegen den Förster.

Ei! verwunderte sich der Herzog; — eine Ueberraschung —?

Vergebung, mein gnädigster Herr! erwiederte der Waldmeister, — nur das erste Keimauge meines Herzens, das durch Eurer Hoheit überraschende Huld eine frische Frühlingstriebkraft erhalten hat.

Wünsche viele Sprößlinge davon! versetzte der Herzog und brach in ein schallendes Gelächter über den gnädigen Einfall aus. Und nachdem er ihn noch zwei Mal im besten Humor wiederholt hatte, wendete er sich nach Mathilden mit einem freundlichen Glückwunsche. — Gehn Sie, Robert, sagte er dann, und umarmen als Forstmeister ihre Braut. —

Gnädigster Herr —! rief der Vater.

Der glückliche Robert hatte sich indeß Mathilden genähert, die ihm unter der Umarmung zuflüsterte: Um

Gottes willen, schone meinen Vater; der Herzog hält ihn nur für krank. —

Das Paar trat nun vor, dem Herzoge zu danken und den Vater zu umarmen.

Eine Bitte, mein gnädigster Herr, sagte mit einem Blick auf Robert der Waldmeister. Dieser mein Bestallungsbrief ist zwar von älterem Datum, so daß ich bisher schon als Oberforstmeister hätte auf die Jagd gehen können: geruhen Eure Hoheit aber die huldreiche Beförderung meines Schwiegersohnes zum Forstmeister doch vor meinem wirklichen Dienstantritte bekannt werden zu lassen. Des Publikums wegen. Ich möchte meinen alten Feinden....

Der Herzog nickte bewilligend, indem er sich mit den Worten erhob: Auf Wiedersehen, Steinhorst! Fräulein Braut, pflegen Sie den Vater hübsch, und dann zur baldigen Verlobung. Ich behalte mir vor auf die Gesundheit des Paars zu trinken und — der Sprößlinge. Ha, ha! Was meinen Sie, Steinhorst?

O mein gnädigster Herr —!

Vaterländische Sagen.

Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;
Wir werden unsern Kindern vererben sie auf's neu;
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

Chamisso.

Die Nixen vom See auf der Hochzeit.

Von
Gustav Schulz.

Zwei Schwestern, zwei Nixen vom Waldschlucht-See,
So duftig wie Thau, so zart wie der Schnee,
So leicht, wie die Nebel verwehen —
Die hüpften zum Vater, dem Alten so grau:
„Ach, Väterchen, laß uns hinab in die Au,
Zur Hochzeit möchten wir gehen!“

Der Alte nickte das bärtige Kinn
Und sprach: „Ihr Töchterlein, geh't nur hin,
Und laßt es euch baß behagen;
Doch kommt ihr zurück nicht zu rechter Zeit,
Eh' Unke ruft und eh' Schuhu schreit,
Hat's Sterbestündlein geschlagen.“

Da hüpften die Nixen zur Grotte hinein,
Zu heben den Putz aus korallenem Schrein',
Und aus der krystallenen Truhe:
Ein seegrün schimmerndes Festgewand,
Korallen und Perlen und schilfenes Band
Und zierlich geflochtene Schuhe.

Nun tauchten sie auf aus Grotten so tief
Im See im Walde, der schweigend entschlief
Im abendlich hegenden Dunkeln,
Und huschten im rauschenden Schilfe hervor
Und eilten hinab durch buschiges Moor;
Die Spuren der Flüchtigen funkeln.

Die Pfeifen ertönten, die Zitter erklang
Im Dorfe zum Tanze die Tenne entlang,
Und lustig schwirrten die Geigen,
Und Burschen und Jungfern, so schmuck zu erschau'n,
Und rüstige Männer und wackere Frau'n,
Die dreh'ten sich flink in dem Reigen.

Da traten die Fräulein vom See herein
Mit leuchtendem Aug' und glitzerndem Schein
Von seegrün schimmernder Seide,
Verneigten sich gegen der Gäste Schaar
Und grüßten so freundlich das bräutliche Paar
Im hochzeitprangenden Kleide.

Wol faßte die Burschen und Jungfern ein Grau'n,
Dieweil sie die Nixen vom See erschau'n
In ihrem gespenstigen Glanze;
Doch zwei von den Burschen, wacker und kühn,
Die suchten sich ihrer Gunst zu bemüh'n
Und forderten keck sie zum Tanze.

Die Pfeifen ertönten, die Zitter erklang
Zum Tanze die Tenne des Hauses entlang,
Wie tanzten die Nixen so schaulich,
Und koßten so hold im wechselnden Scherz',
Wie ward es den Burschen so warm um's Herz,
Wie ward es den Tänzern so traulich! —

Doch als es nun gegen Mitternacht war,
Da wurde das Auge der Nixen so klar,
Nun traurig und immer trüber:
„Ach, lieben Freunde," sprachen sie leis,
„Jetzt ruft uns des Vaters strenges Geheiß,
„Wir müssen zur Heimath hinüber!"

Die Tänzer baten so innig, so lang,
Da widerstanden sie nimmer dem Drang'
Und thäten gewährend sich neigen
Und drehten sich wieder im Tanze herum,
Doch nimmer so fröhlich, ach traurig und stumm,
Im lustig erschallenden Reigen.

Das trübte den Burschen die Lust so sehr.
Doch trauriger wurden sie immer mehr
Und sprachen zu ihnen mit Leiden:
„Ach, wie's vor der Strafe so sehr uns bangt!
Ach, bis wir hinüber zum See gelangt,
Geleitet uns freundlich, ihr Beiden!"

Drauf eilten sie fort vom Hochzeitstanz',
Und wie sie gingen im Mondesglanz',
Da horchten die Schwestern mit Grausen:
„Ach, hört ihr wohl, wie der Vater keift?“
Die Burschen aber, die Angst ergreift,
Die hörten den See nur brausen.

Jetzt standen die Nixen am schilfigen Rand'
Und reichten den Burschen die weiche Hand
Und ließen sich herzlich küssen
Und lispelten: „Ach, wir werden vielleicht,
Wenn nicht des Vaters Groll von uns weicht,
Auf immer uns trennen müssen.“

„Doch bleibt jetzt hier am Ufer steh'n
Und harrt, bis daß wir euch nicht mehr seh'n,
Jetzt tauchen wir uns hernieder,
Und wenn's tief unten tosend bebt,
Und wenn sich der See blutschäumig erhebt:
Dann seh'n wir uns nimmer wieder.“

Verschwunden waren die Nixen im Nu,
Die Wellen schlagen dem Ufer zu,
Wo ängstlich die Burschen lauschen;
Die Thurmuhr fern schlägt Mitternachtszeit,
Die Unken rufen, der Uhu schreit;
Wie leis' ist des Schilfes Rauschen!

Doch horch! ist's nicht tief unten erdröhnt?
Hat's nicht tief unten im See gestöhnt,
Wie schmerzlich dumpfes Gewimmer?
Und plötzlich seh'n sie, von Schreck' erbebt,
Wie sich blutschäumig die Welle hebt
In Mond's verbleichendem Schimmer.

Wol floh'n sie von Angst ergriffen fort,
Wol mieden sie fürder den einsamen Ort,
Der Zeuge des Spuks gewesen;
Doch sind seit jener Mitternachtszeit
Von kranker Liebe und Traurigkeit
Die Burschen nimmer genesen. —

Der Scharfenstein.

Von
Franz Dingelstedt.

Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich
Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief
drinnen beben;
Das rauscht so dumpf und dröhnt so schwer und rüttelt
an den Pforten,
Bis daß der Berg sich stöhnend hebt und aufthut
aller Orten.

Dann stürzen aus den Klüften flugs viel wimmelnde
Gesellen,
Die sich bei bleichem Mondenlicht in lange Reihen
stellen.
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel wehn
im Winde,
Und um den Feldherrn sammelt sich das stille Heer
geschwinde.

Fort brausen sie in's bange Thal, daß helle Funken
springen,
Sie tummeln sich, sie hetzen sich, wie auf des Sturmes
Schwingen:

In's Vaterland! gen Süden hin! die Stunde hat
geschlagen!
Und wenn's uns heute nicht gelingt, so woll'n wir's
nimmer wagen.

Der Scharfenstein der weiß die Mähr' aus alten
Römertagen,
Da ward an seinem grünen Fuß die beste Schlacht
geschlagen,
Da mußt' die Erde purpurroth gar viel des Blutes
trinken
Und Roma's Adler sieggewohnt in deutschem Staube sinken.

Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufge-
schlossen,
Von Feind' und Felsen rings umher die Römer einge-
schlossen;
Hei! flogen ihre Hiebe nicht, und stürzten nicht die Glieder,
Wie Aehren in dem Waitzenfeld, mäht sie die Sense nieder!

Da warf sich in der höchsten Noth mit flehender
Geberde
Der Imperator stolz zu Roß hernieder an die Erde:
So rette du, du bester Gott, du größter, uns von
Schande,
Berg, nimm uns auf, ein freies Grab in dem Bar-
baren-Lande!

Und horch! zur Rechten donnert's laut. Es blitzt aus Jovis Brauen,
Es spaltet sich im Nu der Berg, entsetzlich anzuschauen,
Verschlungen ist so Freund wie Feind in dunkeln Felsenrissen,
Und drüber sieht man starr und stumm den Scharfenstein sich schließen.

Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müssen aus geborstner Gruft die Römer sich erheben.
Die ziehn und ziehn, gen Süden hin, ein Heer von bleichen Leichen,
Und ziehn und können nimmermehr ihr Heimathland erreichen.

Zur zwölften Stunde kehren sie in Hast von allen Orten
Zurück zum alten Scharfenstein und rütteln an den Pforten;
Der öffnet sich, wie dazumal, mit Tosen und mit Flammen
Und thut sich ob dem letzten Mann ganz todtenstill zusammen.

Der Liebenbach bei Spangenberg.

Von
W. Appelius.

1.

Bis in das dreizehnte Jahrhundert entbehrte Spangenberg jenes hellen Baches, welcher am Brommsberge im sogenannten Blauforst entquillt, sich durch den Giersgrund schlängelt und nach dem Ober- und Hain-Thore fließt. Lange schon war es der Wunsch gewesen, dieses Wasser zur Stadt zu leiten, aber die Arbeit dünkte Vielen zu beschwerlich und zu kostbar; denn über eine Stunde weit mußten Graben und Kanäle angelegt und zum Theil auch in Röhren und Rinnen das Wasser geleitet werden. Mancher Bürgermeister hatte wohl den Plan gehabt, sich durch Ausführung der Sache einen Namen auf ewige Zeiten zu gründen, aber die Vollführung scheiterte stets an den Klippen, welche ein hochweiser Magistrat rücksichtlich der schweren Kosten entgegen stellte.

So mußte denn endlich die Liebe, welche von jeher die klarsten, aber leider auch die trübsten Bäche in das Leben der Sterblichen leitete, auch dieses Werk gründen,

das noch jetzt ein Seegen für die Stadt ist und von seiner Baumeisterin den Namen „Liebenbach“ — „Bach der Liebe“ — führt.

2.

Else Sinning, Tochter des Bürgermeisters in Spangenberg, hatte ihren 19ten Geburtstag gefeiert und war zu einer schönen Jungfrau erblüht. Lange schon war ihre Mutter gestorben, — darum hatte ihr Vater die ehrsame Base Traute zu sich genommen, damit er in ihr eine Stütze des Hauswesens, besonders aber eine Führerin für sein einziges geliebtes Kind gewänne. Mit unbeschreiblicher Liebe und wahrem Stolz hing der Bürgermeister an seiner Tochter, und es war sein sehnlichster Wunsch, daß der Sohn des fürstlichen Vogts seine Else heirathen möchte.

So wenig auch der junge Mann der Jungfrau zuwider war, wollte sie doch nicht seine Hausfrau werden, was freilich zu manchen bittern Bemerkungen von Nachbarn und Basen Veranlassung gab, welche es nicht begreifen konnten, wie eine Bürgerstochter ein so großes Glück ausschlagen könne. Nur Else wußte die Ursache, warum sie des Vogts Sohn nicht lieben konnte, denn schon seit ihrem 16ten Jahre war sie einem Bürgerssohne, Kuno Kretsch, gut, so daß es schon längst zwischen den Liebenden zu einem geheimen Verlöbniß gekommen, wozu Base Traute um so weniger ihre

Mitwirkung, wenigstens Verschwiegenheit versagte, als Kuno allgemein für einen ehrbaren tugendsamen Burschen gehalten wurde, und er der Sohn eines, von ihr früher geliebten, nun verstorbenen, Rathsherrn war.

Destomehr aber war es dem Bürgermeister ein Greuel, seine Tochter, welche den Sohn des fürstlichen Vogts heirathen könne, einem schlichten Bürgersmanne zu geben, der nicht einmal ein eigenes Haus habe, sondern mit seiner Mutter — die er ernähren müsse — zur Miethe wohne.

Oft schon war es zu harten Erklärungen zwischen Vater und Tochter gekommen, und nur die Alles vermittelnde Base, sowie der Pater Hilarius, der beim Bürgermeister wohlgelitten war, vermochten dessen Ingrimm zu mäßigen und die gute Tochter gegen einen Machtspruch des Vaters zu schützen. Kuno wußte es, daß er nicht in Gunst bei dem Bürgermeister stehe, hatte auch zur Genüge durch Base Traute erfahren, wie oft die gute Else um seinetwillen Verdruß gehabt; darum vermochte ihn die Liebe zu seinem Mädchen, die Stadt mit seiner Mutter zu verlassen und an einen andern Ort zu ziehen — nicht um das Verhältniß mit Elsen zu brechen, sondern um den Vater derselben einstweilen zu versöhnen und von der Zeit alles zu erwarten. Mit seinem Vorhaben machte er Base Traute und Elsen bekannt, und obzwar anfänglich diese ein gar betrübtes Gesicht dazu machte, fand doch jene den Plan

höchst verständig, und die Zusage, Elsen behülflich zu werden, ihren lieben Kuno recht oft sprechen zu können, versöhnte auch das liebe Mädchen, ja bald schien es ihr sogar anmuthiger, nachdem Base Traute ihr die Wonne geschildert hatte, einen Geliebten nach längerer Trennung wieder zu sehen.

Zum ersten Male wagten es die Liebenden, sich in Gegenwart der Base Traute zu küssen, und unter heißen Thränen und Betheuerungen ewiger Liebe schieden sie, als wenn es eine Trennung auf Jahre hätte sein sollen.

3.

Kuno zog mit seiner Mutter nach Morschen, und trieb daselbst sein Handwerk als Küfer. Da er hier Gelegenheit fand, etwas Schiffbau zu erlernen, so verbesserten sich seine Vermögensumstände, und bald galt er in Spangenberg als Bräutigam von diesem oder jenem Mädchen; denn viele Eltern in Morschen sehnten sich danach, den guten und fleißigen Kuno zu ihrem Eidam zu bekommen.

Else, von der Treue ihres Kuno überzeugt, hörte solche Nachrichten mit Gleichmuth an, und da der Bürgermeister das Verhältniß seiner Tochter mit Kuno als völlig gelöst betrachtete, so genoß dieselbe auch der ungeschwächten Zärtlichkeit ihres Vaters wieder. Während dieser Zeit wurde der fürstliche Vogt versetzt, und

da hierdurch die Aussicht des Bürgermeisters, dessen Sohn zum Eidam zu erhalten, gänzlich vernichtet ward, so äußerte er einst gegen Base Traute, Pater Hilarius und seine Tochter, wie er gesonnen sei, am zwanzigsten Geburtstage der letzteren ihre Verlobung zu feiern. Überzeugt, daß dieselbe keine andere, als eine anständige und ehrbare Wahl unter ihren vielen Anbetern treffen werde, wolle er es ihr auch einzig überlassen, wen sie ihm als Auserkohrnen zuführe. Auf Vermögen, setzte er hinzu, brauchst du nicht zu sehen; nur fromm und gut muß der Erwählte seyn, und ich werde dann mit Freuden Ja und Amen dazu sagen. Else verwahrte diese Worte in ihrem Herzen, und sie sah sich schon als öffentlich Verlobte mit ihrem Kuno.

4.

Da legte sich plötzlich der Bürgermeister auf ein hartes Krankenlager und glaubte nichts Gewisseres, als daß sein letztes Stündlein ihm nahe; denn auch Doktor Baupelius von der Stadt hatte eine bedeutende Miene über den Patienten gemacht.

Alsobald ließ der Bürgermeister den Pater Hilarius rufen, um seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen. Dieser erschien und griff tief ein in das Gewissen des Kranken, wobei es denn nicht fehlen konnte, daß auch jener harten Behandlung des Vaters gegen die Tochter wegen Kuno's Erwähnung geschah.

Tief ergriffen, vermeintlich dem Grabe so nahe, bereute der Bürgermeister sein früheres Benehmen gegen Else, und nicht ahnend, daß noch Jemand den Gedanken auf Kuno richten könne, erklärte er feierlichst und vor der Theilnahme an den Sakramenten: daß wenn Gott ihn den so nahen zwanzigsten Geburtstag seiner Tochter erleben lasse, an diesem Tag die Verlobung derselben mit dem Manne gefeiert werden sollte, welchen sie selber wählen würde. Sollte ich früher sterben, setzte er hinzu, so ernenne und ermächtige ich hierdurch den ehrbaren Rathsherrn Balthasar Schwartz als Vormund meiner Else, nach seinem besten Wissen und Gewissen, meine Hinterlassenschaft zu ordnen und für mein Kind zum Besten anzulegen, keineswegs sich aber in den Sinn kommen zu lassen, ihrer Verheirathung nach freier Wahl sich entgegenzustellen. Wer war froher als Pater Hilarius? Von diesem Augenblick an hegte er den Gedanken, Else und Kuno zu verloben. Er wußte durch Base Traute, wo Kuno lebte, und sobald als möglich verließ er den Bürgermeister, um sich zu Elsen zu begeben, sie als geistlicher Freund und Vater zu trösten, zu ermahnen und zu erfreuen. Das Mädchen liebte ihren Vater zu sehr, als daß sie sich nicht gesehnt haben sollte, über den Zustand desselben eine treue Auskunft zu finden. Hilarius traf sie auf der Hausflur, wo sie weinend seine Zurückkunft vom Vater erwartete. Bete, mein Kind, für das Leben deines Vaters, rief

ihr Hilarius schon von ferne zu, vertraue auf die Gnade Gottes in dessen Hand Tod und Leben liegt; blicke aber auch voll Zuversicht in deine eigene Zukunft und erheitere dich durch das „Unverhofft kommt oft.“ Dann tröstete er auch Elsen wegen Kuno's, in Betreff dessen sie, wie er von der Base erfahren, noch immer einen Machtspruch des Vaters befürchtete. Und es verstand ihn die Jungfrau, sie ging hin in ihr Kämmerlein, betete für ihres Vaters Leben, aber auch für Alles, was ihr Herz in Furcht und Hoffnung erhielt. Wunderbar erleichtert fühlte sie sich; denn in ihren Ohren klangen noch immer die Worte des Pater Hilarius: „Unverhofft kommt oft.“

5.

Doktor Baupelius war glücklich gewesen. Er hatte das Zipperlein, welches sich auf die Brust geworfen, besiegt, und bald darauf war der Patient wieder völlig kräftig.

Es erschien der so sehnlichst erwartete zwanzigste Geburtstag Elsens, und an ihm wollte der Bürgermeister zwei für ihn so hochwichtige Angelegenheiten ordnen: die Verlobung seines einzigen Kindes und die so lange gewünschte Wasserleitung zur Stadt. Auf drei Uhr Nachmittags hatte er deshalb den Pater Hilarius und den löblichen Magistrat zu sich eingeladen. Diese erschienen, und es erklärte der Bürgermeister den Männern

von der Stadt, wie er gesonnen sei, ein Drittel zu den Kosten der Wasserleitung zu geben, wenn die Anlage auch seinen Namen auf ewige Zeiten führen sollte.

Der Magistrat, eingedenk, wie fast Jeder von ihnen in dem Schuldbuche des Bürgermeisters stehe, — wagte es um so weniger zu widersprechen, als er auf solchen Antrag unvorbereitet war, und die Sache wurde angenommen und beschlossen.

Erfreut, daß sein Wunsch so ganz ohne Schwierigkeiten in Erfüllung gehen solle, wandte sich nun der Bürgermeister an den Pater Hilarius. Ich ersuche Euch nun, Herr Pater, begann er, meine Tochter, die Ihr von Jugend auf so väterlich geliebt habt, mit meinem Willen bekannt zu machen, heut an ihrem Geburtstage sich einen Mann zu erwählen, mit welchem sie Freud und Leid im Leben zu theilen geneigt ist; denn Ihr wißt was ich gelobte, und ich will halten meine Zusage. Hilarius gab unzweideutige Winke, wie er glaube, daß die Jungfrau bereits gewählt habe, worüber sich der Bürgermeister um so mehr freute, als diese wichtige Sache nun noch heut beendigt werden könne; und somit entfernte sich Pater Hilarius, um die Entscheidung vorzubereiten. Er hatte schon vor Stunden Kuno zur Stadt bestellt, und Base Traute war nicht dagegen gewesen, denselben in ihre Kammer aufzunehmen, bis er mit Elsen beim Vater erscheinen könne. Hilarius eilte zur Base Traute und beschied

diese, die beiden Liebenden ihm zuzuführen. Und es erschienen die Überglücklichen und wußten nicht genug zu danken der Liebe und Sorgfalt des guten Hilarius. Schöner hatte man noch nie die Jungfrau gesehen, denn die Heiterkeit ihrer Seele erhöhte den Glanz ihrer Augen, und der Schmuck, den sie aus den buntbemalten Kasten der seligen Mutter gewählt, trug auch das Seinige bei, ihre Reize zu verherrlichen. Mit sich zufrieden und tausendmalige Bestätigung ihrer Schönheit durch den kleinen, in die Wand gedrückten Spiegel empfangend, hüpfte sie die Treppe mit ihrem Lieben hinunter.

6.

Der Bürgermeister war indessen beschäftigt gewesen, seinen Vorschlag wegen der Wasserleitung noch auszuschmücken. Viel sprach er von der Wichtigkeit des Unternehmens, von seiner großen Freigebigkeit, und er würde die ehrsamen Männer von der Stadt noch lange im Kopfnicken erhalten und im Jasagen geübt haben, wenn nicht Hilarius und Base Traute mit ihren Schützlingen eingetreten wären. Wie vom Donner gerührt, saß der Bürgermeister, als er Kuno erblickte, aber in völlige Starrsucht ging sein ganzes Wesen über, als Pater Hilarius das Wort nahm und also begann: „Wie freue ich mich, Herr Bürgermeister, daß Gott der Herr das schöne Werk, so Ihr angefangen, so schnell beendigt; denn wisset nur, Eure liebe Else hat den

frommen, fleißigen und ehrbaren Burschen Kuno Kretsch, den sie von ihrer Kindheit an geliebt, und der ihr unter allen Umständen, Verhältnissen und Trennungen treu geblieben, zu ihrem ehelichen Gemahl erkoren, und kommt heute, nach des Vaters Willen, an ihrem zwanzigsten Geburtstag mit ihrem Erwählten, um den väterlichen Segen zu empfangen. Denn es war ja Euer feierlich ausgesprochener Wille, daß Else wählen solle nach ihrem Herzen. Das hat sie gethan! Aber sie hat auch noch mehr gethan: sie hat gewählt mit Verstand; denn der Bursche ist brav." Da nahte Else, und sie führte an ihrer Hand den schüchternen Kuno und wollte ihres Vaters Hand ergreifen, um ihm zu danken, als sich auf einmal krampfhaft der Mund des Bürgermeisters öffnete und die Worte: Täuschung — Mißverstand — Betrug — herauszwängte. — Fort, — fort — rief er, aus meinen Augen! So war es nicht gemeint! Längst glaubte ich, Else habe den Menschen da — vergessen. Nein, — hieraus kann nichts werden, und ich hätte geglaubt, daß Ihr Pater . . . „Herr Bürgermeister," fiel Hilarius ein, „vergeßt Euch nicht! Ihr wißt, was Ihr in gesunden Tagen — frei — versprochen! Ihr wißt, was Ihr, ohne Zuthun eines Andern, Gott auf Eurem Krankenlager gelobt, Ihr wißt — und diese Männer von der Stadt sind zufällig Zeugen — mit welchem Auftrage Ihr mich vor wenig Augenblicken entsandtet! —"

Auch die Männer von der Stadt, die nun sahen, wohin es gehen sollte, sowie Base Traute, legten für Kuno das Wort ein, und somit sah sich der Bürgermeister in einem Gedränge, das ihm um so lästiger wurde, als er weder vor seinem Beichtiger noch vor den Anwesenden als wortbrüchig erscheinen mochte. Nun ja denn, sagte er nach langem Kampfe, ich bin es zufrieden, aber unter einer Bedingung, wenn nämlich der Bursche da sich verbindlich macht, binnen drei Monaten das so langgewünschte Wasser zur Stadt zu leiten, ohne dabei Meister, Gesellen oder Lehrjungen zu Hülfe zu nehmen. Ist das Werk binnen der Zeit vollendet, und der Bach fließt zur Stadt, so soll Else die Seinige werden. Ist aber diese Frist abgelaufen, ohne daß das Werk vollendet wäre, dann will ich meines Versprechens entbunden sein. Was denn von dem Bau noch unvollendet bleibt, das will ich auf eigene Kosten machen lassen, vorbehaltlich, daß ein löblicher Magistrat auch auf diesen Fall das früher Verabredete erfüllen will! —

Das ist hart, riefen alle wie aus einem Munde, das übersteigt menschliche Kräfte! Man bedenke nur, die Graben und Kanäle, welche bis zum Giersgrunde erforderlich sind, und die Rinnen und Röhren von da an bis zur Stadt. Es soll wohl eine gute Stunde Wegs herauskommen! Man denke allein schon an

die Höhe, welche.....Dabei bleibts, rief der Bürgermeister, ich halte mein Wort!! —

Pater Hilarius wollte soeben das Unbefugte darthun, Gott etwas feierlich zu geloben und hernach Winkelzüge zu machen, als die Liebenden sich festumschlingend laut riefen: Ja! ja! wir wollen es vollenden! Ist es Gottes Wille, daß wir vereinigt werden sollen, so wird uns auch der Himmel Kräfte verleihen, Wunder zu thun!

Die Ausführung der Sache, erwiederte kalt und entschlossen der Bürgermeister, ist des Burschen alleiniges Geschäft; denn ich habe es mir vorbehalten, daß er von Niemandem Hülfe nehmen darf.

Ich, rief Else fest und entzückt, ich bin weder Meister, Geselle noch Lehrjunge! Von meiner Hülfe ist Nichts vorbehalten worden. Und da ich Kuno's Verlobte vor Gott bin, so will ich auch der Welt zeigen, was Liebe vermag. Jetzt eile ich hinweg mit meinem Einziggeliebten, und eher betrete ich nicht wieder die Stadt, bis vollendet ist das Werk, um entweder Kuno's Weib zu werden oder entkräftet mit ihm unter der Arbeit Last zu sterben. Möge Gott die Härte eines Vaters nicht rächen!! —

7.

Es verließen Beide die Stube augenblicklich und rüsteten sich aus mit allem Erforderlichen zum Bau,

und schon vor Abend legten sie Hand an's Werk. Freunde baueten den Liebenden zwei Hütten, in welchen dieselben schliefen, und Freundinnen wechselten ab, die Nacht bei Elsen zuzubringen.

Mit der Frühe des Tages begann ihre Arbeit und endete erst, wenn lange die Sonne untergegangen war. Wenig Zeit gönnten sie sich zu ihrer Pflege, wozu ihnen Base Traute und so manche Freunde und Freundinnen die Mittel im Überfluß herbeiführten. Auch ältere Personen kamen häufig zu den Hartgeprüften, um ihnen wenigstens durch eine gute Anleitung nützlich zu werden. Günstig zeigte sich ihnen der Himmel, denn eine labende erquickende Witterung begleitete ihre Arbeit; und war es, daß sie eine Ermattung fühlten, so bedurfte es nur eines gegenseitigen Blicks, und reiche Stärke strömte in ihre Glieder. — Else war unermüdet in der Arbeit, sie stach Graben, sie führte eine schwere Hacke, wo steiniger Grund war, und mußte es sein, so schlug sie auch den Hohltexel tief bis zum Kern der Erle, die zu einer Rinne bestimmt war, oder sie half den langen Bohrer drehen, um Röhren zu gewinnen.

Wenn dann Kuno die zarte Jungfrau glühend in der sauern Arbeit erblickte, wie sie doch mit freundlicher Miene ihn erheiterte und zärtlich ansprach: „theurer Kuno, mein Kuno!“ dann wollte vor Wehmuth sein Herz zerreißen,

aber öfter ergriff ihn auch ein begeisterndes Gefühl, seine Thätigkeit zu verdoppeln und jede Bangigkeit zu vernichten. Obgleich durch solch' unermüdeten Fleiß die Arbeit sichtlich vorrückte, so sahen doch gar bald die Liebenden ein, daß die Vollführung des Baues binnen der festgesetzten drei Monate unmöglich sei. Sie beschlossen deshalb, sich an den wenigen Stunden der nächtlichen Ruhe noch etwas zu verkürzen, um bei Laternen- und Feuerschein die Arbeit fortzusetzen.

Endlich waren die Graben gestochen, die Kanäle dürftig, jedoch für den Augenblick genügend angelegt, Rinnen gehauen und Röhren gebohrt, und sie hatten nun noch die Materialien zu ordnen, zu fügen und hin und wieder nachzuhelfen. Aber ihre Kräfte waren auch so erschöpft, daß ihre Ermattung einer wirklichen Auflösung glich. Da erwachte in ihnen der letzte Muth, sie griffen gleich Verzweifelnden zur Arbeit und versagten sich zuletzt — ach zu ihrem Verderben! — fast alle Ruhe und Erholung. Jeder neue Morgen vermehrte ihre Angst. Jeder Glockenschlag schlug bang an ihr Herz. Denn bald war die Frist abgelaufen! —

8.

Es dämmerte der letzte Tag! Glück oder Unglück, Verbindung oder Trennung trug er für sie in seinem Schoße. Da kämpften sie mit Todesangst,

Stundenlang versanken sie in todesähnliche Ermattung, und wenn sie sich erholt hatten, schlichen sie doch gleich Schatten an der Reihe der Rinnen hin und her, zu ordnen, zu fügen und nachzuhelfen, und kaum vermochten sie noch „Kuno" und „Else" zu stammeln, so kraftlos waren sie.

Da schlug es eilf Uhr. —

Noch eine Stunde, rief Else; Kuno! mein Kuno! es wird erreicht das Ziel, der Herr hat uns geholfen! Und so stachen sie in mäßiger Entfernung den Damm auf, der bisher das Wasser von ihrer Arbeit zur Seite geführt, und es floß der Bach in sein künstliches Bette und durchdrang kollernd die Röhren.

Sie aber knieten nieder und dankten laut ihrem Gotte und sanken sich wonnetrunken in die Arme. Und es verließ sie die Menge der Zuschauer und Freunde, um den Sieg der Liebe zu verkünden den am Oberthore ängstlich harrenden Volke der Alten.

9.

Halb zwölf Uhr war es, da kam der Bürgermeister und mit ihm die Männer der Stadt, um in der Wirklichkeit zu sehen an dessen Möglichkeit man bisher gezweifelt hatte, wenn nicht in den letzten Tagen, der so wundervoll vorgerückte Bau einige Hoffnung gegeben hätte. Und ehe es zwölf schlug, glänzte der helle

Spiegel des Baches vor der Stadt, im Scheine der Laternen, vor den Augen des jauchzenden Volkes, und Alle freuten sich des Glücks der so hart Geprüften, und es wurde laut der Glaube: daß heilige Geister ihnen geholfen. Nur der Bürgermeister stand sprachlos. —

Der gute Hilarius hatte nicht versäumt, sich auch am Oberthore einzufinden, und im Stillen brachte er dem Himmel seinen Dank, als er den Bach erblickte und hiermit die Versiegelung des Glücks seiner Lieben. Auf den Thurm der Kirche hatte er rüstige Burschen geschickt, und als er das verabredete Zeichen mit einer Leuchte gab, da ertönten die Glocken im feierlichen Geläute. Ach, der Gute wußte es nicht, daß dies das Trauergeläute seiner Lieblinge war! Bald wälzte sich die jüngere Menge an dem Bache hinauf, singend und jubelnd, um die Ermatteten auf ihren Armen triumphirend zur Stadt zu tragen, damit sie vernähmen den Dank des Magistrats, die Glückwünsche der Freunde, die Freude der Bürger und empfingen die Weihe des Priesters. Aber wer beschreibt das Entsetzen! Sie fanden die Liebenden fest verschlungen — in knieender Stellung, mit offenen, zum Himmel gerichteten Augen, mit der Miene der Entzückung — — todt.

10.

Da erhob sich ein Schluchzen und Weinen, und es erscholl bald die Trauerbotschaft bis zur harrenden Menge

am Thore Wehe! wehe! dem grausamen Vater! Fluch dem Barbaren! so äußerte das Volk seinen Zorn bei der Nachricht Dessen, was geschehen. Doch der Bürgermeister hörte nicht mehr die Verwünschungen der Menge; denn sowie ihm das Schicksal seines Kindes kund ward, erlösete ein Schlagfluß ihn von den Martern seines Gewissens. Die Jünglinge und Mädchen aber eilten wieder zurück zu den Seligen, fertigten von dem Holze der beiden Hütten eine Tragbahre, legten die Verklärten, die sich noch immer fest umschlungen hielten, darauf, trugen sie in trauernder Stille zur Stadt und setzten sie nieder in der Kirche.

Und am dritten Tage legte man die Seligen in einen Sarg, der war gefüllt mit lieblichen Blüthen. Mit Klagesängen und Trauermusik trugen sechs Jungfrauen und sechs Jünglinge die Bahre drei Mal um die Kirche und setzten den Sarg dann nieder neben dem neuerbauten Gewölbe.

Aber der gute Hilarius, nachdem er die Stätte geweihet mit heiligem Wasser und gesprochen den Segen über die seligen Lieben, die er gehofft zu weihen zum ehelichen Bunde, hielt eine kräftige Rede über elterliche Gewissenlosigkeit und die gerechten Strafen des Himmels; sprach mit Herzlichkeit von treuer Liebe frommer Herzen und dem seligen Zustand der Vollendeten im Himmel.

Und als er ausgeredet, ertönten nochmals die Glocken, und unter Todtengesang und Trauermusik wurde der Sarg eingesenkt, reich überschüttet mit Blumen. Und es erfüllte das Gotteshaus ein Weinen und Heulen, wie es wohl nie in einer Kirche gehört ist.

Gleichwie der Name, den man dem Bache gab: Liebenbach, nie wechselte in Spangenberg, so erzählt sich auch jetzt noch Alt und Jung die Geschichte der treuen Liebe Kuno's und Elsens.

Der Dreimännerwein.

Von
Gustav Schulz.

An der schnellen Werra Strande liegt ein Städtlein wohlbekannt
In dem ganzen Hessenlande: Witzenhausen ist's genannt.
Ob der Witz daselbst zu Hause? Seht's gedruckt, es muß ja sein.
Sicher sind die Witzenhäuser witzig; bauen sie nicht Wein?

Witz, du danklos schadenfroher, der den spitzen Stachel senkt
In den edlen Saft der Reben, der ihn vaterländisch tränkt;
Schon das Eine, daß den Bürgern sauer wurde dieser Wein,
Mag dir, daß er sauer wurde, keine süße Freude sein.

Sagen doch die bösen Zungen: schriee ein verzogen Kind,
Drohe mit dem Witzenhäuser ihm der Amme Mund geschwind;
Ist, so heißt's, ein Strumpf durchlöchert und ihr schüttet Wein hinein,
Zieht der Strumpf sich flugs zusammen. Wäre das nicht Schneiderwein?

Witzenhäuser, seid ihr witzig, so betrumpft die sauren Herrn:
Ei, sind euch die Trauben sauer, ist der Fuchs wohl auch nicht fern;
Besser haben, als begehren; uns're Trauben sind uns gut,
Und verdünnen, lieblich saftig, schwarzes Hypochonderblut.

Sollen doch sogar die Trauben köstlich einst gewesen sein,
Eh' der edle Sohn des Mostes ward genannt Dreimännerwein;
Einstmal war er feurig-lieblich, doch ein arger Schneiderwitz
Lenkte auf die Rebenberge Bachus schnellen Racheblitz.

Dieser Schneider fand am Berge einstmal einer Höhle Rand,
Trat hinein, und auf der Treppe folgte er der dunklen Wand,
Kam in einen Felsenkeller, kühl, geräumig, dämmerhell,
Hohe Fässer, blanke Krüge sieht sein Auge freudig schnell.

Fürwitz plagt ihn, an dem Fasse dreht er, zapft sich edlen Wein,
Füllt sich zwei gewalt'ge Krüge, sputet sich zum Tagesschein;

Doch, o Schrecken! an der Treppe saßen alter Männer drei
An dem schwarzgemalten Tische, winken jetzt den Dieb herbei.

Schneider, wärst du heim geblieben, jetzt ereilt dich dein Gericht!
Doch der eine von den Alten hebt sich lächelnd auf und spricht:
Komme nur und nimm des Weines wie du wilt und wie du magst,
Aber nimm dir wohl zu Herzen, daß du's nimmer weiter sagst.

Froh zur Heimath eilt der Bürger, zecht im Stillen, scherzt und lacht,
at mit kühnem Schneidermuthe oft den Kellergang vollbracht;
Aber einstmal guter Dinge — weh'! geschwätzig ward sein Mund,
That das Kellerabentheuer seinen Werksgesellen kund.

Als des andern Tags der Meister wiederum die Kluft betrat,
Wo er einst zum ersten Male ausgeführt die tapfre That:
Wehe! an der dunklen Treppe fassen ihn die Männer drei,
Zieh'n ihn zornig in den Keller, tragen einen Krug herbei.

O des Schächers! kläglich sauer zog sich seiner
Wangen Zug,
Saurer denn der schönste Essig ward der Wein in die-
sem Krug;
Ohn' Erbarmen ob des Armen Zwei, die halten fest
und fein,
Einer läßt ihn wacker trinken, trinken — was? — Drei-
männerwein.

Ist der Keller auch verschwunden, leider blieb der
Männer Spur;
Oben auf dem Rebenhügel reift die Traube sauer nur.
Fragt ihr Einen: welch' ein Sörtchen wächst in diesem
Berggestein?
Sagt er gleich mit bitterm Lächeln: Ei das ist Drei-
männerwein.

Und es heißt noch immer, leider! halten müßten
immer Zwei,
Tränke Einer. O du Schneider! O du böse Regel —
Drei!
Laßt's euch sauer werden, Bürger, sauer werde auch
der Wein;
Laßt's euch selbst das Trinken werden, nur den Witz
nicht obendrein! —

Bojarenleben.

Von

Heinrich Scheffer.

Mein Leben steht in gelbem Laub,
Und Blüth' und Früchte sind dahin.

Byron.

Es lag ein graues Wolkenmeer über den Straßen und Häusern der Stadt Bukarest. Die Stralen der winterlichen Sonne waren nicht stark genug, die auf und nieder wogenden Nebelschleier zu zerreißen. Selten drang ein durchglänzender Lichtstreifen in die feuchte Atmosphäre, übergoß die hohen Thürme einer der vielen Kirchen oder den Giebel eines Bojarenpalastes mit einem röthlichen Scheine.

Eingehüllt in einen wärmenden Schafpelz, dessen unbearbeitete Haut den Träger eben nicht vortheilhaft erscheinen ließ, während die lange Wolle, schon sehr graugelb von vielem Gebrauche, sich an die fast nackten Glieder des Oberkörpers schmiegte, einen mächtigen, eichenen Stab in der nervigen Hand, schritt ein junger Mann in aller Frühe dem Palaste eines Bojaren zu. Auf dem Haupte trug er eine rohe Pelzmütze. Die Züge seines rauhen Antlitzes beschattete ein starker, dunkler Bart, die stereotype Erscheinung in dem Colorite des Orientalen. Der kräftige Hirte, denn ein solcher war er, mußte schon einen langen Weg zurückgelegt haben oder einen sonstigen Anziehungspunkt in dem Bojaren-

hause besitzen. Seine Augen drückten eine unverkennbare Freude aus, als er durch die kleine Nebenpforte in den Hof schlüpfte.

„Willkommen Constantin!“ rief dem Eingetretenen mit lauter Stimme der Hofwächter an. „Du willst doch wohl mit dem Herrn nichts zu schaffen haben. Dieser ist heute für keinen seiner Unterthanen zu sprechen. Großes Fest! schönes Fest!“ fuhr er in seine Klause schreitend, wohlgefällig fort: „fällt auch wohl für uns Etwas ab.“

Der junge Mann mochte die Worte als eine Aufforderung zur Folge ansehen. Ohne viele Umstände, den Körper etwas gebeugt, trat er durch die niedere Thür.

War die Hütte eben nicht reinlich, die Wände rusig und das Geräthe nichts weniger als kostbar, für den Angekommenen barg sie ein Kleinod, um dessen Besitz er alle Güter der Welt vertauscht haben würde. Doch dieses Kleinod, das Ziel seiner Wünsche, suchte sein Auge vergebens. Er hörte es nicht, wie der Alte von dem erwarteten Treiben und Drängen des Tages sprach, sah es auch nicht, daß die vielgebrauchte Fiedel und die mit schlechten Darmsaiten überzogene Mandoline aus dem bestaubten Winkel neben dem Feuerheerde hervorgeholt worden waren. „Marizza, Deine Tochter“ antwortete er endlich auf ein wiederholtes Ansprechen des Thorwartes, als dieser müde, seine verständigen Reden so ohne alle Beachtung zu

verschwenden, nach der Ursache des ungewohnten Still-schweigens sich etwas kurz erkundigte.

„Was frage ich nach meiner Tochter!" fuhr jetzt der Vater auf, nicht wissend, wie treffend die unbewußt gegebene Gegenrede gewesen. Doch noch bevor der verlegene Hirte eine andere und mehr überlegte Antwort gegeben, vermehrte sich die Zahl der hier Handelnden. Marizza selbst, der Gegenstand der Rede war eingetreten. Die braunen Wangen des schönen Zigeunermädchens überzog ein dunkles Roth. Die langen seidenen Wimpern ihrer großen Augen senkten sich und der liebliche Mund, schon zum Sprechen geöffnet, schloß sich wieder, als sie Denjenigen erblickte, der ihr bereits öfter im Traume, als im Leben, erschienen war. In dem einfach natürlichen, durch Bildung weder gehobenen, noch verderbten Herzen wogten plötzlich die leidenschaftlichsten Gefühle auf und nieder. Eine Masse von Gedanken bestürmte sie zumal, ohne daß sie ihr zur Klarheit geworden wären, wie die Flamme erlöscht, wenn von allen Seiten die Luft gegen sie anströmt. Schüchtern neigte sie ihr Haupt und das „guten Morgen Marizza!" aus dem Munde des Geliebten, das sich wie ein schmeichelnder Wohllaut an ihr Ohr legte, fand nur eine halbverständliche Erwiederung.

„Seid Ihr Euch so fremd geworden", tönte wieder mitten in die Empfindungen der Liebenden die Stimme des Alten, „daß Ihr Euch nicht mehr zu begrüßen

wißt? Tritt näher Marizza! und Du Constantin", fügte er scherzhaft hinzu „warum bist Du nicht aufgestanden als mein Mädchen kam? Glaubt mir, seit dem letzten Türkenkriege hat sich so Vieles in unserm Rumanischen Lande verändert, daß wir armen Leute auch anfangen dürfen, vornehm zu thun. Die Walachen auf dem Lande sollen weniger an die Bojaren zahlen, aber die Steuereinnehmer werden wohl um so mehr verlangen. Am Ende bringen die Moscalis uns auch noch Veränderungen. Zu den neuen Soldaten können sie unsere Burschen schon brauchen. Und was die Mädchen anbetrifft, an ihnen haben sie, gleich den Bojaren, Geschmack gefunden."

Die Worte des Alten, halb scherzhaft hingeworfen, waren doch nicht ohne eine Beimischung von Bitterkeit. In niederer Lage und in niedrigen Beschäftigungen ergraut, zu allen Diensten gemißbraucht, hatte er dennoch Einsehens genug, die Fehler und Laster seiner Herrschaft kennen zu lernen. In den Busen des jungen Mannes aber hatten seine Worte eine Brandfackel geworfen, deren Feuer rasch aufloderte zu heller, lichter Flamme.

Wessen Schafe er hüthete, ob Russische oder Bojaren-Schafe, war dem rohen Sohne der Karpathen ganz einerlei. Gleichviel wem er seine Kopfsteuer bezahlen mußte. Ein armer Mann, war er auch kein unabhängiger, und er kannte das Leben viel zu wenig, um

große Wünsche zu Veränderungen zu hegen. Aber Marizza, seine schöne Marizza, von den Augen eines Bojaren oder Russen mit lüsternem Gefallen betrachtet zu sehen, war ihm schrecklich, war ihm Tod, mehr als Tod — die Hölle! Die Qualen der Eifersucht stürmten auf ihn ein, krallten sich in sein Herz, das aufschwoll von giftigem Hasse. Das Auge, das wenige Minuten vorher mit so unendlichem Wohlgefallen auf der lieblichen Gestalt der Zigeunerin geruht hatte, sprühte jetzt in leidenschaftlicher Erregung.

„Ist es nicht genug", klang es aus seiner tief geregten Brust hervor, „daß unsere Arme für sie arbeiten, daß unsere Leiber Tag und Nacht glühender Hitze, erstarrendem Froste ausgesetzt sind, daß die höchste Stufe unseres Glückes darin besteht, daß wir unsere Häupter auf die steinernen Stufen ihrer Häuser, auf das Pflaster ihrer Höfe legen dürfen, daß ihre Füße über unsere Rücken schreiten: sollen wir auch noch unsere Weiber ihren Lüsten Preis geben?!" Der junge Hirte hatte sich halb erhoben. Sein ganzes Wesen zitterte vor Aufregung. Der nervige Arm machte eine drohende Bewegung.

Sonderbares Ding, das Menschenherz! Wie wenig ist erforderlich, um es aufzuregen in Sturm, wie die glatte Meereswelle sich aufthürmt, wenn der Stoß des Orkanes über sie hinbraust, und wie viel weniger genügt, um es zur Ruhe zu bringen!

„Costaki! Costaki! Ruhig mein Blut! wer will denn mein Mädchen?“ besänftigte der Thorwart seinen jungen Freund. „Den Pope und die Herrschaft kann ich bezahlen. Wenn der Herr bei guter Laune ist, will ich mein Gesuch anbringen, und dann mögt Ihr Euch nehmen, für jetzt und in alle Zukunft. Aber gerne lasse ich mein Kind nicht mit hinausziehen in das rauhe Leben, und besser wäre es, Du würdest hier Leibkutscher.“

Der Alte, dessen wunderliche Laune es bisher stets unterlassen hatte, der Werbung des Hirten ein williges Ohr zu geben und der jetzt so zuvorkommend die Wünsche der Liebenden gekrönt hatte, weidete sich an der glücklichen Verlegenheit seiner schönen Tochter. Er hatte Mühe, die stürmischen Liebkosungen seines künftigen Eidams abzuwehren.

„Es ist Zeit, daß ich gehe. Es wird heute wieder ein Fahren und Reiten sein, wobei unser Hof gewiß nicht vergessen wird. Seit die Moscowiten im Lande, giebt es Orden für die alten Herrn und Liebhaber für die schönen Frauen. Für mich“, schloß der Alte schmunzelnd, „für mich ist die Sache nicht unangenehm. Wer gab mir früher Caffee, Wein und Fleisch? Von den Abfällen des Herrenhauses mußte ich mich ernähren. Jetzt aber habe ich Alles in Fülle, schöne Rubel noch dazu, und dafür brauche ich nichts zu thun, als Nachts die kleine Pforte zu öffnen und wieder zu schließen. Du schaust mich unwillig an, Marizza. Thue ich nicht

meine Pflicht, wenn ich den Befehlen der Herrin gehorche? und was würde aus uns werden, wollte ich anders handeln?"

Lächelnd schritt er zur Thüre hinaus, das junge Paar sich selbst überlassend.

Wie die kleine tannene Pforte sich geschlossen hatte, der Fuß des alten auf dem Pflaster hörbar wurde, erhob sich Constantin. Er war froh, reich wie ein König. Die schlanke Gestalt Marizzas war ihm nahe, ganz nahe. Ein Schritt genügte, um das zögernde, verschämte, glühende Mädchen in seine Arme zu schließen. Sie war stumm in seiner Umarmung. Ihr Mund sprach nicht, aber ihr ganzes Wesen sagte es, wie sie ihn liebe. Die langen schwarzen Haare ihres Hauptes waren aufgelöst und fielen in Wellen über ihren Rücken hinab. Ihr Gesicht ruhte auf dem stürmischen Herzen des Freundes, als wollte sie die geheimnißvolle Sprache seiner innersten Seele erfahren.

Der junge Hirte fühlte eine Freude, eine Wonne, wie er sie nie empfunden hatte. Seine Arme umfingen die zarte Gestalt, und keine Macht würde diese Arme haben lösen können. Das Gefühl des unerwarteten Glückes hatte ihn überrascht, betäubt, und es schien, als halte er das Mädchen so fest, um sich des süßen Besitzthums erst recht zu sichern.

Sie schwiegen. Denn es giebt Gefühle, welche man schweigend eben so, wie redend, ausdrücken kann.

Indessen wurde es draußen immer lauter. Das Geräusch von den Hufen der Pferde, das Rasseln der Wagen, die lauten Stimmen der Diener und ihrer Herren erfüllten den Hof.

Die schöne Zigeunerin schreckte aus dem Arme ihres Geliebten. Das Treiben der Außenwelt hatte sie aufgeweckt aus dem süßen Traume ihrer Seele. Eine Erinnerung ganz anderer Art schien über sie gekommen zu sein. Sie verbarg ihr Gesicht mit den Händen und ihre Stimme war schluchzend, als sie leise den Namen „Constantin" hervorbrachte. Die frühere Lieblichkeit ihres Antlitzes schien zerbrochen, ihre Augen hingen voll Leid. Jungfräuliche Schüchternheit, bange Sorge und Schaam blickten auf Augenblicke aus ihnen hervor. Doch die langen Wimpern senkten sich dann gleich wieder, wie zum Schutze. Das Mädchen sah aus wie die Angst vor einer entehrenden Bewerbung, und die tiefe Röthe, abwechselnd mit Blässe auf dem schönen Gesicht, zeigte die innere Entrüstung.

Diese tiefe Niedergeschlagenheit, abwechselnd mit Aufregung, war nur von kurzer Dauer. Die Augen erhoben sich wieder. Stolz, Zorn und Haß, glühender Haß, schienen aufzuflammen in ihrem Antlitz.

Das veränderte Wesen Marizzas machte einen wunderlichen Eindruck auf Constantin. Aufgeschreckt aus seinem Glück, stumm und verwundert, dann wieder neugierig, mit ängstlicher Sorge, schaute er auf sie.

Die Arme seines Körpers hingen schlaff herunter. Um die Winkel seines Mundes zeigten sich schmerzliche Linien. Sollte er sich getäuscht haben in seiner süßen Hoffnung? lebte ihre Gegenliebe nur in seiner Einbildung?

Marizza, beinahe zusammengesunken, hatte sich wieder erhoben. Ihre schlanke Gestalt schien jetzt viel höher denn früher. Ihre Züge hatten selbst einen Anflug von Kraft und Muth.

„Höre Constantin", sprach sie mit vernehmlicher Stimme, die voll Leidenschaft klang, „höre, Du mußt mich bald heirathen, sonst wirst Du mich nie erhalten."

Sie schwieg hier, als wäre ihre Stärke schon erschöpft, und die Lippen zitterten, als hätten sie schon zu viel verrathen.

„Ich fasse Dich nicht, Marizza. Ich weiß nicht, ob Deine Worte mir Glück oder Unglück verkünden. Du ziehst Dich zurück vor mir und willst meine Frau werden?"

„Unterbrich mich nicht, mein Freund", fuhr Marizza, jetzt entschlossen die Marter ihres Seelenzustandes vollends zu offenbaren, wieder fort. „Stefano will mich haben, und nur wenn ich mich ihm ergebe, verspricht er mir Rettung vor dem Herrn."

Die Zigeunerin stand still. Ihr Gesicht war leichenblaß und ihr Körper zitterte von der Locke ihres Hauptes bis zur Sandale ihres nackten Fußes. Die Kniee wankten, und sie fiel in die Arme ihres Freundes.

Constantins Auge haftete auf ihr, starr, leblos; fast schien es, als ringe seine ohnmächtige Wuth nach Thränen. Doch diese Stille, wie beim Orkane, war nur der Vorbote seines Zornes.

„Marizza", sprach er mit eiskalter Stimme, „ich entsage Dir. Doch" fuhr er auf, „der Bojar wird verloren gehen, sein Diener nicht leben bleiben!"

Die Adern seiner Stirn waren dick geschwollen; auf seinem Antlitze lag eine furchtbare Wildheit.

„Rache! Rache!" schrie er laut und ergriff mit wahnsinniger Hast den langen knotigen Stab, die einzige Waffe, die er finden konnte. Schon wollte er aus der Hütte stürmen, als der eintretende Thorwart ihm in die Arme fiel, ein tiefes Schluchzen sein Ohr erreichte, und die weichen Arme Marizza's ihn umklammerten.

„Bist Du rasend!" zürnte ihm der Alte, dessen Geist die Ursache dieses Zustandes wohl ahnen mochte, „willst Du uns Alle in Dein Verderben reißen? Leibeigene Zigeuner mit ihren Herrn dürfen nur List und Klugheit anwenden."

Der Lärmen draußen auf dem Hofe übertäubte das Leben in der Hütte. —

„Es ist heute ein festlicher, ein hoher Tag, der Tag des heiligen Nicolaus," sprach gar wohlgefällig und mit sich selbst zufrieden, der alte Bojar Athanasius Dragasco zu seinem Haushofmeister, einem

schlauen Sohne des Fanars zu Stambul, „und ich dächte, wir könnten den Bostelniks und Dienern des Hauses auch eine Freude vergönnen. Der weithin strahlende Glanz meines von Innen und Aussen erleuchteten Hauses, die laute Fröhlichkeit seiner Bewohner, und meine Theilnahme an der Cour der Mitglieder des großen Divans, werden es hinlänglich beurkunden, daß ich ein treuer Verehrer meines erhabenen Herrschers bin.“

Die lange, auf einen gewaltigen Effekt berechnete Rede des Großbojaren, der stolz und im Gefühle seiner neuen Würde, auf den ihm jüngst verliehenen Orden der heiligen Anna, dann wieder auf sein, dem Anscheine nach, so treues und gefälliges Echo schaute, machte den gehörigen Eindruck.

„Wie Du befiehlst, o Herr! soll es geschehen und die Dir erb- und eigenthümlichen Zigeuner mögen Deine Güte bei den Tönen der Fiedel und einem festlichen Mahle preisen.“

Eine devote Verbeugung gegen den hohen Würdenträger begleitete diese Worte und der Grieche entfernte sich, um die erhaltenen Befehle in Vollzug zu bringen.

In gemessenen Schritten langsam auf und nieder schreitend, dann aber einem hohen Trumeau gegenüber, auf dem prachtvollen rothen Divan, dessen golddurchwirkte Franzen fast den Boden berührten, sich niederlassend, blieb der Bojar allein. Ihm war es, als empfände er die Erfüllung von etwas Großem. Sturm

und Aufruhr, Wünsche und Bestrebungen, sociales Mißbehagen und ein Anflug moderner Zerrissenheit — bis in die Länder des Profeten sich ausdehnend — hatten sich in ihm gelegt. Das süße Gefühl des Positiven hatte in ihm die Ueberhand gewonnen. Die Würde eines Großdvorniks, das Chevalierkreuz an der hellrothen Schleife seines Halses beglückte ihn ganz. Mit einem zierlichen Elfenbeinkamme die langen grauen Haare des stattlichen Bartes ordnend, nicht jedoch ohne von Zeit zu Zeit einen zufriedenen Blick in das hohe Spiegelglas zu senden, ließ er die kommenden Erscheinungen des Festtages an seinem Auge vorübergleiten. Ein zufriedenes Lächeln umspielte die zusammengefallenen Lippen. Aus dem durchfurchten Antlitz schauten die dunkelgroßen Augen viel freundlicher denn sonst hervor. Das pelzverbrämte seidene Oberkleid in Falten sich um den Körper schmiegend, das goldgestickte offene Wamms, die weiten türkischen Inexpressibles vom feinsten rothen Tuche in der Mitte des Leibes von einem kostbaren Shwale gehalten, die leichten Oberstrümpfe von gelbem Leder aus Stambul, gaben dem christlichen Bojaren das Ansehen eines türkischen Pascha. Doch wenn auch die Haltung und das Benehmen des Mannes dem Oriente angehörten und nur die Ausschmückung seines Gemaches jene Mischung Europa's und Asien's zeigte, wie sie in den minder barbarischen Ländern der europäischen Türkei, von Christen bewohnt, zu

finden, — sein Ideengang war in dem Augenblicke ein rein nationaler. Das große Werk, die Umgestaltung der Walachei, dessen Bau der Bojar mit begonnen, stand jetzt seiner Vollendung nahe.

In sich selbst, so flüsterte ihm eine schmeichelnde Stimme — und wie oft wünscht sich nicht die Mittelmäßigkeit Glück, wo sie nur das Spiel Anderer gewesen — fand er jetzt Belohnung für Opfer, deren glänzende Anerkenuung von oben herab ihm schon geworden. Träume künftigen Glanzes stiegen in seiner Seele auf und eine geschäftige Fantasie führte ihn in jenen hellen, magischen Kreis der Zukunft, den sonst nur das sehnende Auge der Jugend erschaut. Doch bevor noch die lichten Gestalten Consistenz gewonnen, die süßen Bilder auf die reellen Verhältnisse Anwendung gefunden, wurde der Großbojar in das Gebiet des Materiellen zurückgeführt.

Die hohe Thüre seines Zimmers öffnete sich, um den Fanariotischen Stellvertreter seiner Herrschaft, der die erhaltenen und nicht erhaltenen Befehle anderen von ihm begünstigten Dienern mitgetheilt hatte, wieder herein zu lassen. Das Auge des Griechen zeigte beinahe Verachtung, ein nur leicht verborgener Hohn lag um die Winkel seines Mundes, als er den Gebieter anredete.

„Auf Deinem Hofe, Herr! steht schon eine Menge fremder Troschken, deren Besitzer in das Haus getreten.

Sind sie auch nicht zu Dir gekommen — Du wirst sie heute ohnehin noch sehen — so mag doch Deine Gemahlin sich des Besuches derselben erfreuen. In den Gemächern der Gebieterin drängt eine Uniform die andere und die fremden Gäste, Deine dem Staate gewidmete Zeit ehrend, beeilen sich, ihr wenigstens die Glückwünsche über die vor Kurzem Dir gewordene Auszeichnung an den Tag zu legen. Ich sah bekannte und unbekannte Gesichter."

Der Bojar hörte mit Schmerz diese Worte. Ein schon oft in ihm rege gewordenes Mißtrauen stieg von Neuem in seinem Busen auf. Für jetzt hatte er Fassung genug, seine Gefühle nicht in Worte ausbrechen zu lassen.

Doch ist der Schmerz, den man in sich schließen muß, nicht der schmerzlichste! Sind die zurückgehaltenen verborgenen Gefühle nicht nachhaltiger, leidenschaftlicher, als die offen vor die Welt gelegten!

Indessen, inmitten seiner so plötzlich aufgeregten Stimmung, hatte er der neuen Ehren und Freuden nicht ganz vergessen und um den Groll noch mehr in den Hintergrund zu drängen erschien der Pfeifenträger zur rechten Zeit.

Es war ein reinlicher Knabe von ohngefähr 11 Jahren, nicht allzugroßen Wuchses und einnehmender Haltung. Ein rothes Fes mit blauer Quaste, fest auf seinem Haupte sitzend, hob die feinen Züge des blassen

Antlitzes noch mehr hervor. Die mit Schnüren besetzte Jacke, die an Hüften und Schenkeln faltigen, vom Knie an eng schließenden Beinkleider, in Mitten des zusammengepreßten Leibes von einem Shwaltuche gehalten, gaben dem Körper kein ungefälliges Ansehen. Und doch zeigte das Auge des Knaben jene Kenntniß des Lasters und des Walachischen Boudoir-Lebens, wie sie in solchem Alter in den verschrienen Städten des üppigen und reichen europäischen Lebens selten zu finden. Der Arme hatte die Gebete seiner einsamen Mutter nicht erfaßt. Wenn der Mund sie bisweilen hermurmelte, die Hand auch zum Kreuze sich bequemte, den stillen, frommen, kindlichen Sinn hatte er abgelegt.

In der linken Hand die lange Pfeife mit dem kostbaren, bernsteinenen Mundstück und den zierlichen Email- und Mosaikverzierungen, wie sie die berühmten Meister in der türkischen Hauptstadt trotz europäischen Künstlern verfertigen, in der Rechten die kleine Feuerzange mit glühender Kohle haltend, trat er, demüthig sich verneigend, zu dem Bojaren.

„Hoher Herr," begann er mit leiser schmeichelnder Stimme, „trinke den Tabak mit Vergnügen und mögest Du zunehmen an Glanz und Ehre. Es ist heute im Jahre 1830 der sechste December. Sonst wohl ein gewöhnlicher Tag, wie mir der Pope von der Kirche der heiligen Irene gesagt hat, aber seitdem die Moscowiten hier sind, ein gar wichtiges bedeutungvolles Fest.

Das ganze Haus ist in Unruhe. Deine Wagen sind schon seit gestern in Stand gesetzt, schimmern und glänzen so hell und freundlich, daß sich die Zigeuner mit ihren schwarzen Gesichtern darin beschauen. Das schlechte Nämsenvolk *) läuft schon die Straßen unserer guten Stadt Bukarest auf und nieder, alle Soldaten sind neu gekleidet und ich möchte gerne das Schauspiel mit ansehen. Ich habe schon mehr denn einmal hinten auf Deinem Staatswagen gestanden, Deine Herrlichkeit **) wird mich auch wohl heute begünstigen."

Dabei küßte er den gelben Pantoffel seines Gebieters und beobachtete eine schmeichelhafte Unterwürfigkeit.

„Es wird nicht gehen, Basilaki," sprach, die blauen Dampfwolken in lieblichen Ringeln wohlgefällig aus Mund und Nase fördernd, der gestrenge Herr Athanasius, „denn Stefano muß neben Gregor seinen Platz einnehmen. Doch", fügte er, einen schlauen Blick auf den Knaben werfend, rasch hinzu, „geh' zu Eufemia, der Herrin. Hinter ihrem Sitze wird noch Raum für Dich sein."

Der kluge Kleine wollte sich entfernen, als ein leiser Wink des Gebieters ihn festhielt.

Sich näher zu dem lauschenden Ohr Basils neigend und das Abtreten des verständigen Haushofmeister mit

*) Die deutschen Handwerker, obgleich nothwendig in der Walachei, sind nichts weniger wie beliebt.

**) Gewöhnliche Anrede der höheren Bojaren, die mit den Lords von Altengland wohl noch mehr gemein haben.

einem dankbaren Blick begleitend, flüsterte der Bojar: „beobachte genau das Benehmen meines Weibes mit den Offizieren des großen Zaars, und wenn Du auch die Pariser Frankensprache nicht verstehst, so hoffe ich doch, daß Dir nichts Wichtiges entgehen wird.“

Der gewandte Pfeifenträger entfernte sich, und der Bojar, zufrieden mit seiner List, blieb allein. Sein Herz ahnte es nicht, daß der Bote seines Geheimnisses sich eines ähnlichen Vertrauens Seiten des Gegenstandes seiner Beobachtung erfreute.

Trug um Trug! War es ein Vergehen, wenn die sinnliche, vom verderbenden Hauche eines frivolen Lebens berührte Frau, sich um die Zigeunerliebschaften ihres Herrn und Gebieters bekümmerte? Wenn sie die Huldigungen galanter Fremden in ihr leichtsinniges Gemüth aufnahm?

Auf dem langen Corridor des großen Hauses wurde es jetzt noch lauter, denn zuvor. Die schöne Bojarin, nach der neuesten Wintermode der Salons an der Seine in schwer seidene Stoffe gekleidet, die künstlich geordneten schwarzen Haarflechten mit einem weißen Turbane durchzogen, von kostbaren Perlen umwunden, einen reichen Pelz von den Schultern herabhängend, schritt leichten und gracieusen Ganges aus der hohen Flügelthüre ihres Gemaches hervor. Ein nicht unansehnliches Gefolge erfahrener Roués, Söhne des Mars, in ihrem bunten Schimmer die gefährlichen Freunde der Frauen, umgab

in fröhlichen Reden, süße Schmeichelworte an die Gefeierte richtend, die stolze Bojarin. Ein leichter Blick der dunklen Augen, ein feines Lächeln der schönen Lippen, genügte, um Glück wie Neid zu erregen.

Sie war nicht streng, die schöne Frau, und wie sie an der Thüre ihres Gebieters vorüberschwebte, regte sich keine warnende Stimme in ihrem Busen. Ist die Liebe in dem Weibe wohl zu fesseln? ist sie nicht frei, wie der süße Duft der Blumen, der Alles durchdringt, sich nicht einengen läßt, bis die Blüthe zerfallen und nur die blätterlose Staude noch dasteht? — Mit welcher Grazie und Hingebung legte die schöne Frau ihren vollen schwellenden Arm auf die Schulter des glücklichen Fedor, dessen innerste Nerven in wonnigem Rausche erzitterten, als sie unter der weiten Vorhalle stehend, sich anschickte die breiten Stufen hinabzuschreiten. Ein gewinnendes Lächeln glänzte auf ihren Zügen. Die Augen strahlten in freudigem Verlangen, wie sie die schönen Glieder dem Arme des Günstlings überlassend, die tiefen Verbeugungen der Abgehenden mit einem leichten Neigen des stolzen Hauptes erwiederte und in den ihrer harrenden Wagen stieg.

Doch im Rausche des Vergnügens lebend und demselben entgegen gehend, sollte die schöne Bojarin den eigenen Hof nicht verlassen ohne einen schmerzlichen Eindruck. Als die Rosse den Zügel des Führes fühlten und in raschem Trabe dem harrenden Zuge der im

Hofe stehenden Wagen Raum machten, die besten Grüße der zufriedenen und unzufriedenen Gäste ihr Auge erreichten, fühlte sie die kleine verwegene Hand Basils in ihrem Rücken.

„Hohe Frau“, lispelte der listige Knabe, „sieh dort Marizza, die schöne Zigeunerin, wie sie stolz und übermüthig sich von den übrigen Hausgenossen abgesondert, wie sie sich festlich gekleidet hat und die Augen der Fremden verstohlen sich auf sie richten.

„Feuer und —!“ fuhr es aus dem Munde der Erzürnten. Doch ihre Worte verhallten ungehört. Der Wagen lenkte auf die breite Straße. Die scheue Menge wich auseinander und nur hie und da gab es eine böse Zunge, welche ihre Bemerkungen über die schöne Frau, die sich so nahe an den stolzen Offizier schmiegte, nicht unterdrücken konnte. —

Massen Volkes wogten hin und her. Es schien, als hätte die ganze Bevölkerung der umfangreichen Stadt sich in die steinernen Hauptstraßen zusammengedrängt. Das Streben der Menge hatte jedoch nach der Metropolitenkirche, die auf einem Hügel jenseit der Dumbovitza mit der Aussicht auf die Stadt und die nächste Umgebung gelegen, seine vorzügliche Richtung. Der Eindruck, den das Volk wie die Umgebung machte, war keineswegs ein angenehmer. Letztere wie das Erste, entbehrte der Mannigfaltigkeit. Von Entfernung zu Entfernung ein großer Bojarenhof, ohne sonderlichen

Geschmack gebaut, eine Kirche mit nicht sehr hohen Thürmen, an allen Enden das griechische Kreuz tragend, eine mehr oder minder große Anzahl gewöhnlicher Häuser, für die meist der Name Baracke genügt haben würde, in ihrer Mitte oder gegenüber — war Alles, was auf den ersten Blick das Auge des Beobachters hier finden konnte. Selten nur, daß die architektonischen Formen eines in neuerer Zeit erbauten Palastes, wo jedoch die Verhältnisse auch meist fehlerhaft benutzt worden waren, die Aufmerksamkeit auf längere Zeit zu fesseln wußten. Den einzigen Wechsel boten die Straßen dar. Ein Theil derselben, breite Kothrinnen in der Mitte, war mit Steinen gepflastert. Ein anderer aber, für Fremde sicher der merkwürdigere, mit breiten Eichen- und Tannenbohlen belegt, unter denen sich eine Masse Schmuz angehäuft hatte, dessen Ausdünstung dem Volke der guten Stadt Bukarest schon mannigfachen Tod gebracht, übrigens aber den Holzreichthum des Landes evident beurkundete. Und diese Straßen mit Holz bedeckt, nahmen auch in anderer Hinsicht Achtung in Anspruch. „Gewahrt, gewahrt!“ hieß es da. So oft ein Bojarenwagen dumpf dröhnend über die Hölzer rollte, gaben die Fugen eine Masse der unter ihnen sich gesammelten übelriechenden Flüssigkeit von sich, deren Spuren die naheliegenden Häuser, wie die Kleider der zufällig Vorüberwandelnden zeigten. Für Leute zu Fuße ein großer Mißstand. Doch da es

von diesen in der Walachei ungewiß ist, ob sie zu den Menschen gehören, eben auch wieder kein erhebliches Uebel.

Das Volk nun angehend, das sich heute so zahlreich an den eben beschriebenen Orten eingefunden hatte, so war es mit Ausnahme etwa aus der Ferne gekommener Landleute, ein etwas entartetes und schwächliches. Wie es bei allen unterdrückten Völkern der Fall, blickte aus seinen Lumpen ein schwärmerisch elegisches Wesen hervor. Die Neugier, die es heute gewahren ließ, bot eben auch nichts Erfreuliches dar. Denn wo drängte sich die Menge nicht hin! Ihr gilt es gleich, ob sie zum Tode oder zur Freude der Menschen geführt wird. Bei dem Anblick des blutgetränkten Schaffots, wie beim hochzeitlichen Reigen jauchzt sie auf in wilder, Schrecken erregender Freude, und ihre unedle Schaulust erfüllt das Herz mit Grauen. Oder böte vielleicht die erschütterte Einbildungskraft der rohen Massen, wie Mitleid aussehend, dem Unglücklichen Trost — kann das Jauchzen von Tausenden, aus oberflächlichem, vergänglichem Eindruck hervorgehend, die Seele des Glücklichen höher stimmen? Nur ein Rausch, keine tiefe nachhaltige Erregung kann das Ergebniß sein.

Indessen hatte die Sonne sich höher am Himmel erhoben. Der Tag war so schön und hell, wie er in der winterlichen Jahreszeit nur sein konnte. Lauter und geräuschvoller erscholl das Getümmel der Menge

innerhalb der Stadt, welche von ungewöhnlicher Bewegung erfüllt war. Auf den Straßen hörte man das Gerassel der Wagen, welche die Großen des Staates zu dem feierlichen Kyrie eleison in der Kirche führten. Das Volk fand vollauf Befriedigung seiner Schaulust. Die lauten Schläge der hölzernen Stäbe *), die schweren Glocken, mit ihren lang gehaltenen, weithin tönenden Klängen erfüllten die Luft. Von allen Seiten eilte man, die Nähe der Kirche zu erreichen. Von Zeit zu Zeit rollte der Donner der Kanonen über die Stadt hin und die Truppen der Besatzung bereiteten sich zur festlichen Parade.

In diesem Augenblick fuhr auch der stolze und mächtige Bojar Athanasius zu dem Tedeum. Sein kluges Alter ego stand hinter ihm. Doch die Linie seines Standes wenig beachtend, denn sehr oft beugte Stefano sich über die Rückseite seines Galawagens und flüsterte mit seinem Herrn und Gebieter. Dieser aber schaute gar vergnüglich empor zu den schönen Frauen- und Mädchenköpfen, welche die Fenster der Bojarenhäuser zierten. Nur als er die eigene Gattin, die holde Eufemia, in dem Hause eines Standesgenossen und unter dem Schutze ihres modernen Ritters sah, zog eine leichte Wolke des Mißmuths über sein Antlitz. Sein Auge wandte sich

*) Lange Stäbe, mit denen man, da die Glocken selten, in den meisten Theilen sogar verboten sind, auf eiserne Stangen schlägt und zur Andacht ruft.

ab auf die gaffende Menge. Sie hatte den neuen Orden bemerkt und folgte ihm mit ihren Blicken, als er, vorüber an dem Divanpalaste, die russische Hauptwache passirte. Das „Wache heraus!“, ein schuldiger Tribut für den Träger des Kreuzes, entschädigte ihn für Alles. Das Gefühl seiner Würde kam über ihn. Einen Augenblick hielt er an, um sich des wonnigen Gefühls recht zu freuen. Dann grüßte seine feine dürre Hand, sonst nur gewohnt, den großen Bart zu streichen und die Pfeife zu halten, rechts und links mit gleicher Huld und Herablassung. Vergnüglich wiegte er wieder sein hohes, mit dem künstlichen Kalpack *) geschmücktes Haupt. Wer da behauptet hätte, der Bojar verstehe die feine Lebensart nicht, würde in einen sehr großen Irrthum gerathen sein. Sein Wagen war der letzte, welcher auf dem Hofe des Metropoliten anlangte. Die Kirchenthüren schlossen sich hinter ihm. Für die große Menge der Betlustigen würden selbst die weiten Räume nicht hingereicht haben. Das Volk mußte sich begnügen, mit einzelnen verwehten Akkorden der festlichen Kirchenmusik mit Gesang. Indessen wußte es sich schadlos zu halten. Unbeobachtet und auf kurze Zeit den Augen seiner betenden Herrscher entrückt, ließ es der gemeinen Lästerzunge freien, ungezügelten Lauf.

*) Einem umgestürzten Bienenkorbe nicht unähnlich. Nur in der Walachei giebt es eine so widersinnige Kopfbedeckung.

Während der größte Theil der hier Versammelten in so edler Beschäftigung die Blitze seiner Geister leuchten ließ, oder in stummem Hinbrüten das Ende der kirchlichen Feier und den Anfang der weltlichen erwartete, gab es eine andere Klasse, die ihrer Meinung nach viel höhere Sachen behandelte. Es waren die Koryfäen des walachischen Geschäftslebens, die feinen Unterhändler in den Angelegenheiten des Staates, wie der Leidenschaften. Von den übrigen abgesondert, in Kleidung und Benehmen verschieden, hatten sie die weite Vorhalle der Kirche vorzugsweise in Besitz genommen. Feine Gesichtszüge, wenn auch öfters verlebt und mit den Spuren heftiger Leidenschaften, gewandte Bewegungen, sorgfältige Beobachtung der fremden Persönlichkeiten und Aeußerungen, ein Zurückhalten des allzugrellen Hervortretens ihrer Ansichten, zeichneten diese Leute nicht unvortheilhaft aus. Dem Ursprunge nach waren es meist Griechen, deren Eltern im Gefolge der Fanariotischen Fürsten sich in dem fremden Lande eingebürgert hatten. Wenn auch hie und da eine Vermischung mit slavischem Blute stattgefunden und sie Sprach- und Lebenskenntniß sich angeeignet, für sich und in Gegenwart von Ihresgleichen bedienten sie sich der griechischen Zunge. Noch mehr — ihre größere Fähigkeiten und der hieraus entstandene Einfluß hatten es dahin gebracht, daß selbst die Bojaren, in denen keine Mischung mit Griechenthum, wenigstens einen Theil

ihrer Sitten und Sprache sich angeeignet hatten. Vom Volke und einem Theile der Großen mit Mißtrauen betrachtet, waren sie doch die eigentlichen Lenker. Die Bojaren, zufrieden mit der äußeren Anerkennung, gehorchten ihren Einflüsterungen. Daher auch der überwiegende Russische Einfluß in den Fürstenthümern, die heimliche und offene Antipathie gegen die Türkei, das Ablassen von dem mächtigen Nachbarstaate.

„Dimitri,“ sprach einer von diesen Männern, „es scheint als hätte Dein Herr sich auch zum modernen Leben bequemt. Die fränkische Auszeichnung, stets von glänzendem Erfolge begleitet, belohnt doch selbst Sultan Mahmud die Anhänger des Profeten mit Sternen, scheint ihre Wirkung gethan zu haben. Ich glaube,“ fuhr er nicht ohne einen Anflug von Ironie fort, „die Pariser Kleidung wird folgen. Mit dem Barte ist es bald geschehen. Es mag nur etwas lange dauern, bis das glatt geschorene Haupt behaart. Doch am Ende findet sich auch hierfür Ersatz, die Franken wissen für Alles zu sorgen. So gut unsre Frauen die schönen Zöpfe der Siebenbürgerinnen zu tragen verstehen, können auch unsre hohen Häupter zu dem käuflichen Eigenthum Fremder ihre Zuflucht nehmen. Daß es nicht außer ihrer Politik, Andere zu Rathe zu ziehen, wissen wir am besten.“

Der Grieche schwieg hier. Ein beifälliges Lächeln des Genossen war der Lohn seiner verwegenen Rede.

Das Gesicht Dimitris zeigte jedoch einen andern Eindruck. Offenbar fürchtete er den Kürzern zu ziehen, ohne die Gesinnungen seines Gebieters zu verrathen, daher er schwieg und unter der Maske der Gleichgültigkeit seine innere Bewegung zu verbergen suchte. Der leicht gewonnene Erfolg riß jetzt den Sieger fort, der sich in einer glänzenden Schilderung seiner Hoffnungen gefiel, welche die maßlose Nationaleitelkeit seiner Freunde nur zu sehr theilte.

„Gieb acht, Dimitri: oder horchst Du der walachischen Predigt, die ein Grieche gedacht hat? Oder schaust Du vielleicht nach dunklen Augen, weichen vollen Armen und willigen Lippen in der Menge, die Dir die Sorgen wegküssen sollen? Erstes wie Letzteres wäre überflüssig und das Ueberflüssige, Freund, ist vom Uebel. Die Weiber in der Menge entgehen uns nicht. Noch haben wir Einfluß und Geld. Was aber die Bojarenfrauen angeht, wie Stefano uns bekräftigen wird, da müssen wir warten, bis die Epauletten aus den Hospodarenländern verschwunden sind. Selbst die jungen Gebieter, trotz Pariser Sitten, stehen den Balkanüberschreitern nach.“

Ein lauter Beifall unterbrach hier den Sprecher, der dann sich und den Andern zu Gefallen fortfuhr.

„Sie wird vorübergehen, die Zeit der Entbehrung; für uns gewiß. Da drinnen in der Kirche ist mehr denn Einer, der früher unser Kleid trug und jetzt

gebietet. Wie könnte es auch anders kommen und sind wir nicht Griechen? Bis vor kurzer Zeit nur Menschen der Gedanken, sind wir jetzt auch Menschen des Handelns. Waren die stolzen Moslems zur Zeit unserer tiefsten Erniedrigung nicht Diener Griechischen Geistes? Konnte ein Anderer, als einer der Unsern, Frieden oder Verträge abschließen und haben die Allahbekenner nicht vor Kurzem erst die Erfahrung gemacht, daß sie der klugen Dragomane entbehrten? Wir stehen jetzt in anderen Reihen. Viele sind zu Reichthum und Ehre gelangt, Viele werden sie erreichen. Die Zukunft aber muß uns noch Größeres bringen. Wie unser Volk in vergangener Zeit, das herrlichste und klügste vor allen, soll es auch wieder werden. Das Kreuz wird herrschen, der Halbmond untergehen. Selbst diese Franken, welche hochmüthig auf uns niederschauen, uns für Barbaren erklären, werden wir überragen. Ihre Sprachen bekennen die eigenen Schwächen. Ihre Wissenschaften, von denen sie so viel Aufhebens machen, haben sie nicht hellenische Namen? Sie sind unser Gut, von unsern Vorfahren haben sie dieselben gestohlen."

„So erwirb sie Dir wieder durch Fleiß und Eifer," sprach der bisher so stumme Demetrius, „kühne Floskeln machen sie nicht einheimisch bei uns."

Die wenigen Worte gaben das Signal einer allgemeinen Mißbilligung und Grund zu weiteren Lobes-

erhebungen *). Ein Gefühl von Wichtigkeit hatte die hier Versammelten beschlichen. Ihr ganzes Wesen und Benehmen drückte unverkennbaren Hochmuth aus. Zufrieden und glücklich in ihren Vorzügen, schauten sie auf die des Anblicks ihrer Großen ungeduldigen Massen.

„Seht hin, seht hin, es öffnen sich die Thüren, das Hochamt ist zu Ende,“ schrie es aus der Menge, als die Bojaren und übrigen Großen jetzt zur Kirche heraustraten. Die vorhin erwähnten Leute nahmen ein ehrerbietiges Wesen an und suchten die Nähe ihrer Gebieter. Je nach Zufall oder Absicht bildeten sich Gruppen. Die Etikette, so nöthig, damit aus einem feierlichen Aufzuge kein Gewühl entstehe, erlaubte es nicht sich zu entfernen, bevor nicht derjenige, welcher kraft äußerer Macht und nach dem Rechte des Siegers die Herrschaft über die Walachei führte, geschieden. Die pomphafte Lobrede, wie die kommenden Ereignisse dieses Tages, boten unterdessen Stoff genug, um Unterhaltungen anzuknüpfen.

„In der That,“ begann der ernste contemplative Repräsentant jenes wellenumspülten Eilands, das seine

*) Es ist eine eigene Erscheinung, daß der unwissendste Grieche, überhaupt Orientale, sich über die civilisirtesten Nationen erhebt. Bei den Türken ist der Stolz, das auserlesene Volk des Propheten zu sein, und das Bewußtsein der Herrschaft über die Bewohner des eroberten Landes, die Ursache dieses edlen Wahnes. Bei den Griechen aber, deren Fanatismus minder nachhaltig, ist es reine Eitelkeit und die Arroganz des Halbwissens.

gefürchteten Dreizacke in alle Meere der Welt ausschickt, zu einem Standesgenossen, „Sitten und Gebräuche ändern sich, wenigstens im Aeußern, hier bald. Die Zeit liegt nicht mehr ferne, in der man diese Länder, auch in anderer als in Hinsicht der Lage, zu Europa rechnen muß. Neue Gesetze werden eingeführt, ein milderes Strafsystem, bessere Einrichtung der Schulen, hat man versprochen. Aber Alles dieses muß auf Vernunft und Gebräuchen beruhen. Ich fürchte, man geht zu rasch. Wie kann man ersprießliches erwarten, bevor nicht Helle in dieses Chaos von orientalischen und occidentalischen Ideen gekommen? Und woraus kann diese Klarheit hervorgehen, wenn die Interessen dieser Länder sich unauflöslich mit denen des Riesenstaates verbinden, während ihre Ideen aus den politischen Journalen des Vaterlandes der Revolutionen Nahrung schöpfen! Nur Eines ist sicher, daß unser Einfluß nicht im Wachsen. Unsere Privilegien werden bei der Umänderung der Dinge hier, nicht in Betracht gezogen."

„Sir!" antwortete mit verbindlichem, wahrhaft diplomatischem Lächeln der Angeredete. Aber dieses „Sir" war auch Alles was seinem Munde entschlüpfte, denn die vorzugsweise Excellenz schritt so eben vorüber zu ihrem Viergespann. Die hohe Frage der Folge kam jetzt in Ueberlegung. Mit höflichem Scheine den Vorzug gewährend, suchten Manche den Vorrang zu gewinnen. Generale und Consuln gingen vorher. Die

Walachischen Würdenträger mußten folgen. Offiziere, Bojaren mittlern Ranges machten den Beschluß.

Der Wagen des gestrengen Herrn Athanasius Dragasco sammt seinem theuren Inhalte war gleichfalls in der zweiten Reihenfolge der Abfahrenden gewesen. Der würdige Besitzer zeigte einige Ungeduld, aus dem geräuschvollen Treiben herauszukommen. Die lange Predigt hatte ihn nicht sehr erbaut und gar weltliche Regungen waren in ihm aufgestiegen. „Zugefahren, zugefahren!“ rief er mit ärgerlicher Stimme, als der Wagen die freieren Theile der Stadt erreicht hatte.

Sehr rasch, etwas ungnädig, keinem Gehör gebend, eilte der Bojar in seine Gemächer.

„Es ist heute kein Fasttag?“ redete er seinen Stefano an, der ihm den hohen Kalpak, das pelzgefütterte weite Oberkleid abnahm. Ohne eine Antwort abzuwarten, als fürchte er etwas zu erfahren, was er nicht wissen wollte, bestellte er eine Mahlzeit.

„Das neue Gesellschaftsleben“, sprach er seufzend, „die neuen Ehren erfordern ungewohnte Anstrengungen und Opfer. Fast zwei Stunden, stehend, in kalter Jahreszeit, mit ernstem Anstand, in einer Kirche zubringen zu müssen, ist keine kleine Aufgabe. Und nun die Cour, wo man genöthigt ist, die Bewegungen und Manieren der Fremden nachzuahmen!“

Unbehaglich war er sich auf seinen Divan, das Erscheinen der Speisen sehnlich erwartend.

„Hast Du keine Fleischspeisen, Jordaki? eile, eile!“ redete in der geräumigen Küche des Erdgeschosses Stefano einen schwarzen Zigeuner, der den Koch abgab, an. „Der Herr will ein anderes Mal, wenn sein Magen verdorben ist, die Fasten halten,“ fügte er leiser und nur halb verständlich hinzu. „Lammbraten genügt. Vergiß nicht den Sellerie, wenn er auch gelb aussieht. Vor Allem aber bringe Caviar und Hausen von Brailow, der den fremden Zungen so wohl behagt.“

Der Bojar blieb nur kurze Zeit allein mit seinen Gedanken. Bald stand die niedrige Tafel vor ihm. Feines Waizenbrot, Oliven, gefrorner Wein, wie auch mit Wermuth vermischter, nebst den schon genannten Leckerbissen lachten ihm entgegen. Er befand sich jetzt abermals in einer Lage, wo er seine Civilisationsneigungen an den Tag legen konnte. Und er that es auf glänzende Weise. Statt, wie es vor nicht zu langer Zeit bei seinen Standesgenossen noch üblich, auf türkische Art zu essen, bediente er sich silberner Messer und Gabeln. Nichts weniger als mäßig bei den Speisen beobachtete er eine seltene Zurückhaltung beim Weine. Sein Behagen würde vollständig gewesen sein, wenn ihn nicht eine innere Unruhe, welche er nicht bemeistern konnte, in bald mehr, bald minder großer Aufregung gehalten hätte.

„Stefano,“ begann er, eine saftige Citrone über den den frischen Caviar auspressend, eine dünne geröstete Brod-

schnitte dann ergreifend, „ich nahm Eufemia zum Weibe, weil sie, die einzige Tochter eines reichen Mannes, eine bedeutende Sutra *) besaß. Damals dachte ich nicht an die Russen und ich konnte es nicht vorhersehen, daß ihre jungen Offiziere hier von den Strapazen des Krieges ausruhen würden. Ich überlegte mir nur die Größe meines Einkommens. Fünf Jahre hindurch habe ich ein schönes Leben an ihrer Seite zugebracht, aber jetzt — “.

„Ihr seid eifersüchtig, Herr,“ erwiderte ihm mit angenommener Gleichgültigkeit der Angeredete, „die Frau meines Gebieters darf wohl die Huldigungen ihrer Schönheit annehmen, die Würde ihres Ehegatten wird sie darum nicht vergessen. Zwar, — Ihr liebt sie nicht und sie bedarf wohl der Liebe. Vielleicht,“ fuhr er höhnisch fort, „habt Ihr gar Gefallen an einer Andern. Aber wir Männer dürfen ja Alles. Gebt ihr ein gutes Wort, behandelt sie milde, laßt ihren Neigungen freien Lauf und sie wird Euch, Herr, gewiß nicht undankbar sein. Möglich, mein Gebieter, daß Sie vor Euch einen Andern liebte, denn sie ist weit jünger an Jahren als Ihr, und Eure kluge Einsicht mag sie schwer zu schätzen wissen.“

„Du bist sehr verschwenderisch mit Deiner Zunge und Deine Gedanken sind kühn.“

*) Mitgift.

Der Bojar würde sich einem weiteren Ausbruche seines Zornes überlassen haben, wenn ihn nicht der dienende Rathgeber auf eine eigne Art besänftigt hätte. Er holte eine schön gestickte Tasche aus seinem Leibshwale hervor, nahm eine lange Pfeife zur Hand und füllte sie mit dem Inhalte der Börse. Ohne irgend etwas zu entgegnen, zündete er den Besänftiger an und übergab denselben, noch immer stumm, seinem Gebieter. Der so behandelte, schwach genug, glaubte zu weit gegangen zu sein und fing nun aus einem andern Tone an.

„Du bist mir treu gewesen. Ich habe Dir Vieles gegeben, doch ich werde dir noch mehr geben, wenn Du Alles erfüllst, was ich Dir auftrage.“

„Was soll ich thun, um Deiner Herrlichkeit zu gefallen?“

Der Bojar sann eine Weile nach. Es schien, als treibe ihn seine argwöhnische Rachelust zu etwas Entscheidendem.

„Die Nacht wird heute sehr dunkel werden, die Straßen nach dem bunten Treiben des Tages öde und menschenleer. Niemand wird von unserm Unternehmen Kunde erhalten. Sage dem Thorwart, daß er den schönen Offizier, den man neulich in aller Frühe hier gesehen haben soll, ohne Widerrede hereinlasse. Man muß dann Sorge tragen, daß er nicht wieder hinauskomme. Erscheint er wirklich und ist er der Buhle

meiner Frau, so muß er den Weg über den Corridor nehmen. Hier wollen wir ihn ergreifen. Halte jedermann ferne, Alles muß mit dem Schleier der Heimlichkeit bedeckt werden. Nur zuverlässige und wenige Leute können wir brauchen."

Auf dem Gesichte des Mannes lag, nachdem er geredet, kein entschlossener Muth. Es schien als fürchte er die Erfüllung seines Vorhabens. Der gequälte Geist beschäftigte sich schon mit den Folgen des Verbrechens.

Der Grieche, die Gedanken und Gefühle seines Gebietes stets errathend, noch bevor jener sie in Worte gekleidet, weidete sich an der Muthlosigkeit des rachsüchtigen Eheherrn.

„Euer Herz, Herrlichkeit, ist voll Haß und Eure Rede macht mich zu Eis. Kennt Ihr jenen Mann? habt Ihr ihn gesehen? wißt Ihr daß Eure Gattin ihn strafbar begünstigt? Und wenn Alles dieses, nehmt Euch in Acht! er ist tapfer, wohl bewaffnet. Selbst wenn wir ihn überwältigten, ich glaube nicht daß Ihr als Sieger, denn auf Euren Schultern würde das Unternehmen lasten, auf Belohnung Anspruch machen dürftet. Ein Ritter, ein Divanbojar in Untersuchung! Mir schaudert."

Den Bojaren wehte es glühend heiß, dann wieder eisig kalt an; er befand sich auf einer Folter. Alle Schrecken des Verbrechers legten sich auf seine Seele. Er sah sich angeklagt, gerichtet, entehrt, in Fesseln.

„Höre auf!“ rief er mit einer Stimme, die das Entsetzen durchdrang. „Ich will nichts, ich wollte nichts. Du unterlegst mir fremde, nie gehegte Absichten. Du bist ein Narr.“

Mit seinen Füßen stieß er die Tafel weg, daß der gefüllte Becher umstürzte und die goldene Fluth sich über den Parketboden ergaß. Er flüchtete ungewiß ob vor sich selbst oder vor den Worten seines Getreuen, in ein anderes Gemach.

„Bin ich allein der Narr hier?“ sprach Stefano, den Becher vom Boden aufhebend, ihn füllend und den würzigen Trank in behaglichen Zügen hinabschlürfend. Dann lehnte er das lauschende Ohr an die Thüre, durch welche sein Herr verschwunden war. Eine höhnische Freude belebte sein blasses Gesicht, wie er die unruhigen Schritte des Bojaren hörte.

„Ich hatte Marizza bestellt, mein Gebieter! auf daß sie mit Gesang und Rede Euch erheitere. Doch fürchte ich Eufemia möge zurückkehren, auch wird es Zeit sein, um zur Cour der Bojaren zu fahren.“

Es war eine Viertelstunde nachher, daß der Bojar aus seinem Hofe herausfuhr. Wie früher stand auch jetzt Stefano hinter ihm.

„Da kommt die Herrin,“ sprach er gleichgültig, ruhig, als der Wagen an dem neuen Fürstenpalaste, auf der großen Hauptstraße vorüberfuhr. „Sie wird nach Hause eilen, um die langen Stunden bis zum

Beginne des Festballes mit der Auswahl passender Kleider hinzubringen. Der teutsche Haarkünstler und die fremde Kammerzofe werden wohl freien Zutritt haben."

Das Gesicht der schönen Frau glänzte vor Freude, es waren die Nachklänge des genossenen Vergnügens. Die Stirne ihres Gatten lag voller Sorgen. —

Das öffentliche Treiben, daß so frühe angefangen, war nicht unbedeutender geworden, beschränkte sich nur auf einen kleineren Raum. Das Harren und Drängen der niederen Menge galt jezt einer rein weltlichen Ceremonie, von der sie nur die Unbequemlichkeit und unbefriedigte Neugier hatte. Ausser den schon gesehenen Wagen, Rossen und bekannten Gesichtern ihrer Großen, sah sie nichts. Das Volk konnte sich nur eine oberflächliche Idee von einer europäischen Gratulation machen und seine Einbildungskraft behielt grossen Spielraum, um das Fehlende zu ersetzen. Vergebens schauten die vielen Augen auf die hohen Fenster des in gutem Style und reich erbauten Palastes, in dessen Räumen die jetzige Herrschaft ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Das innere Leben blieb verborgen.

Ganz anders war es mit den Begünstigten der höheren Classe. In vollem Trabe fuhren sie durch die geöffneten weiten Thore über den mit Kies bestreuten geräumigen Hof an das Portal des Herrenhauses. Von dienstfertigen Händen getragen erreichten sie das Innere. Die großen Thüren öffneten sich für sie, ein weiter

Saal nahm sie auf. Erst als eine bedeutende Anzahl der so Eingeführten beisammen war, der hohe Divan des walachischen Landes in dem größten Theile seiner Mitglieder sich versammelt hatte, erschien der Held des Tages, um die Huldigungen für seinen fernen mächtigen Herrscher in Empfang zu nehmen. Hier war kein Zweifel ob der Orient oder Occident einen seiner Großen zeige. Dem Aeußeren der Excellenz ging selbst jener nationale Typus, der auch bei civilisirten Nationen noch nicht verwischt ist, völlig ab. Feine Abgeschliffenheit, leichtes Lächeln aus freundlich beobachtendem Blick, ein gewandtes und doch vorsichtiges Benehmen, gleich entfernt von allem Zwange wie aller Nachlässigkeit, war das Einzige, was die Oberfläche dieses Mannes sehen ließ.

Ob es innen in diesem glatten Körper so stille war, ob Ruhe und Leidenschaft, wie Ebbe und Fluth mit einander stritten um die Oberherrschaft, liegt nicht in der Bestimmung dieser kunstlosen Blätter. Was liegt uns überhaupt an dem Leben und Lieben der so verschiedenartig zusammengesetzten Versammlung?

Dem Leser kann es gleichgültig sein, ob er eingeweiht sei in die Verhältnisse und Geheimnisse dieser Männer oder nicht. Das diplomatische Air fremder Consuln, die ehrfurchtsvollen, verwunderten Bojaren, das beleidigende Selbstgefühl junger Protegés, die harten, zerfetzten Fysiognomien im Kriege ergrauter Soldaten, Männer auf deren Stirnen sich ein ganzes Leben voll

schwerer Entbehrungen eingegraben hat, die Mienen Anderer, denen das stete Glück zur Langenweile, vermögen wir hier nicht wieder zugeben. Sie Alle hielt auch die Schranke der geselligen Bildung mächtiger als der eigene Wille in strenger Zurückhaltung. Und dieser gesellige Anstand, mit seinen tyrannischen Forderungen die eigene innere Natur oft zerstörend, dem sich zu entziehen Niemand den Muth hat, weil der Eine sich stets der Menge unterordnet, wurde von den Bojaren ebenso, wie von den routinirten Hofleuten gewahrt. Lassen wir daher die Menschen, im Grunde sind sie allenthalben dieselben, um einen kurzen Blick auf die Räume, in denen sich die edle Versammlung befindet, zu thun, das Türkenthum ist auch hier seinem Untergange nahe.

Es war ein hoher, weiter Saal, dessen Wände mit dunkelblauen, seidendurchwirkten Tapeten behangen waren. Der Kunstfleiß Lyons zeigte sich in der Walachei. Die Decke dieses Saales zierte ringsum eine breite Blumenguirlande, in ihren Ecken Gruppen spielender Kinder dem Auge vorführend. In die Mitte hatte der Pinsel des Malers eine italische Erndtescene voll Leben und Wärme hingezaubert. Der Meister aus Italien war dem Golde mit dem Zeichen des Sultans gefolgt. Hohe Fenster, in ihrer halbzirkelförmigen Wölbung durch bunte Scheiben ein magisches Licht ausstralend, während die untern Flügel das feinste Glas

enthielten, gaben dem Prunkgemache eine vornehme Helle. Rothseidene Gardinen, mit Mousselin aus Indien durchschlungen, milderten diese Helle. An den Zwischenwänden waren silberne Armleuchter. Crystallene Lüstres hiengen von der Decke herab. Griechische Kaufleute hatten sie auf dem Leipziger Wollmarkte geholt. Lange und breite Trumeaux, mit Mahagonisäulen eingerahmt, hatte der Reichthum sich aus Venezia verschafft. Gemälde und Kupferstiche, wenn auch viel zu theuer erkauft und ohne feinen Geschmack gewählt, sollten Zeugniß geben von dem Sinne für Kunst. Deutsche Schreiner endlich, das karge Leben im Vaterlande mit einem kürzeren, doch üppigeren Dasein in der fernen Fremde vertauschend, hatten die glatten, gebohnten Quadrate des Fußbodens verfertigt. Und um die würdige Ausstattung zu vollenden, waren Meublen von Wien da. Alles bewies eine vollendete Kenntniß der Genüsse der reicheren Welt und nur hie und da zeigte die dunkle Wand eines Nebenzimmers den rothen Divan, das ersehnte Ruheziel türkischen Lebens.

In dem ernsten, gemessenen Kreise, der hier sich jetzt bewegte, fand Athanasius seine Ruhe wieder. Die glänzende Versammlung, der anzugehören er die Ehre hatte, eine Ehre, die er tief fühlte, aus einer Fensternische musternd, trat das eigene Leid in ihm zurück. Er sah nur den Staat, sich als dessen mächtiges Glied. Wie nun gar der mit reichen Orden geschmückte Rege-

nerator der Fürstenthümer, freundliche Worte spendend, die Reihen auf und abschritt, nach allen Seiten sich wandte und auch ihm so Angenehmes, Verbindliches zu sagen wußte, war aller Groll vergessen.

„Du bist ein wichtiger, geehrter Mann," sprach er zu sich selbst. „Wo größere Verhältnisse dich in Anspruch nehmen, darfst du auf Kleinliches nicht Rücksicht nehmen. Und noch dazu wolltest du Erscheinungen verhindern, die mit dem Leben der Großen, in den civilisirtesten Staaten verbunden sind. Es sei!" war Schluß seiner Selbstbetrachtung — „Genuß um Genuß! Freiheit um Freiheit! Du willst nicht zürnen, wenn sie einen Theil der Ungebundenheit, welcher du dich bisher allein erfreut hast, auch für sich in Anspruch nimmt." Das süße, Leben-athmende Bild Marizzas durchkreuzte seinen Gedankenflug. Sein alter Körper schmiegte sich schon an den üppigen Gliederbau des braunen Mädchens. Seine Arme hielten die schöne Last umfangen.

In so heiterer Stimmung nahm er freudigen Antheil an dem déjeûner dinatoire, das den festlichen Tag für die Würdenträger verherrlichen sollte. Bisher ein Spiel wechselnder Eindrücke, war er nun das Bild der Beständigkeit. Sein hochrothes Antlitz zeugte von dem inneren Wohlbehagen und es war gut, daß das durch inneren Aerger vergällte Mahl in seinem Hause nicht alle Eßlust in ihm zerstört hatte.

„Der Kaiser, der Kaiser!“ jubelten unter dem fröhlichen Zusammenklange der feingeschliffenen Gläser die munteren Gäste.

„Segen und Gedeihen den Fürstenthümern!“ tönte es von der andern Seite herüber. An den armen Sultan in Stambul dachte Niemand. Vielleicht war es nur zarte Rücksicht, das Wohl des Padischah nicht in verbotenem Weine zu trinken.

„Eure schöne Gattin! edler Herr, die liebenswürdige Eufemia!“ flüsterte über die Tafel hinweg, das Vis à Vis des Bojaren, das ihm heute nicht zum Erstenmale begegnete. Ihr erlaubt doch, daß ich den Masurka mit ihr tanze? Bald ruft mich ohnehin die Pflicht aus diesem schönen Lande.“

Der Bojar setzte sein Glas an die Lippen und trank es aus.

In nachlässiger Stellung, das schöne Haupt auf die kleine, zarte, weiße Hand gelehnt, mit dem vollen Arme, dessen seidene Verhüllung sie zurückgestreift hatte, auf eine Toilette sich stützend, saß Eufemia einsam in ihrem Gemache. Die langen Wimpern hatten sich schützend herabgesenkt, als wollten sie das schwere Leiden, das in den dunklen Augen der stolzen Frau lag, verbergen. Von ihren Wangen war das Roth gewichen, tiefe Blässe hatte es verdrängt. Sie hatte geweint. Die dunklen Schattenkreise der Leidenschaft zogen sich

um ihre Augen. Ihr Herz, nur leicht bewegt in dem gleichgültigen Wechsel eines Lebens, dem es an tieferen Erregungen gefehlt hatte, fühlte jetzt zum Erstenmale die Schmerzen der Liebe. Und diese Liebe war eine verbotene, stand im Widerspruche mit ihren Pflichten. Lange Zeit spielend mit den Huldigungen der Männer, mit dem leicht beweglichen Sinne bald hier-, bald dorthin sich neigend, empfand sie endlich das ungestüme Verlangen einer großen Leidenschaft, die ihr ganzes Wesen erfüllte. Wie ein Blitzstrahl hatte sie die heftigste Liebe getroffen. Mit heißen Thränen hatte sie es gefühlt, daß sie unglücklich sei, daß in ihrem Busen für den Mann, an den sie ein unauflösbares Band fesselte, nur Haß und Verachtung lebten.

Unklar, verworren, stürmisch sah es in ihr aus. Sie fürchtete, von dem Gegenstande ihrer Liebe sich über Alles hinreißen zu lassen — wieviel hatte sie nicht schon gewährt — und doch sehnte sie sich nach dem verbotenen Genusse seiner Nähe. Die schmerzliche Unsicherheit vermehrte nur ihre Leidenschaft, fachte die langverborgenen Gluthen der Sinnlichkeit in ihr immer mehr an.

Als die schöne Frau eine Zeit lang in solchem Kampfe dagesessen, erhob sie sich und trat vor den Spiegel. Sie schauderte vor dem eigenen, blassen Bilde, und doch gefiel sie sich wieder, in diesem Leiden um den Geliebten, in dem Grame, daß sie das Eigenthum eines Andern. Sie lößte den golddurchwirkten

Turban von indischem Stoffe aus ihrem Haare, daß die langen Flechten fessellos um Rücken und Schultern fielen. Sie sah aus wie Persefone.

Eine flüchtige Entrüstung flog jetzt über das schöne Gesicht. Sie dachte an das freie Leben des eigenen Gatten. Was diesem erlaubt, sollte ihr verboten sein! Der Gedanke überwältigte sie. Sie weinte von Neuem, heftiger denn zuvor. Dann ward sie wieder stille und weich. Ihr ganzes Wesen war durchdrungen vom Schmerz der Liebe. So gebeugt fuhr sie plötzlich, laut und unmäßig klagend auf: „Fedor, Fedor! Geliebter! warum bin ich nicht dein?“ Sie warf das schöne Haupt hin und zurück. Die schwarzen Ringellocken schlangen sich ihr um Gesicht und Hals. Fieberhafte Unruhe drohte ihre Brust zu zersprengen, preßte sie krampfhaft zusammen. Mit hastiger Hand zerriß sie das seidene Leibchen mit Spitzen besetzt. Die Fülle des schönen Busens, weiß wie Schnee, quoll hervor.

Ein leises wiederholtes Pochen riß sie aus ihrem Schmerze.

„Hohe Frau!“ sprach der Knabe Basil, „Herr Fedor ist draußen. Er will Abschied nehmen von Dir, er geht zurück ins Land der Moskowiten. Mir hat er schöne Goldstücke gegeben, ich werde ihn nicht vergessen.“ Der listige Bursche schlüpfte rasch hinaus, um einen Andern hereinzulassen.

Das Herz der schönen Frau zitterte vor Freude. Aller Schmerz war aus ihr gewichen. Sie dachte nicht daran, daß der Mann ihrer Liebe vielleicht zum letzten Male diese Schwelle überschreite, sie war zufrieden ihn zu sehen.

Der Mann solcher Leidenschaft war ein schöner Mann von hohem Wuchse. Die knapp anliegende Uniform hob die einzelnen Theile des muskelvollen Körpers noch mehr hervor. Die Haltung seines Kopfes war vornehm. Der Ausdruck des braunen Gesichts, sorglose Keckheit. Die großen Augen, von dunkeln dichten Brauen überschattet, lagen weit auseinander und zeugten von Entschlossenheit. Die weiten Flügel der Nase deuteten auf vorherrschende Sinnlichkeit. Die Lippen, mehr dick als fein, zeigten Trotz. Leichtsinnige Frivolität streifte über seine Züge.

„Eufemia! schöne Eufemia!“ sprach er, in freudiger Ueberraschung auf die Bojarenfrau zueilend, „wirst Du mir zürnen? Du darfst es nicht. Um Dich zu sehen habe ich Freunde und Vorgesetzte verlassen.“

Unter seiner Umarmung, seinen Küssen, erstarben die Vorwürfe der holden Frau. Sie schmiegte sich nur fester an ihn, damit er die offenen Reize ihres Körpers nicht sehe. Sie war weich und sanft wie eine warme Sommernacht, verlangend, wie der Duft der sich öffnenden Knospe. Niemand sah es, wie sie ihr schönes Haupt, die Augen feucht vor Liebe an sein von Sinn-

lichkeit berauschtes Herz drückte. Grünseidene Gardinen versetzten das Gemach in ein süßes Halbdunkel. Kein lauschendes Ohr vernahm das Geflüster der Liebe, die leidenschaftvollen, sinnlosen Schwüre. Der Knabe, zufrieden mit seinem Golde, hatte sich zurückgezogen in eine ferne Ecke des Corridors.

„Du bist mein, Eufemia, Du wirst mir angehören und nur mir,“ sprach in der Gluth des Rausches, als die schöne Frau seinem Arm sich entwunden hatte, der junge Moskowite.

Ein Blick der Liebe, hingebender Liebe war die einzige Antwort. In Scham und Verwirrung, glücklich in dem Besitze des theuren Gegenstandes und doch nicht ohne jenen Dämon der Rache, den man Gewissen nennt, saß sie vor ihm auf einem Tabouret. Er beugte sich zu ihr herab, schlang von Neuem den starken Arm um ihren Leib. Der heiße Hauch seines Mundes küßte ihre Stirn, seine Finger spielten mit ihren zitternden Locken.

„Weib meiner Liebe!“ flehte er mit verführerischem Schmerze, „das Leben an meiner Seite willst Du verschmähen, um ein elendes, freudenleeres Dasein mit einem schwachköpfigen, eitlen Greise hinzubringen? Sein mürrisches Auge soll Dich mit quälender Eifersucht bewachen, statt daß Du frei, in ungebundener Freiheit nur dem Zuge Deines Herzens folgend, mit mir vereint, einer heitern Zukunft entgegen gehst. Er, Dein Herr,

wird Dich nicht missen, wenn er nur im Besitze Deines Goldes, ich aber werde nicht leben können ohne Dich. Du bist unschlüssig, schwankst, wählst zwischen ihm, den Dein Herz hassen sollte und mir, der ich Dich anbete? O! höre mich, verlasse dieses Haus, wo Niemand Dich versteht, folge mir! Ich will die Wünsche Deiner Seele erfüllen, noch bevor sie Dein Geist in Worte gekleidet. Dein Auge soll mich rufen, ein leiser Wink Deiner Hand mich verweisen."

Ihre Worte verstummten unter seinen Küssen. Mit roher Kraft drückte er den schönen Leib an sich. Er sah es nicht und sein Herz ahnte es nicht, daß ihr Auge weinte, wie ein tiefer, innerer, schmerzlicher Kampf ihre Brust bewegte.

„Ich, der ich Dich liebe, werde Dich hinwegführen, die Riegel Deines Kerkerlebens zerbrechen und die klirrenden Bruchstücke dem Bojaren vor die Füße werfen," rief er in lauter, verletzender Freude aus, als das verschmitzte Gesicht Basils in der Thüre sich blicken ließ. Einen Augenblick, doch nur einen Augenblick, war er betreten, als der Knabe die Mahnung der Zofe und die Ankunft des Haarkünstlers verkündete.

„Ich werde hier bleiben und zusehen, wie sie Dich schmücken, Eufemia, obgleich Du jetzt mir reizender erscheinst, als in festlichem Kleide."

Es half nur wenig, daß die schöne, in Schmerz und Reue versunkene Frau ihn abwehren wollte; sie war

ein Spiel widersprechender Zustände. Der beglückte Liebhaber blieb trotz ihres Drängens. Er war nur im Bewußtseyn seiner Stärke, die Regungen des Zartgefühls blieben ihm fremd. Sein trunkener Blick haftete auf ihren Reizen. Was kümmerte ihn ein Rest von Schamhaftigkeit an dem Weibe, dessen Gunst einmal errungen, er nicht wieder zu verlieren fürchtete? Alle Gluthen der Sinnlichkeit waren in ihm aufgesprungen, hatten sich mit prasselnder Flamme seiner bemächtigt. Jedes andere Gefühl war für den Augenblick todt.

„Fedor, Fedor! gehe!“ sagte die schöne Bojarenfrau, als die dienstbaren Geister eingetreten waren. Dabei sah sie ihren Ritter halb zürnend, halb schmerzlich an. Hatte sie den Wein des Lebens genossen, durfte sie vor der Hefe nicht zurückschrecken.

Nur mit Widerstreben überließ sie ihr langes, seidenweiches Haar der kunstfertigen Mamsellhand. Ihr Auge erhob sich nicht, blieb zur Erde gesenkt. Eine dunkle Röthe überzog die Wangen, als die leuchtenden Wachskerzen das Dunkel des Zimmers erhellten. Sie gab auch keine Befehle und für diesesmal mußte der galante Officier die Zofe bedeuten. Es schien als besitze dieser Erfahrung. Er ließ die kostbarsten Kleider bringen, sorgte dafür, daß aller Schmuck der reichen Frau hervorgeholt wurde. —

Unterdessen war auch Athanasius nach Hause zurückgekehrt, wo seine Ankunft das Signal zu der

lärmenden Freude sämmtlicher Dienerschaft gab, die Vorbereitungen zu der Erleuchtung des Bojarenhofes waren getroffen und drängte sich Alles zu der weiten Flügelpforte, um den gnädigen Gebieter zu begrüßen. Er war in der That gnädig und leutselig, hatte für den Augenblick seine stolze Würde ganz abgelegt. Mit Wohlgefallen und herablassendem Wesen die demüthigen Ehrenbezeugungen seiner Hörigen annehmend, verschmähte er die Huldigung des Geringsten nicht und munterte zur Lustigkeit auf, wo er sonst nur ernst befahl.

„Es soll heute nicht Nacht werden in und um mein Haus, sprach er zu den Untergebenen „und meine Augen sollen sich weiden an eurer Freude.“

Ein lauter Jubel war die Entgegnung, die vielen Lampen wurden angezündet und das Fest begann. Der Bojar zog sich zurück um später wieder hervorzutreten. Ein fremdes Ohr würde sich beleidigt gefunden haben durch die wirren Zurufe der ausgelassenen Walachen, die, gehorsam in Allem, die Herablassung des Herrn als ein Zeichen der Ungebundenheit ansahen. Der Schall des Tambourins, die kreischenden Töne der Fidel, die schwermüthigen Klänge der antiken Mandoline mit langsam getragenem, durch die Nase gezogenem Gesange begleitet, lockten zum Tanze.

„Sei stille, mein Junge!“ redete heimlich der alte Thorwart den unruhigen Constantin an „hier von meinem Sitze aus, wo ich die Geige streiche, will ich

Dir meinen Plan mittheilen. Stelle Dich links zu mir, ich kann spielen und reden zugleich, laß Dein Mädchen mit einem Andern tanzen, damit Niemand argwöhnisch werde."

Der junge Hirte, den die wohlgefälligen Blicke, die sein Gebieter auf die schöne Braut geworfen, in neue Qualen versetzt hatte, ließ nur ungern die Hand Marizzas fahren, die zu seinem großen Leidwesen nicht ohne Tänzer blieb. Der Alte stimmte seine Geige, that dann einen mächtigen Strich, der Alles elektrisirte und die Paare gewaltsam fortriß. Die Saiten tönten laut zur stürmischen Freude, verkündeten den Jubel des Zigeunerorfeus.

„Er hat mir Geld gegeben, ist mit Deiner Heirath zufrieden, nur sollst Du hier bleiben. Doch dem sei nicht so?

Ein rascher Griff mit den langen hagern Fingern der linken Hand, grellere Striche lockten eine andere Melodie hervor. Die Töne der Fidel wurden heftiger und sausten in raschen, grellen Schwingen durch das Zimmer. In kürzeren, engeren Kreisen rasten die Zigeuner.

„Wir wollen den Herrn betrügen. Er soll Deine Frau nicht kosten, der alte, tyrannische, lüsterne Bojar."

„Hei! Juchhei!" johlte der Schwarze triumfirend in die bacchantische Umgebung, deren Sprünge das Werk seines Zauberbogens waren. Constantin wollte sich unter sie stürzen, im Rausche sich mit

Marizzia drehen. Ein kräftiger Ruck des Thorwarts erinnerte ihn gewaltsam an seine Pflicht. Er mußte ruhig mit ansehen, wie die Augen seines Mädchens zu ihm herüberleuchteten in wildem, loderndem Feuer, wie die Tanzlust der Uebrigen den höchsten Gipfel erreichte. Die raschen Schläge auf dem Tambourin mit Schellenklang begleiteten die Striche des Alten, bisweilen drang ein Ton der Darmsaiten mit durch. Die jungen Bursche arbeiteten mit Händen und Füßen, sprangen hoch in die Luft, drehten sich, mit den Fußspitzen kaum den Boden berührend, umfingen sie wieder die braunen Zigeunerinnen. Die schwarzen Augen glühten, die gelben Wangen waren geröthet, schneeweiße Zähne lachten hinter hochrothen Lippen hervor. Die Tücher und Bänder wehten, die langen Flechten ihrer rabenschwarzen Haare flatterten aufgelöst.

Noch ein schrillender, durchdringender Schrei der Geige, einer jener wunderlich grausen Töne, die den innersten Nerv erschüttern, die Worte: „Du mußt noch heute mit Marizza den Krug zerbrechen, dann fliehen“ und der Alte ging zu einer andern Weise über. Sein Gesicht, das bisher eine wilde Freude, nicht ohne Beimischung von Rache ausgedrückt, zeigte einen plötzlichen tiefen Schmerz. Er hatte sein graues Haupt auf die alte Viola geneigt, eine Thräne zitterte in dem dunklen Auge, es schien als überwältige ihn der schwere Gedanke der nahen Trennung von seinem Kinde. Die

Hand zauberte eine jener düsteren, schmerzvollen, klagenden Melodien hervor, wie sie der Osmane Nachts unterm Sternenhimmel in seinem Feldlager singt. Oder wie sie der Magyare auf der einsamen öden Påsita, wenn der Himmel von Wolken umhangen und die Rinder den Hirten suchen, in die weiten Ebenen ertönen läßt. Die dumpfen Schläge des Tambourin klangen gar traurig hinein. Die Bewegungen der Tanzenden wurden langsamer. Die Gesichter aus Afrika konnten ihre Empfindungen nicht verbergen, als nun endlich der Alte, das düstere, walachische Volkslied: „Marok, marok noi te duce, cara mou i singora“ *) anstimmte.

Der Tanz endigte in einen ernsten, leise schwebenden Gang, nach und nach machten Alle Chorus zu dem schwermüthigen Liede. Eine tief traurige Stimmung hatte sich der Versammlung bemächtigt und nur das Gesicht Constantins stralte vor Freude. Seine Hand hielt die Marizzas fest umfaßt. Er that so sicher, als wäre sie schon sein rechtmäßiges Eigenthum. Das Mädchen konnte sich nicht losmachen.

„Bringt Wein, Wein her!“ ließ sich plötzlich die stolze, befehlshaberische Stimme des mächtigen Herrn Stefano vernehmen. „Hat der alte Schuft mit seiner schlechten Geige euch wieder zu Trauerbildern gemacht? Wer ist hier traurig, wenn ihr froh sein sollt? Der Herr wird kommen. Auf! rührt euch, tanzt, trinkt.“

*) Ich bitte, bitte, geh' nicht, denn ich bleib' allein.

Ein neuer Reigen begann. Die in stetem Wechsel, bald hier-, bald dorthin sich richtenden Blicke des Haushofmeisters, waren nichts weniger als sittsam. Seine Freigebigkeit hatte heute keine Grenzen. Nach allen Seiten hin, an Männer und Weiber ließ er Wein austheilen.

„Der Herr, der Herr!“ hieß es jetzt. Seine Erscheinung brachte eine neue Unterbrechung hervor Die Tanzenden trennten sich und stellten sich ehrerbietig in den Hintergrund. Der Bojar sah viel schöner aus, als bei Tage. Das weite, reiche Gewand gab ihm ein stattliches Ansehen. Der helle Schein der Kerzen von Innen, die vielen Oellampen von Außen, hob die starken Züge seines Gesichts mehr hervor, so daß es als ein sehr markirtes erschien. Der lange dunkle Bart, aus dem jedes weiße Haar sorgfältig vertilgt war, gab ihm eine gewisse Würde. Nur das Auge zeigte nichts von dieser Würde, es ruhte mit zu großem Wohlgefallen auf der Tochter des Thorwarts.

„Michael,“ redete er diesen an „es ist die rechte Gelegenheit, daß ich Dir eine Gunst erweise. Deine Tochter mag den Constantin zum Mann erhalten. Sie soll zur Dienerschaft meiner Gattin Eufemia gehören, er mag sich auf Pferde einüben, um hier bleiben zu können, ein Anderer soll seine Heerde hüten. Marizza“ endigte er dann ungemein gnädig, „Du darfst Dir morgen, wenn Costaki auf's Land gegangen, um seine Sachen

abzugeben, eine Aussteuer holen. In acht Tagen wird die Hochzeit sein."

Die Gesichter der Umstehenden zeigten eine höhnische Freude, sie wußten was Bojarengunst bedeute. Das Mädchen, eine seltene Schüchternheit in ihrem Stande, stand sprachlos, schamroth, in Verwirrung. Der Alte blieb ruhig, dem Anscheine nach ganz gleichgültig. Nur die Stellung des Bräutigams war eine drohende. Mit finsterem Unmuth ertrug er den höhnischen Blick Stefanos, seine Faust war geballt.

Kurz nachher hatte das tolle Treiben wieder freien Lauf. Den Gebieter zog es zum festlichen Balle, wenn er auch nur als Zuschauer erscheinen konnte. Für ihn gab es dort mehr zu sehen, als er hoffen durfte und auch, ohne dem Pharaospiele sich hinzugeben, würde es ihm an Stoff nicht gefehlt haben. — —

Einen so festlichen, glänzenden und zahlreich besuchten Ball, als an dem Abende des oben genannten Tages, hatte die gute Stadt Bukarest wohl nie gesehen. Und es ist nicht wenig dieses zu sagen, denn was Sucht nach Vergnügen, glänzende Equipagen, reiche Anzüge, Perlen und Edelsteine anbetrifft, kann sie sich mit jeder Hauptstadt Europa's messen. Die Bojaren sind reich. Der Erwerb des ganzen Landes strömt in ihre Residenz, die vielen und namenlosen Bedürfnisse des höheren socialen und litterärischen Lebens, die in unsern Ländern zu den Nothwendigkeit gehören und nur mit Geld

befriedigt werden, kennt man dort nicht. Alles wird auf äußern Luxus verwendet. Nichts Ausserordentliches daher, wenn ihre Pracht grandioser erscheint und nur schade, daß oft jener feine Geschmack, der sich im Kleinsten wie Größten kund zu geben weiß, fehlt. Heute jedoch konnte Niemand selbst diesen Mangel an Feinheit bemerken, alle Anordnungen zeigten von Umsicht und Geschmack.

In dem weiten durch Pechfackeln erleuchteten Hofe des Herrn Antonaki standen in langen Reihen die Wagen, deren Zahl sich immer noch vermehrte. Rothe Decken lagen auf den dampfenden Pferden und die Kutscher waren tief gehüllt in Winterpelze. Keine unnöthige Vorsicht und sie hatten volle Muße sich in trivialen Späßen zu ergehen, denn sie mußten der Gebieter harren. Müßiges Volk stand vor dem Thore. Braune Zigeunerinnen, junge Walachinnen standen schon eine Stufe höher in der Gunst der Wachen: sie hatten sich eingeschlichen und die dunkeln Augen schauten nach Eroberungen.

An dem breiten Portale des Hauses, zu dessen beiden Seiten abermals Wachen postirt waren, die jeden Unberufenen zurückwiesen, war die Scene schon interessanter. Eine Schaar der Uebergalanten, nicht achtend des rauhen Zugwindes, der mit Heftigkeit stürmte, daß die Flammen der Lichter in den Reverbèren mit den Spitzen hin und her leckten, hatte hier ihren Standpunkt auserwählt,

um die vorzugsweisen Heldinnen der Bewegung gebührend zu empfangen. Die kühnen Dandy's des kriegerischen Nordlandes hatten allen Stolz verloren. Den heißen Blicken aus großen Augen vermochten sie nicht zu widerstehen. Je nachdem eine gefeierte Schönheit ihren grünen Wagen aus Wien verlassen und die Stufen erstiegen hatte, verschwand einer oder mehrere aus der Zahl dieser seigneurs, um als ein treuer chevalier zu figuriren, bis ein Anderer ihn verdrängte.

Wohl tausend Kerzen strahlten ihren Glanz aus in den hohen und geräumigen Gemächern, die mit blühenden Blumen, grünen Guirlanden an den Wänden ausgeschmückt waren. An der Hauptwand des großen Saales, der Flügelthüre gegenüber, zwischen zwei hohen, breiten Spiegeln, hing das lebensgroße Bild des Cäsar, dessen Namenszug in brillantenem Feuer an vielen Stellen erglänzte. Grüne Orangenbäume, schneeweiße Blüthen und gelbe Früchte zugleich tragend, strömten süßen berauschenden Duft aus. Die Wohlgerüche des Südens erfüllten die Luft, das Rosenöl mit seinem die Sinne überwältigenden, in süße Befangenheit versetzenden Parfüm drang hindurch.

Alle diejenigen nun, die Bedürfniß oder Convenienz hierher geführt hatte, und die in den erleuchteten Zaubersälen, sich wechselseitig begrüßend und anmuthig, doch über gleichgültige Gegenstände redend, sich ergingen, waren, was ihr Aeußeres betraf, in vollkommener

Harmonie mit der glänzenden Umgebung. Wenn die Mittheilungen, die sie sich jetzt machten, das Fest nicht angingen und ihre halb andeutenden Manieren nur die Wünsche und nicht die Gewißheit des rauschenden Vergnügens ausdrückten, in ihren Planen, auf alle und jede Art zu genießen, zu nehmen und zu geben, waren sie ebenwohl übereinstimmend. Die liebliche Anmuth der Frauen, strahlend in dem Doppelreize ihrer gewinnenden Persönlichkeiten und den überreichen Anzügen, von denen es ungewiß war, ob man die Pracht oder den modernen Geschmack am Meisten bewundern sollte, erhielt mit Recht allgemeine Huldigung. Junge Männer in glänzenden Uniformen, mit Orden geschmückt und auf ihren nordischen Gesichtern die Spuren der südlichen Sonne tragend, waren nicht sparsam mit den Beweisen leichter Erregbarkeit für so viel Schönes. Umgeben von der wohlthuenden Gegenwart so lieblicher Wesen, würden sie vielleicht zu excentrisch in den Ausdrücken ihrer Empfänglichkeit gewesen sein, wenn der ernste Anstand ihrer Oberen und die friedlichen Mienen der Bojaren, die in ihren langen, weiten, orientalischen Gewändern hier wenigstens auf fremdem Terrain sich bewegten, sie nicht in angenehmem Gleichgewicht erhalten hätten. Alle die verschiedenen Geister und Gestalten, die hier versammelt waren, fanden jetzt einen gültigen Vorwand, die Neigungen ihrer Herzen sich zu gestehen und zu offenbaren.

Die rauschenden Töne einer Polonaise, von zwei Orchestern an den beiden Enden des Saales zugleich vorgetragen, brachten eine wunderschnelle Veränderung hervor. Die zusammengetretenen Gruppen trennten sich. Die Aeltern traten zurück, der beweglichen Jugend freien Spielraum überlassend, die mächtigen Tonwellen wallten durch die hohen Räume, und die vielen Paare, glänzend in Jugend, Schönheit und Pracht, bewegten sich zumal wie in magischem Zauber.

Unter den Schönen die Schönste, strahlte Eufemia hervor. Sie war glücklich, wenn man sagen kann, daß es ein Glück giebt, daß es etwas anderes als Schaum ist — oberflächlicher, vergänglicher Schaum, aus Neigungen und Temperament hervorgehend. Die Blicke Aller ruhten auf ihr und selbst das Auge des Herrn Athanasius zeigte ein wahrhaftes Wohlgefallen, als er die reizende, von Allen bewunderte Gattin, umschlungen von dem Arm eines Andern, wie eine Halbgöttin leicht dahin schweben sah. Der junge Mann, Fedor, dem ihr süßer Mund entgegen lächelte, unter dessen Schulter ihr warmer, lebenvoller Arm ruhte, dessen Fingerspitzen die ihren berührten, daß ein elektrisches Feuer ihn durchglühte, er fühlte nur Vergnügen und Lust. Rasch und sicher bewegte er sich daher. Das Haupt trug er stolz im Bewußtsein seines Vorzuges, die Brust hob sich wie von befriedigtem Ehrgeiz. Und doch war er nicht genügsam, verlangte er ungestüm noch mehr, als er

schon besaß. Konnte er nicht zufrieden sein mit der Gunst der stolzen Frau? Hatte sein übermüthiger Sinn nicht Freude genug an den neidischen Blicken der Genossen? Wohl war er zu beneiden, denn die Frau des Bojaren war heute hinreißender denn je.

Ihr schöner Kopf blickte stolz hervor aus der kunstvollen Blumenguirlande, die, um ein Netz von Edelsteinen gewunden, die glatt anliegenden Flechten des dunklen Haares nur verhüllte, um die in Fesseln gehaltene Fülle noch mehr zu verrathen. Keine Wolke bedeckte die hohe Stirne. Liebeslieder lagen in ihren Augen. Um die schwellenden Lippen des kleinen Mundes spielte jenes Verlangen, das die Kenntniß des Genusses voraussetzt. Ihr weißer Hals war nackt. Nur eine dünne schwarze Schnur wohlriechender Perlen, von Armeniern aus süß duftenden Pflanzen bereitet, von der Hand eines Priesters geweiht und schützend gegen Uebel, schlang sich um ihn. Ueber einen Rock von Orange-Atlas, der den vollen, üppigen Gliederbau hindurchschimmern ließ, trug sie eine hellblaue Robe mit weiten Aermeln und mit breiten Spitzen garnirt. Ein enges Leibchen mit Atlas drappirt und mit dem feinsten Gewebe von Flandern eingefaßt, umschloß ihren Busen. Brust und Schultern geziert mit blauen Schleifen. Hellseidene, durchbrochene Strümpfe, blaue Atlasschuhe mit Goldplättchen gestickt, schmiegten sich um die kleinen Füße. Der Gram des Tages war

untergegangen in Freude. Das Bild des Herrn und Gebieters lebte nicht in ihr, ihr inneres und äußeres Wesen gehörte nur dem Geliebten. Die Erinnerung selbst war erstorben in Lust. Die Bilder der Verführung umschlangen sie in wildem Reigen.

„Eufemia!" tönte die Stimme Fedors in ihr Ohr, als die Polonaise mit einer Galoppade geendigt und er die schöne Frau, roth, erhitzt, glühend, zu einem Sitze führte, „Eufemia, nach Mitternacht bist Du mein für immer!" Ein leiser Druck der Hand verhieß ihm ihre Zustimmung.

Der Bojar aus der Ferne zusehend, von mehren Seiten das Lob seiner Gattin hörend, war zufrieden. Selbst gegen die courtoisie des Moskowiten wußte er nichts einzuwenden, jener wahrte den Anstand. Sein Herz hatte keine Ahnung von dem Schlage, der ihm bereitet wurde, und mit mehr als gewöhnlicher Liebenswürdigkeit eilte er in die Nähe seiner Frau. „Eine eigene Sache mit dem Tanzen" dachte Athanasius, als ihm nur kurze, unfreundliche Worte auf seine Anrede zu Theil wurden und er die gewaltige Aufregung der schönen Gemahlin sich nicht erklären konnte. Der nun beginnende Walzer verhinderte jede fernere Unterhaltung und der seigneur zog sich zurück in eines der anstoßenden Spielzimmer, wo sein Gold volle Anerkennung fand.

Er hatte hier nicht Ursache sich über Gleichgültigkeit zu beschweren. Die hinüber und herüber wan-

dernden Rollen erhielten die Spieler in gewaltsamer Spannung. Es war wieder einer jener Abende, wo die Bojaren mit ihren Kriegsgästen in trauriger Entfaltung des Reichthums und der Verschwendung wetteiferten. An denen es keine ungewöhnliche Erscheinung, wenn Vermögen, hinreichend um eine ganze Familie vor Mangel zu wahren, von dem Erscheinen einer einzigen Karte abhing. Eine tiefe Stille, mit der lauten Freude in dem nahen Saale einen grellen Contrast bildend, herrschte in dem kleinen Cabinet, in dem sich neben Andern der Bojar befand. Das monotone „gagne et perd“ aus dem Munde des Banquiers war der einzige, sich stets in gleicher Weise wiederholende Laut, der hier hörbar ward. Nur ein leises Zucken der Augenwimpern, ein engeres Zusammenziehen oder ein freundlicheres Auseinandergehen der finstern Brauen, ein mehr oder minder verzogenes Lächeln der zusammengekniffenen Lippen zeigte die tiefe Aufregung der Spieler.

„Die Dame zum drittenmal verloren, Großdvornik!“ sprach verbindlich der Bankhalter, dessen Lippen sich selten öffneten und dessen gläserne Augen nur ängstlich beschäftigt waren die Karten zu überschauen.

Der Bojar ließ sich nicht irre machen, ein doppelter Satz sollte das Verlorene wieder einbringen. —

Der beglückte Fedor hatte sich so sehr als möglich gewahrt, seinen Enthusiasmus für die schöne Eufemia

einer Andern mitzutheilen. Wenn auch nichts weniger als Denker, wußte er doch, daß eine Frau stets und allein für sich Huldigung in Anspruch nimmt. Eben so wenig hatte er sein Vorhaben einem Freunde offenbart. Die Furcht, der Gegenstand des Neides wie der Unterhaltung zu werden, hatte ihn abgehalten. So war es gekommen, daß er bis jetzt der Gunst der reizenden Frau, unbemerkt von der Welt, sich erfreut hatte, und erst heute, wo ihm ein so in die Augen fallender Vorzug geworden, waren auch Andere als der eifersüchtige Eheherr, aufmerksam auf das neue Verhältniß geworden. An dem Ziele seiner Wünsche war es ihm gleichgültig. Seine modernen Gesinnungen wußten nichts von der ritterlichen Liebe des Mittelalters.

Mitternacht war vorüber, die Damen hatten sich erhoben von einem solennen Mahle. Der Tanz sollte mit neuem Eifer beginnen. Der Bojar, nur mit dem Gewinn und Verlust beschäftigt, achtete seiner Frau nicht. Er hatte seinen alten Platz eingenommen. Eufemia sah sich von einem Kreise junger Männer umgeben. Den vielen Bitten und Aufforderungen setzte sie nur schwachen Widerstand entgegen. Ihr bangte vor der nächsten Stunde. Die Furcht und das Entsetzen des Vergehens stritten mit ihrer strafbaren Liebe. Ein treuer Warner würde sie gerettet haben so nahe am Abgrunde. Ihr Auge, in Verwirrung, suchte umsonst den leitenden Polarstern, der verschwunden

11*

war. Jede Bitte, zurück zu gehen, war unmöglich. Sie war jetzt willenlos, dem unterthan, den sie vor Kurzem beherrscht hatte.

Doch dieser neue Gebieter, den sich ihr Herz erkoren hatte, ließ sie nicht länger in Spannung. Die Verführung bleibt nie aus. Er kam, um ihr volle Gewißheit zu geben.

„Gnädige Frau!“ sprach Fedor mit lauter Stimme, und die Stimme des Mannes zitterte nicht, seine Haltung war fest und stolz, als sage er die Wahrheit und handele nach Recht „Ihr Wagen ist bereit, so wie Sie befohlen.“

Das allgemeine Bedauern der nächsten Umgebung setzte die Bojarin noch in größere Unruhe. Sie zitterte heftig, es war, als empfände sie das Gewicht ihrer That, als schaudere sie zurück vor dem verbrechenvollen Unternehmen. Sie war blaß geworden, alles Leben in ihr war zurückgetreten.

Dem Officier half seine Fassung über das Bedenkliche des Augenblicks. Mit leichtem Anstande trat er zu der bebenden Frau, ergriff ihren Arm und führte sie zum Saale hinaus, über den langen Corridor an die Stufen der Ausgangspforte. Hier warf er einen weiten Mantel über die schöne Beute und rief laut und entschlossen nach seinem Wagen.

Die unglückliche Frau machte eine widerstrebende Bewegung vor dem Einsteigen. Sein kräftiger Arm

überwand dieses Hinderniß. Fort rollte der Wagen. Rasch, ohne Aufenthalt ging es die Straßen hinweg, hinaus über die Barrieren der Stadt.

Die stolze Eufemia war herausgerissen aus ihren Verhältnissen, bewußtlos in eine neue, fremde Bahn geschleudert. Für jetzt konnte sie nicht zur Besinnung kommen. Die Schwüre des geliebten Mannes drängten jeden Vorwurf zurück. Seine Lippen preßten sich auf die ihren. Ihr Blut kam in Wallung. Sie lag in den Armen, an dem Herzen Fedors. — —

Wohl zu derselben Stunde, als der Wagen des jungen Officiers in rauschendem Fluge die Straße nach Jassy dahin braußte und der bärtige Russe die Pferde peitschte, als gelte es noch heute den Pruth zu erreichen, verließen drei verhüllte Gestalten den Hof des Bojaren. Der schneidende Wind mit kalten Regenschauern mochte die Wanderer gar unfreundlich berühren. Sie drängten sich dicht an einander. Der nächtige Himmel hing voll grauer Wolken, die vor dem Winde in dichten Wogen einherzogen. Bisweilen leuchtete die fahle Sichel des Mondes durch einen zerrissenen Fetzen. Einen Augenblick prüfte die vordere der Gestalten das drohende Wetter und es schien, als zaudere sie voran zu schreiten. Doch eine Bewegung des Gefährten veranlaßte sie bald zur Fortsetzung des Weges.

Die zwei Männer und eine Frau oder Jungfrau wichen von der großen Hauptstraße ab und wandten

sich in eine der Mahalas*). Von Zeit zu Zeit schauten sie vor- und rückwärts, als fürchteten sie Aufenthalt oder Verfolgung. Wenig redend und so geräuschlos als möglich forteilend — eine ganz unnöthige Vorsicht, der Wind pfiff laut um die Dächer und Bäume — gelangten sie endlich in's Freie, wo sie in freudiger Hast auf einen schwarzen beweglichen Punkt zuschritten.

Die dunkle Erscheinung mußte mit dem Unternehmen der Leute in Verbindung stehen. Auch sie näherte sich demselben. Es war ein Walache, der ein mageres Thier, zum Pferdegeschlechte gehörig, an der Hand führte, es wortlos Einem der Dreie übergab und sich dann hastig entfernte.

„Gott weiß es, daß ich nicht Unrecht thue" begann jetzt derjenige, welcher das Seil des Pferdes, statt eines Zaumes dienend, erfaßt hatte und in dem wir den alten Thorwart erkennen, mit vor Rührung zitternder Stimme zu dem jungen Paare, „und es schmerzt mich tief, aber ich kann es nicht ändern."

„Du hast mein bestes Kleinod, Constantin," fuhr er weinend fort, „bewahre es gut. Ich habe Dir das gegeben, was ich in meinem Alter wohl brauchen könnte. Doch wenn Du Schätze mir anbötest und mein Kind verließest, ich würde Dich von mir stoßen, selbst im Tode Dich verwünschen."

*) Vorstädte mit Gärten.

„Habt einander lieb, seid vorsichtig gegen die Welt, die uns mit bösen Augen ansieht und vergeßt Euren alten Vater nicht“ wandte er sich zur heftig schluchzenden Tochter, die ihn mit herbem Trennungsschmerze umfaßt hatte, als dürfe sie nicht von ihm lassen.

Eine Weile blieb er sprachlos, dann wischte er sich die Thränen aus dem durchfurchten Antlitz, drückte Eines nach dem Andern an's Herz und trieb die Säumigen, schmerzlich Ergriffenen zur Eile an. Den schwachen Zügel legte er in die Hand des Sohnes und hob sein weinendes Kind auf das duldsame Thier.

Der junge Hirte zog hinaus in die dunkle Ferne, über die weite Ebene, von den hohen Karpathenbergen begrenzt. Der Alte aber blieb eine Weile stehen und verfolgte die Beiden so lange als möglich mit seinen Augen. Selbst als er nichts mehr erblickte, starrte er noch immer ohne Bewegung nach der Gegend.

„Sie werden sich finden müssen in die Fremde“ redete er besorgt vor sich hin. Doch plötzlich schien es, als verschwinde diese Besorgniß. „Eine Hütte wird er doch finden, ein Weib hat er. Ueber's Jahr ein Kind. Eine Stunde später sind sie nicht heimathlos.“

Langsam ging er zurück in die Stadt. Je näher er kam, desto mehr gewann er Herrschaft über sich und als er den Bojarenhof erreicht hatte, schritt er gleichgültig in sein neu einsames Häuschen.

Vielleicht daß er da von Neuem weinte. — —

Es war um die Mittagsstunde des 7ten Dezember alten Styles, daß der Bojar aus seinem Schlafe erwachte. Die unangenehme Kunde machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Ein langsamer, doch immer zunehmender Schmerz zuckte über sein Antlitz. Sein Stolz war gebrochen, die Leidenschaft verraucht. Ein Gegenstand der freien Lästerzunge mit ihrem langsamen tödtenden Gifte, was half ihn da der chevalier? Rath- und thatlos wollte er sein Ansehen benutzen, um der Flüchtigen habhaft zu werden. „Herrlichkeit!“ erwiederte ihm der griechische Major Domus, dessen Einfluß und Macht nun für immer und unter allen Umständen gesichert bleiben mußten. „Frau Eufemia ist verreist in die Moldau. Nach vier Wochen wird sie zurückkehren. Was die entlaufenen Zigeuner angeht, so haben wir deren noch viele, wenn auch Wenige so schön sein mögen wie Marizza. Dem Alten kann man zu guter Gelegenheit ein Paar Dutzend Fußsohlenhiebe aufbewahren.“

Die Rückkehr der schönen Frau, geneigter Leser! ist eine lange Geschichte. Ein andermal von ihr. —

Lyrisches Intermezzo.

Mehr hätt' ich wohl ausgelesen,
Wär' es nur erlaubt gewesen.

Blick in's Freie.

Die Zukunft fass' in's Geniusauge,
Dräut Dir die Schlange Gegenwart,
Dann werden Himmels Zauberhauche
Wie Erdestacheln offenbart.

Die Gegenwart möcht' Dich umschlingen,
Sirenenmächtig Geist und Herz,
Der Freiblick stärkt der Psyche Schwingen,
Und lehrt Dich mit Gefahr den Scherz.

Den Heldenscherz, der spielt mit Thaten,
Und drängt den Schmerz zum Kind herab;
Die Früchte reift, ausstellt die Saaten,
Und lächelnd steigt ins dunkle Grab!

Ch. E. v. Bentzel-Sternau.

Die Nachtigall.

Auf des Kirchhofs nied'rer Mauer
Saß die sanfte Nachtigall;
Ew'ge Lieb' und milde Trauer
Flötete ihr Himmelsschall.
Wie die Mutter ihrem Knaben
Sang den Todten sie ein Lied,
Sieh! da flatterten die Raben
Auf der Gräber still Gebiet.
„Willst du hier vom Feld der Leichen,
Eitle Sängerin, entweichen!
Nur Verwesung wohnet hier,
Der Verwesung krächzen wir.“
Doch die Nachtigall sie sprach:
„Jedem Frühling zieh' ich nach;
Zweifler nur Verwesung sehen,
Fromme — Frühlings-Auferstehen!“

Louise von Plönnies.

Des Reiches Ende.

Im heil'gen Reich am Kaiserthron
Da schreit es jetzt um Hülfe.
Die Kron' ist worden zur Dornenkron',
Das Scepter ward zum Schilfe.
Und hinterm Throne, vollgemäßt
Duckt's Pfäfflein sich im warmen Nest
Und würfelt um den Mantel.

Der Kaiser geht voll Traurigkeit
Zu einem großen Münster,
Da öffnen sich die Thore weit,
Die Kirche ist so finster.
Die Bischöff' stehen an der Wand
Und halten Stäbe in der Hand,
Und keiner thät sich neigen.

Die Bischöff' stehn im hohen Dom
Und keiner thät sich neigen;
Die Ritter aber knieen fromm
In ehrfurchtsvollem Schweigen.
Vorüber zieht der Kaiser bleich
Und dankt und grüßt so geistergleich,
Als wär' er schon gestorben.

Und an der Gruft da bleibt er stehn,
Da schlafen seine Ahnen,
Die einstens wieder auferstehn
Mit weh'nden Freiheitsfahnen. —
Der Kaiser nimmt die Krone ab
Und wirft sie in das off'ne Grab,
Das hat sich gleich geschlossen.

Und wie sich schloß das Kaisergrab
Begann der Dom zu beben.
Den steinern Bischöff'n fielen ab
Die Infuln sammt den Stäben,
Sie stürzten selbst in Scherben nach,
Die Kirche bald in Trümmern lag:
Es hielt nicht mehr zusammen!

Andreas.

Kraft der Liebe.

Wie dort der Sturm durch Saatfelds Halme streichet,
Die Aehren drückt er fast zum Boden nieder;
Und doch — wenn kaum des Sturmes Strenge weichet,
So heben sich die schwachen Hälmchen wieder.
Die Liebe war's, womit sie sich umfaßten,
Um sich zu stützen in des Sturmes Wogen;
Eins war des Andern Hülfe gegen Lasten,
Die — jedes einzeln — zum Zerknicken bogen.

W. Appelius.

Letzter Toast.

Herzbruder, komm', im blauen Krug
Drei Krüglein auszuleeren,
Es ist mit dreien grad genug,
Drei Dir und mir zu Ehren!

Daß aller guten Dinge drei,
Wer mögt' es widerlegen?
Drei Krüge her, daß hell und frei
Die Perlen sich bewegen!

Und maßen Du und ich und Du
Der Liebsten uns begeben,
So zapft den vierten noch dazu,
Vier Krüge und vier Leben!

Und sind sie hohl und sind sie leer,
Dann schlag ich sie in Scherben;
Kein Wein und keine Liebste mehr,
Laß uns zusammen sterben!

Hayn Justus Schlingloff.

Reliquie von einem Verschollenen.

Das heimliche Lied.

Es giebt geheime Schmerzen,
Sie klaget nie der Mund,
Getragen tief im Herzen
Sind sie der Welt nicht kund.
Es giebt ein heimlich Sehnen,
Das scheuet stets das Licht,
Es giebt verborg'ne Thränen,
Der Fremde sieht sie nicht.

Es giebt ein still Versinken
In eine inn're Welt,
Wo Friedensauen winken,
Von Sternenglanz erhellt,
Wo auf gefall'nen Schranken
Die Seele Himmel baut
Und jubelnd den Gedanken
Den Lippen anvertraut.

Es giebt ein still Vergehen,
Im stummen, öden Schmerz,
Und Niemand darf es sehen,
Das schwer gepreßte Herz.

12

Es sagt nicht, was ihm fehlet
Und wenn's im Grame bricht
Verblutend und zerquälet, —
Der Fremde sieht es nicht.

Es giebt 'nen sanften Schlummer,
Wo süßer Frieden weilt,
Wo stille Ruh den Kummer
Der müden Seele heilt — —
Doch giebt's ein schöner Hoffen,
Das Welten überfliegt,
Da, wo am Herzen offen,
Das Herz voll Liebe liegt.

Der Knabe und die Engel.

Eine Erzählung

von

Bernhard Schaedel.

„So laßt mich scheinen, bis ich werde!“

Mignon.

Es war schon ziemlich spät am Vorabend des heiligen Pfingstfestes, als sich die liebe Dorfjugend noch gar lustig in den blühenden Gärten, an dem klaren Bache und in den festlich reinlichen Straßen herumtummelte. Es ging ihnen, wie es der übrigen lebendigen Schöpfung zu gehen schien, sie dachten bei dem heitern, klaren Himmel, von dem sich die Abendröthe gar nicht trennen wollte, nur ungerne daran, ihre Aeuglein so vieler Pracht zu verschließen, und das schimmernde Paradiesgärtlein eines schönen Maiabends mit dem engen, dumpfen Schlafkerker zu vertauschen. Sangen doch auch die Vöglein noch hell und fröhlich aus ihrem vergoldeten Blätterpallaste heraus, wogten doch noch tausend Schwärme von winzigen Geschöpfen durch den warmen, goldigen Duft, der sich über die Gegend hingelegt hatte, und selbst die schillernden Käferchen pilgerten alle noch in Kreutz- und Querzügen auf den schwankenden Gräsern herum, auf die sich heute noch kein feuchter Thau gesenkt hatte. Alle Knaben des Dorfes nahmen zuletzt, nachdem sie lange im Weiten herumgeschwärmt, Theil an dem muntern Spiele, zu welchem sie auf dem freien Platz um die duftende Linde sich vereinigt hatten. Ein Knabe nur

fehlte dabei — der kleine Anton, der Sohn einer Wittwe, die früher mit ihrem Manne aus der Stadt hierhergezogen war, und nun ganz am Ende des Dörfchens zurückgezogen und stille lebte. Aber auch zu Hause vermißte die harrende Mutter den Knaben recht schmerzlich, als es immer düsterer wurde und man am Ende schon hier und da Lichter aus den kleinen, runden Scheiben der im Grünen liegenden Häuschen hervorflimmern sah. Sie war schon längst in ihrer Besorgniß durch das ganze Dorf gerannt, und hatte Alt und Jung nach ihrem Kinde gefragt, aber Niemand wollte den Knaben seit dem Nachmittage gesehen haben, und Jeder machte durch seine Muthmaßungen die Angst des Mutterherzens nur noch quälender.

Zwar hatte die arme Frau in ihrem Leben schon recht viele und große Unglücksfälle standhaft und mit Ergebung ertragen, und sie machte sich deshalb auch Vorwürfe über ihre voreilige und vielleicht ganz unnöthige Aengstlichkeit. Aber liegt nicht gerade in allen den günstigen Ausgängen, die man sich in der Erwartung eines bevorstehenden Schicksals ausdenkt, zugleich die Möglichkeit eines ungünstigen? und war nicht das tiefe, gemüthvolle Wesen ihres Knaben noch der einzige lebendige Born, aus dem die Verlassene ihren Lebensmuth und ihre Lebensfreude schöpfte?

Es war eine Zeit, wo auch für sie das Leben als ein reicher Frühlingsgarten erschien, und alle Dornen

noch weich und grün waren, oder versteckt von Blumen und Blüthen. Nun aber, wo Frau Elisabeth (so hieß die Wittwe) ihren lieben Ehegatten hier auf dem Kirchhofe hatte in die Erde legen sehen, war auch ihr Lebensglück mit den schweren Erdschollen nachgerollt, und nur um ihres Anton willen, mochte sie die Last dieses allmähligen Nachsterbens noch willig ertragen.

Bei dem Tode seines Vaters war der Knabe noch gar jung, und so kam es, daß sein Gemüth keine Kinderfreude fand, an der nicht Thränen perlten, und daß es wundersam bestrahlt wurde von den tiefklaren Farben des Regenbogens, den die Sonne der Mutterliebe über sein ganzes junges Leben ausspannte. Er nahm nur wenig Theil an den lebensfrischen Spielen der übrigen Dorfjugend, desto lieber schlenderte er für sich allein an den sonnigen Hecken herum, suchte Blumen oder bunte Schneckenhäuschen und belauschte die Vöglein, die in das dichte Gezweig hinein gebaut hatten. Aber am meisten traf man ihn auf dem Kirchhofe. Dort fand er an den frischen Gräbern die schönen Kronen mit Flittergold und seidenen Bändern, die glatten, marmornen Grabsteine, mit goldenen Buchstaben aus einer fremden Sprache, die er nicht lesen konnte, und das Grab seines Vaters, das, ohne die gewöhnlichen Zierrathen der Gräber, stets mit frischen Blumen bepflanzt und von einem Gitter zierlich eingehegt, fast anzuschauen war, wie ein kleines Gärtlein, so freundlich und duftig war es.

Hier lag der kleine Anton oft stundenlang in dem dichten Grase, das den Hügel umgab und spielte mit glitzernden Steinchen, die er im Sande gefunden hatte, oder horchte auf das Zwitschern der Vögel und das Gesumse der Bienen. Am glücklichsten aber machten ihm stets die feierlichen Töne der Orgel, die sehr vernehmlich von der Kirche her aus den Thorflügeln ihn entgegenschallten, so oft der Sohn des Dorfschulmeisters sich für die künftige Sonntagsfeier einübte. Da war er oft sonderbar bewegt von den wogenden Tönen, und er konnte sich kaum denken, daß der junge Mann, der in seinem schlichten Rocke doch gerade so aussah, wie die übrigen Menschen, jene Weisen hervorbrächte. Ja, er wurde oft sogar betrübt, wenn er in die Kirche trat, und dann mit eignen Augen und Ohren sich überzeugte, daß aus den großen zinnernen Pfeifen solche himmlische Klänge herausströmten.

Aber auch wenn der Orgelspieler nicht da war, schlich er sich oft durch eine kleine Thür, an der Sakristei vorbei, in die Kirche und betrachtete die vielen merkwürdigen Sachen, die alle da drinnen waren. Mit kindlicher Neugierde und Lust beschaute er hier die farbigen, gestickten Fahnen und den Thronhimmel von purpurnem Sammet, mit schweren, goldnen Franzen; die gemalten Wappen an den Wänden, und die ewige Ampel mit ihrer dunkelrothen, einsamen Flamme. Kam er aber an das herrliche, große Altarbild, das die

Himmelfahrt unsers Herrn Jesus Christus darstellte; so mochte ihn nichts Anderes mehr anziehen, und sein Blick hing trunken und seelig an dem verklärten Gesichte des Göttlichen, wie er auf der strahlenden Wolke emporschwebte, die von jubelnden Engeln mit goldnen Flügeln und schimmernden, weithin flatternden Gewändern gehoben wurde. Dann war nur noch ein Gedanke und ein Wunsch in seiner Seele: auch so ein leuchtender Träger unsers Herrn und Heilandes zu seyn, der so göttlich mild auf den Beschauenden hernieder blickte, gleich, als wolle er ihn liebevoll zu sich emporziehen. Kehrte dann der Knabe nach Hause zurück; so machte sein träumerisches Wesen und die unnatürliche Begeisterung in den Beschreibungen, die er von der schönen Kirche und dem Bilde darin machte, seiner guten Mutter manche betrübte Stunde; denn sie war in dem protestantischen Glauben großgezogen und von ganzer Seele demselben zugethan, und sah nun immer mehr und mehr ein, wie schwer es ihr halten werde, ihren Sohn, dessen Gemüth schon jetzt von allen Zeichen und Wundern des Glaubens so überwiegend stark angeregt wurde, für den klaren, schmuck- und kunstarmen Glauben seiner Väter zu erziehen.

Da ging sie denn oft in ihrer Betrübniß zu dem protestantischen Pfarrer eines naheliegenden Dorfes, um sich Raths zu erholen. Aber der gute Mann konnte ihre Besorgnisse nicht so recht theilen, und hielt die

Sache für weit weniger bedenklich, als sie es wohl war; weil eben das liebende Mutterherz viel tiefer und weiter fühlen, als der Verstand des Geistlichen sehen konnte, und weil deshalb die ersten, leisen Flügelschläge der jungen Seele des Knaben dem ahnungsreichen Frauengemüthe wohl bemerkbar, dem schlichten Manne aber, der überdies in seinem Leben viel mit der Schulerziehung sich abgeben mußte, zu sehr von der schweren Hülle der Alltäglichkeit verdeckt lagen.

Auch in die Sonntagspredigt dieses Geistlichen nahm Frau Elisabeth ihren Knaben zuweilen mit. Allein hier mußte sie mit Leidwesen gewahren, wie wenig Eindruck dieselbe auf ihn hervorbrachte. Zankte sie ihn dann darüber aus, daß er während der Rede so zerstreut und unaufmerksam dasaß, und, statt nach dem Prediger zu sehen, gewöhnlich die Augen nach den gemalten Kirchenfenstern und den, dahinter im Winde spielenden Blättern der Zitterpappeln hinrichtete, und sprach sie ihm von den schönen erbaulichen Worten, die so ganz für ihn verloren gingen; so antwortete er immer mit weinerlichem Tone: wie er nicht anders könne, daß er auch nicht recht verstände, was der Mann spreche, und er ihm gar nicht gern in's Gesicht sehe, weil es so gelb und häßlich sei, und so ganz und gar anders, als das Christusgesicht auf dem großen Bilde in der Kirche daheim. Machte ihm dann seine betrübte Mutter noch weitere Vorwürfe; so konnte er nichts mehr

erwiedern und fing nun recht bitterlich an zu weinen, so daß die schwache, zärtliche Mutter beinah wieder bereuete, was sie zu ihm gesprochen hatte.

Auch darüber machte sich die Wittwe recht viele und bittere Sorgen, welchen Stand denn in der Zukunft ihr Söhnchen einmal ergreifen solle; und um so mehr, als sie nur wenig Mittel hatte, und die Schwächlichkeit ihres Anton, und die Unbehülflichkeit, mit der er sich bei allen körperlichen Verrichtungen benahm, die Wahl sehr beschränkte.

Als sie in solchen sorgenschweren Betrachtungen ihn einstmals voll Mitleid in ihre Arme schloß, sagte sie, mit Thränen in den Augen, zu ihm: „Ach du armes, armes Kind, wie hülflos und verlassen stehst du doch da, seit sie deinen guten Vater unter die Erde gebracht haben; wie wenig vermögen doch die schwachen Mutterarme dich vor den rauhen, feindseligen Angriffen des Lebens zu schützen“! —

Da kehrte er sich lächelnd zu der betrübten Mutter hinauf und versicherte ihr in einem halb drolligen, halb ernsthaften Tone: sie brauche gar nicht besorgt um ihn zu sein; er habe es schon längst den Blumen und Vöglein abgelernt, wie man sich gottgefällig benehmen müsse, und wenn er es auch jetzt noch nicht so recht zu sagen wisse, was er einstens beginnen werde; so fühle er doch recht gut, wie das Alles einmal komme, und habe gar keine Angst darum, daß er nicht noch

weit mehr werden könne, als alle die schönen Vögel und Blumen zusammen. So wunderlich dies Alles der guten Frau Elisabeth auch lautete; so konnte sie doch nicht anders, als mit ganzem Herzen in das Gottvertrauen ihres lieben Kindes einstimmen; und wenn dann auch reichlicher noch ihre Thränen über sein reines, unschuldiges Kinderantlitz hinabflossen; so waren es doch nur die treuen Begleiter überschwenglicher Liebe und Rührung.

Der Umstand, daß ihr Anton körperlich so gar unbeholfen und ungeschickt war, machte der Wittwe auch heute die größten Besorgnisse bei dessen Ausbleiben. Sie konnte die schrecklichsten Bilder aller der Unglücksfälle, die dem Kinde möglicherweise zugestoßen sein konnten, nicht aus dem Sinne bringen, und als endlich gar die Nacht hereingebrochen, und der Knabe noch immer nicht nach Hause gekommen war; da eilte das schwache, furchtsame Weib längs des Bachwassers in suchender Hast dahin.

Immer stärker wurde ihre Angst, je mehr sie sich dem finstern Walde näherte und die zitternden Knie versagten ihr beinah den Dienst. Ohne Unterlaß rief sie den Namen ihres verlornen Kindes, indem sie durch die hohen, mächtigen Baumstämme dahinschritt, deren dunkele Reihen, mit ihren, von einzelnen Sternen durchfunkelten Wölbungen, wie die Säulen eines unterirdischen Tempels emporragten. Aber Nichts gab ihr

Antwort in dieser schauerlichen Stille, als das Bellen der Füchse und das unheimliche Rufen der Käuzlein.

Da sank sie, ermattet von übermäßiger Anstrengung, an dem Stamme eines Baumes nieder, und wandte sich in inbrünstigem Gebete zu Gott, von ihm Beistand und Hülfe in ihrer Noth erflehend. Und gestärkt stand sie auf. Ein Strahl von Hoffnung wurde wach in der bekümmerten Seele: konnte der Kleine doch längst heimgekehrt sein und nun selber in kindlicher Angst sie vermissen, während sie in nächtlicher Waldung ihn suchte. Mit eiligen Schritten wandte sie sich daher wieder dem Dörfchen zu, das, mit seinen halbdunkeln Hüttchen, still und friedlich aus den, von der Nachtluft bewegten Saatfeldern herüberragte, und wie von Schlummer befangen dalag. Aber je näher sie ihrem Häuschen kam, um so stärker ward auch ihre Angst, ihre Hoffnung getäuscht und ihr Stübchen einsam und leer zu finden, und als sie endlich an die Thürschwelle kam, wäre sie beinah umgesunken. Noch lange quälten bange Sorgen und Zweifel die vergeblich harrende Mutter; doch zuletzt, gegen Morgen, überwältigte die ungewohnte Anstrengung ihren schwachen Körper, sie versank in einen wohlthuenden Schlaf, worin die schönsten Traumbilder ihrer Seele vorübergingen, deren jedes eine Hand voll heilenden Balsames über sie ausschüttete.

Da war es ihr, als wandele sie mit ihrem geliebten Manne und mit ihrem kleinen Anton in einem großen,

zauberischen Garten umher. Dieser Garten war aber eigentlich der Grabhügel ihres Gatten, gerade so, wie er sich auf dem Kirchhofe vorfand, nur unendlich größer, und alle die Blumen, womit sie ihn seither bepflanzt hatte, herangewachsen zu lauter mächtigen Sträuchern und himmelhohen Bäumen. Sie erkannte jede ihrer Blumen in dieser Veränderung wieder, und konnte nicht satt werden, in die herrlichen Wipfelkronen hinauf zu schauen, wie sie weit, weit in den blauen Himmelsraum hineinragten, und, statt der Thautropfen, von lauter niedlichen Sternlein funkelten, die sie bei ihrem Wachsen gleichsam abgestreift hatten, und die sich nun an Blüthen und Blättern anlegten.

Nun konnte sie, hinwandelnd von einem Blumenbaume zum andern, nicht fertig werden, ihrem geliebten Manne zu erzählen, wie traurig sie wohl ehemals gewesen, als sie diese Blumen gepflanzt, und wie sich doch jetzt Alles so ganz anders gestaltet habe. Ja, sie lachte recht fröhlich über alle die unnöthige Trauer und Angst, die sie seither ausgestanden, und geberdete sich dabei so übermüthig, wie ein Kind, das in dem Gegenstande seiner Furcht endlich etwas längst Bekanntes erblickt; und es mochte sie gar nicht schaudern, als ihr zärtlicher Gatte ihr erklärte, daß dieses fröhliche Blumenleben eigentlich nur sein eigenes Leben sey, und wie sein Herz längst mit jener weißen Rose in den Himmel hineingewachsen wäre. „Hab' ich doch auch

so eigentlich kein rechtes Herz mehr, seit ich dich nicht gesehen habe“, tröstete sie dann, sich inniger an den traurigen Geliebten anschmiegend, „und gleiche ich doch auch so gar dem alternden Baume, der sein Leben freudig hingiebt für die junge, wuchernde Schlingpflanze, die sich an ihm emporgehoben und ihn nun mit treuen, liebenden Armen umstrickt hält, und nicht lassen will, bis sie ihn ausgesogen, und beider Leben eines geworden. Und“, setzte sie noch zärtlicher hinzu, „wäre mein lieber kleiner Anton nicht gewesen; so hätte ich dich auch gewiß keinen Augenblick gelassen, du guter, herziger Mann“!

Mittlerweile bemerkte sie aber, daß ihr Anton nicht mehr da sei, und doch kam ihr nicht, wie gestern im wachenden Zustande, eine Angst an, daß er verloren oder verunglückt sein könnte; da sie recht gut wußte, daß das hölzerne Gitter sie alle drei einschließe und er nicht daraus entweichen könne; „und,“ tröstete sie sich weiter, „sollte er auch wirklich nicht da sein; so wäre er doch gewiß auch zur Blume geworden und seinem Vater nachgewachsen, und dann brauchte ich auch nicht länger zu säumen mit meinem bischen Erdenleben, und ich wollte sie gewiß nicht lange warten lassen und recht bald eingeholt haben“. Aber als sie dies sagte, sah sie auch schon ihren Liebling, wie er gar drollig und halb weinend, halb lachelnd, vergeblich sich bemühte, über den Kelchrand einer Lilie herauszusteigen; und

eben wollte sie ihm hülfreich beispringen, wie er immer kläglicher ihren Namen rief, als sie erwachte und in ihrem freudigen Schrecken wirklich die weinende Stimme ihres Anton erkannte, die, von einigen rauhen Männerstimmen unterbrochen, vor der Thüre beständig nach ihr rief.

Einen Augenblick, und sie schloß ihren weinenden Knaben, der sich, ganz gegen seine Gewohnheit, trotzig und unwillig gegen die Männer, die ihn hergebracht hatten, geberdete, wieder in ihre Arme. Es dauerte lange, bis die übermäßige Freude über den Wiedergefundenen sie zum Fragen kommen ließ, wo er denn diese Nacht geblieben sey, und warum er ihr dieses Leid bereitet habe. Doch er bestand darauf, daß er nichts sagen könne, bis die häßlichen Männer fort seyn, die ihn vorhin von seinen lieben Englein getrennt hätten.

Die Wittwe erfuhr nun von diesen Leuten, es war der Küster des Ortes und sein Eidam, daß sie heute vor Tagesanbruch, beim Frühgeläute zum Feste, zu ihrer Verwunderung ihr Söhnchen eingeschlafen in einem der vordern Kirchenstühle gefunden, und alsbald aufgeweckt hätten, um ihn ihr, die gewiß um denselben sehr in Sorgen gewesen sey, wieder zu bringen. Sie sagten, er schiene sehr gut geschlafen zu haben, aber es habe sich sein lächelndes Gesicht bald zum Weinen verzogen, als er erwacht und mit großen Augen um sich schauend, Niemanden als sie erblickt hätte. Eine Zeit

lang habe er wunderliche Worte von „Brüdern“ und „Engeln“ gesprochen, gerade so, wie er es noch jetzt thue, und sie hätten deshalb um so mehr geeilt, ihn hierher zu bringen, weil sie wohl glauben müßten, es fehle dem lieben Bürschchen etwas.

Als nun Frau Elisabeth die Leute mit ihrem herzlichsten Dank und einer kleinen Gabe entlassen hatte, wandte sie sich besorgt zu ihrem Anton, der sich noch immer nicht erholen konnte und in seinen Antworten unaufhörlich vom Schluchzen unterbrochen wurde. Da hörte sie denn Folgendes von ihm:

Gestern Nachmittag war er mit den Leuten, welche die grünen Kränze für das Fest aufhängten, in die Kirche gegangen, und wie er lange geholfen, war er auch wieder mit ihnen herausgegangen, um noch ein wenig auf dem Kirchhofe zu bleiben, wo eben ein Nest voll junger Vögel ausgeflogen. Mit kindlicher Lust sah er da zu, wie die guten Alten die ungeschickten, furchtsamen Jungen so unverdrossen im Fliegen unterwiesen; und als endlich eines der letztern, durch die zerbrochenen Scheiben bis in die Kirche hineingeflogen, konnte er es nicht lassen, auch noch einmal dahin zurückzukehren, um zu sehen, was es da mache, und ob die Alten es wohl wiederfänden. Da drinnen flatterte es gar lustig von einem Fenster zum andern, und da setzte er sich denn in einen der Stühle, um besser zusehen zu können. Als es dunkler geworden, dachte er auch wohl

daran, zu der Mutter zurückzukehren, aber er war so gar müde, und es glänzten die gemalten Kirchenfenster so schön von der Abendsonne und die vielen Blumen und Kränze dufteten so lieblich, daß er nicht wegkommen konnte. So ward es nach und nach immer dunkler und stiller um ihn, und doch fürchtete er sich nicht; es war ihm vielmehr recht wohl zu Muthe, und als es endlich ganz finster geworden, sah er nur noch einen hellen Schein, der, von dem Altarbilde ausgehend, immer stärker in ihn hineinleuchtete.

Auch die lieben Englein erkannte er alle deutlich wieder, und zu seiner Freude waren sie nicht, wie sonst, ruhig und unbeweglich; sondern sie begannen allmählig anmuthig zu schweben, hinauf und hinab, zurück und vorwärts, so daß das Bild endlich gar nicht mehr an einem bestimmten Orte blieb, sondern den ganzen Raum der Kirche einnahm. Den lieben Christus in der Mitte konnte er nicht sehen, weil von da der helle Schein ausging, der nach allen Seiten sich verbreitete, und nach welchem alle Engel sich hinrichteten.

Drauf ward es ihm denn immer leidmüthiger, so ganz allein ausgeschlossen zu seyn, und sich nicht unter die schönen Engel mischen zu können; und als er eben zu weinen anfangen wollte, schritten zwei von ihnen auf dem Strahl, der zu ihm herüberreichte, langsam herab, grüßten ihn freundlich und fragten: ob er denn nicht mitspielen wolle? Beschämt erwiederte er hierauf: er

kenne ja ihr Spiel nicht und vermöge auch nicht zu fliegen. Da fingen sie beide auch zu weinen an, faßten seine beiden Hände und setzten sich zu ihm, jeder an eine Seite, und sagten tröstend: weil er es so wünsche, so wollten sie ihn nun nicht mehr verlassen, bis er auch so geworden sei, wie sie: bis ihm auch goldne Flügel gewachsen und er nicht mehr in schweren Kleidern und Schuhen einher zu gehen brauche. Bis dahin wollten sie ihn aber immer schon als ihren Bruder ansehen, wenn er ihnen nur verspreche, sie keinen Augenblick mehr zu vergessen. Das that er denn auch, und als er sie darauf fragte, ob er denn auch den lieben Christus wiedersehen könne, versicherten sie ihm, er werde ihn alsdann noch ganz anders und viel herrlicher sehen, als bisher. Da ward er denn überaus vergnügt und seelig mit seinen beiden Brüdern, bis endlich die Männer sie störten, die Beiden verscheuchten und ihn fortführten. „Und jetzt", fuhr denn der Knabe nach beendigter Erzählung fort, „jetzt, liebe Mutter, will ich Dich recht inständig bitten, mich wieder hinzubringen zu ihnen, und mir andere Kleider anzuthun, als die ich hier anhabe und die mir so zuwider geworden und nicht mehr passen; und" schloß er endlich, indem er sein Köpfchen schmeichelnd und verschämt an die gerührte und in Thränen schwimmende Mutter anlehnte, „Du hast doch gewiß nichts dawider, Du gutes Mütterchen, weißt Du doch nun jetzt, was ich einst werden will."—

Seit dieser Zeit nahm das sonderbare Wesen des Knaben einen viel entschiedeneren, bedenklicheren Charakter an, und die arme Mutter fühlte nur zu bald, wie wenig sie mit allen Ermahnungen, Vorstellungen und selbst Strafen bei ihm auszurichten vermöge. Auch von andern Leuten konnte sie sich hierin wenig Trost versprechen; denn ihre Nachbaren und Bekannten im Dorfe hatten kaum eine Ahnung von dem Zustande ihres Kindes, und ihr früherer Trost, der Pfarrer des andern Dorfes, schien immermehr denselben zu mißkennen, indem er bald die ganze Sache als nichts bedeutend behandelte, bald wieder zu einer Strenge rieth, zu der die gute Frau, bei dem leidenden Zustande ihres Kindes, weder schreiten wollte, noch konnte. So beschränkte sie sich denn auf die liebevollste Pflege seiner hinschwindenden Gesundheit und seine sonderbaren Ideen suchte sie durch zärtliche Vorstellungen zu verscheuchen. Auch hoffte sie viel auf die günstigen Wirkungen der Zeit; ihr stärkster Trost jedoch war ihr festes Gottvertrauen, und hierin fand sie denn auch immer die meiste Beruhigung, wenn der Zustand des Kindes gleichwohl von Tag zu Tag schlimmer zu werden schien.

Der Knabe schien nur noch in jener Idee zu leben und selbst die kleinsten Dinge that er in Beziehung darauf, und so wußte er es durch Bitten und Schmeicheln dahin zu bringen, daß ihm seine Mutter wirklich eine gewöhnlichen Kleider abnahm, und dagegen ein

einfarbiges Kittelchen machen ließ, wie er es bei den Engeln auf dem Altarbilde gesehen hatte. Auch die Haare durfte sie ihm nicht mehr abschneiden, und nur mit Mühe konnte sie ihn dazu bringen, daß er an den Füßen eine Art von niedrigen Schnürschuhen trug, die wenigstens etwas Aehnliches mit den Sandalen hatten, womit einige der vordern Engel auf dem Bilde bekleidet waren.

Als er dieses Alles so weit durchgesetzt hatte, war er sehr zufrieden und glücklich, und ging Tage lang allein in dem Gärtchen am Hause herum. Nach der Kirche hatte er seit jener Nacht kein Verlangen mehr. Er behauptete, es seien nicht mehr die rechten Engel und der rechte Christus auf dem Bilde; denn er sähe das Alles viel schöner und lebendiger anderswo, wenn er nur die Augen zumachen wollte. Auch von seinen früheren Spielkameraden hatte er sich gänzlich zurückgezogen. Seitdem sie ihn über seinen neuen Anzug verspottet und seine Erzählung von den Engeln verhöhnt und lächerlich gemacht hatten, mochte er es mit Niemandem mehr zu thun haben, als mit der zärtlichen, schonenden Mutter.

Oftmals war es fast rührend-komisch anzusehen, wie der kleine, arme Junge eine abgebrochene weiße Lilie in der Rechten, die er gerade und fest hielt, sinnig und wie aufgegangen in einem beseeligenden Schauen, mit etwas vorgebeugtem Antlitz, über welches die langen

blonden Locken überschattend herabfielen, in den sonnigen Gängen des Gärtchens auf- und abging, leise und nur mit den Zehenspitzen auftretend; und wie er manchmal stille stand und sich wie schwebend etwas hob, um zu versuchen, ob er bald im Stande sey, mit seinen lieben Englein zu fliegen.

Nach solchen mißlungenen Versuchen kam er denn immer viel stiller und in sich gekehrter, ja wohl gar erschöpft und leidend in das Häuschen zurück.

Saß er manchmal ruhig in dem Grase neben seiner Mutter, so richtete er sich plötzlich, wie überrascht, strack auf und nickte grüßend und mit beiden Händchen winkend in die blaue Luft hinein, wobei seine Gesichtszüge immer einen wunderbar lieblichen und seeligen Ausdruck annahmen. Fragte ihn dann seine Mutter über die Ursache, so sprach er wohl zuweilen von vorüberfliegenden Engeln, oft aber wußte er gar nichts anzugeben und behauptete nur, daß es ihn gerade so gelüstet habe.

Diese Erscheinungen wurden in der Folge immer häufiger und es ist leicht begreiflich, wie hierdurch der schwächliche, reizbare Körper des Knaben leiden mußte. So wurde seine Haut beinah ganz durchsichtig, und der klare, geistige Ausdruck seines Gesichtes war kaum mehr irdisch zu nennen. Dabei fiel ihm das Gehen immer schwerer, so daß man ihn endlich nur noch in den wärmern Mittagsstunden auf einem Tragsessel in das Gärtchen unter den Kastanienbaum trug, wo er

dann, unverwandten Antlitzes, in die breite Blätterkrone hinaufschaute, um dem Spiele der Engel zu lauschen, die, wie er sagte, mit ihren goldenen Harfen in den obersten Zweigen säßen und himmlische Musik machten. Als nun gar die Winde anfingen rauh und kalt zu wehen, konnte man es auch nicht einmal mehr wagen, das leidende Kind der freien Luft auszusetzen, und so wurde denn das enge, aber heimliche Stübchen der Wittwe nunmehr seine einzige Herberge.

So sehr man aber auch besorgte, es möchte diese Beschränkung dem Gemüthe des Knaben, das mit so inniger Liebe sonst an die Natur und Alles, was da lebte, sich anklammerte, hart ankommen, so war dieses doch nicht der Fall. Es schien, als merke er es gar nicht einmal recht, und kaum hörte man von ihm irgend eine Bemerkung darüber.

Eines Abends, als die untergehende Herbstsonne recht wehmüthig=freundlich durch die rankenden Blumen die am Fenster standen, an die hellen Wände des reinlichen Krankenstübchens ihre spielenden Lichter warf, bat Anton, der heute stiller und in sich gekehrter als gewöhnlich war, seine Mutter, die mit ihrer Arbeit neben ihm saß, sie möge ihm doch das Bettchen in die Mitte des Zimmers rücken, so daß er die Sonne sehen könne. Als sie ihm diesen Wunsch erfüllt hatte, richtete er sich langsam und feierlich auf, und schaute lange, gerade und bewegungslos, immer in die Sonne hinein,

wobei er seine Händchen, wie betend, aneinander legte. „Siehst du“, flüsterte er endlich leise seiner besorgt neben ihm stehenden Mutter zu, „siehst Du, lieb Mütterchen, das ist der Strahl, den ich einst in der Kirche gesehen habe; und siehst Du, da steigen auch meine Brüder beide herab und strecken mir die Hände entgegen. Und nun sei fröhlich, liebe Mutter“, fuhr er immer hastiger fort, „und schlafe wohl; denn jetzt sehe ich auch wieder — — und nun winkt er mir zu — jetzt fassen mich die Beiden — und jetzt — jetzt — —“ und sein Köpfchen nickte herab und er fiel, wie von Wonne berauscht, seelig lächelnd in die Kissen zurück. Er war verschieden. —

Frau Elisabeth blieb bei dem Tode ihres Kindes, gegen Aller Erwarten, ganz still und gefaßt. Sie übernahm allein die Sorgen des Begräbnisses, und es mochte wohl Manchen verwundern, wenn er bei der Beerdigung, statt des gewöhnlichen Klagens und Jammerns, eine stille Heiterkeit über ihr blasses Antlitz sich verbreiten sah. So verhofften denn die Leute im Dorfe, die fromme Frau, welche sie Alle recht von Herzen gern hatten, ihres gottgefälligen Lebenswandels halber, werde sich recht bald in ihr Schicksal finden. Und die Leute hatten Recht —; denn kaum hatten sie ihre schwarzen Röcke wieder in die Truhe geschlossen, so grub man auch schon eine andere Grube, dicht nebenan; und als der Todtengräber die Erde aufgeschüttet und das letzte

Gebet für die verstorbene Frau Elisabeth verrichtet hatte, sagte er, beim Herausgehen aus der Gitterthüre, die er mit Mühe in ihren rostigen Angeln herumbewegte: „Nun ihr alle drei beisammen seid, soll euch auch Niemand mehr eure Ruhe stören, und ich will die morsche Thüre zuschließen, für immer; euern Ausgang findet ihr ja wohl doch — nach Oben! —“

Nicht weit von dem Dorfe, wo sich dieses begeben hatte, wohnte ein alter frommer Mann, Namens Ehrhardt; der war Meister in der Holzschneidekunst, und weit und breit berühmt. Der dachte, es möchte seiner Kunst ein würdiger Gegenstand sein, wenn er darstellte, wie bei dem kleinen verstorbenen Anton das Himmlische so weit in das Irdische hereingereicht habe, und wie sein Tod nur der endliche Sieg des Geistes über den Leib gewesen sei. In der Mutter wollte er dann die Schwachheit der irdischen Liebe darstellen, wie sie in ihrer Begehrlichkeit solche Erscheinungen nicht zu erfassen vermöge, und sich zumeist nur an das hänge, was ihr sinnlich nahe gebracht sei.

Und so machte er denn eine Bildnerei, worauf man sah, wie der kleine Anton, von Oben gleichsam gehoben, den Armen seiner Mutter entschlüpfte. Gesicht und Arme waren zum Himmel gerichtet, und die goldnen Flüglein ließen ihn schon halb als Engel erscheinen.

Die Kleider, womit die schwebende Gestalt noch halb bedeckt war, blieben in den umklammernden Armen der Mutter zurück, die ihr weinendes Haupt darin verbarg und über ein offenes Grab gebeugt war.

Dieß Alles schnitzte der alte Ehrhardt gar künstlich und belegte es mit Gold und den schönsten Farben. Und als es fertig war, setzte er es auf den Grabhügel der nun Vater, Mutter und Kind zumal umschloß; und weil der sinnige Mann auch etwas von der edeln Reimkunst verstand, so schrieb er noch folgende Verse auf die Rückwand des Monuments:

Das liebe Knäblein, das hier ruht,
War für die Erde wohl zu gut;
Drum haben die Engelein, die frommen,
Es auch so zeitig zu sich genommen.
Der armen Mutter nun, fürwahr,
Brach darob auch das Herze gar;
Konnt' sie das Kind nicht bei sich haben,
Ließ sie sich zu dem Kind begraben.
Nun geh'n sie beide, keins allein,
Durch Jesum Christ in Himmel ein! —
Amen.

Die Traumleiter.

Ein Mährchen

von

Andreas.

Was wir träumen, was wir wachen,
Beides ist von gleichem Werthe;
Das Geheimniß dieser Erde
Wird uns Niemand deutlich machen.
Traum ist Alles, Alles Leben,
Darum ist's ein Mährchen eben.

Es war schon längst Mitternacht vorüber, als der Magister den Kopf auf die andere Seite legte, um bequemer durch die Blätter der Laube, in der er saß, nach dem Monde sehen zu können. Das Geisblatt duftete stark durch die warme Nacht, und das ganze Gärtchen schwamm in einer magischen Beleuchtung, denn der Vollmond stand hoch, und nur kleine krystallene Wölkchen zogen vorüber. Es war unendlich heimlich in der Laube! Der Magister saß schon seit mehreren Stunden in derselben, schaute immer hinauf in den hellen Nacht-Himmel und wußte selber nicht, wie selig er war. Lag doch die ganze Natur ringsum wie eine gelöste Frage da! Und saß er doch in Mitten aller Geheimnisse wie ein Kind!

Den Mond liebte der Magister von jeher. Schon als kleiner Knabe stand er oft stundenlang am Fenster seiner Schlafkammer und vergaß den Schlaf, wenn er in die Wolken gucken und das geheimnißvolle Treiben um den Mond belauschen konnte.

Während er so in jener Nacht nach dem hellen Mond schaute, und den herrlichen Strahlenkreis, der sich um denselben herumgezogen hatte, anstaunte, öffneten

sich ihm mit einem Male alle Wunder einer Sommer-Nacht.

Er bemerkte, wie sich aus dem Monde, ganz langsam und kaum bemerkbar, eine leise schimmernde Leiter herabsenkte, immer tiefer und tiefer, bis die letzte Sprosse endlich vor der Geisblattlaube aufstand. Dann wurde die Leiter scheinbar immer fester und stärker und dem Auge immer deutlicher. Auch begann eine große Geschäftigkeit und ein seltsames Regen auf derselben. Herauf, herunter und durcheinander, wie steigende und fallende Schneeflöckchen.

Dicht neben seinem Ohr hörte er dann feine, silberne Stimmchen, welche unter dem Laube sangen:

Hüllt die Nacht in lichten Flor
Eure Welt,
Schlüpfen leise wir hervor
In die Welt;
Was am Tag der Sonne Strahlen
Euch verbrannt,
Reicht euch in krystallnen Schaalen
Liebe Hand:
Neu verjüngt und neu genesen,
Schöner, als es je gewesen!

und überall im Gärtchen bewegte sich's. Die Wipfel der Bäume regten sich schwatzhaft untereinander und die jungen Zweige rauschten mächtig, wie nie am Tage!

Da zogen ihn sanfte Arme von seinem Sitze auf. Und wie's geschah, wußte er nicht, und eben so wenig wies geschah, daß er beherzt auf die untere Sprosse

der Leiter trat, und dann, ohne zu schwindeln, hinaufstieg, in den hellen Nachthimmel. Unter ihm klang alsbald das ganze Gärtchen wie ein Chor versteckter Menschenstimmen, und endlich hörte er tief unten die Erde sich drehen! Was ihm aber, als er noch drunten in der Geisblattlaube gesessen, wie steigende und fallende Schneeflöckchen erschienen, waren kleine Elfen, die an ihm vorübereilten und allerlei Bothschaften ausrichteten im Mond' und auf Erden.

Endlich aber war der Magister ganz oben im Monde. Er erstaunte aber gar nicht, als er Alles so ganz anders fand, wie er in den astronomischen Büchern gelesen. Der silberne Palast mit seinen abermaltausend Spitzen und Thürmchen, die wie Silberkrystallisationen aussahen, leuchtete sehr; aber es blendete sein Auge nicht. Nie hatte ein Mensch etwas Schöneres gesehen.

Gleich am Rande, wo die Leiter aufsteht, trat ihm ein alter Mann entgegen, der ihm freundlich die Hand reichte und heraufhalf. Es war der Mann im Mond; aber er hatte kein Bündel Reiser und keinen Hund bei sich, deßhalb erkannte ihn der Magister nicht gleich. Ueberhaupt sind das nur Mährchen, was man uns von dem Mann im Monde erzählt. Die Wahrheit ist, daß der Alte gar sanft und freundlich aussieht.

„Es ist lange her“ sagte er, „daß keiner von den Euren bei uns war, obgleich wir es Euch so bequem gemacht haben.“

So einfach diese Anrede war, so mußte doch der Magister gleich weinen, weil ihm der Ton dieser Stimme so rührend ans Herz drang, und er wollte eben vor dem Mann im Monde niederfallen, als ihn dieser unter den Armen faßte und sagte: „Nicht doch! Ich bin ja nur der Aufseher, der Wächter! Dein Irrthum, mein Kind, ist so verzeihlich, wie jener der Heiden-Völker, die mich lange, zu meiner Demüthigung, sündhaft verehrt haben. Doch komm nur mit! Dein Auge ist zwar noch halb verschlossen für unsere Welt, weil Dir noch warmes Blut in dem Herzen umläuft. Störe Dich aber nicht daran, wenn Dir alles farblos bei uns vorkommt.“

Sie wandelten hierauf weiter.

Auf dem Monde herrscht eine unendliche Stille. Alles ist dort ganz anders, und ein seliges Licht, in dem alles Irdische verklärt wird, lächelt überall. Man weiß nicht, woher der Silberpalast sein Licht empfängt; es scheint aber, daß es von Innen strahlet. So wird auch der krystallene See, der das Schloß umgibt, und der selber wie ein tiefer, tiefer Mondschein aussieht, nur von dorther erleuchtet. Silberne Bäume stehen ringsum, deren Blätter unaufhörlich im Winde zittern. Auf dem hellen Krystallsee aber zogen weiße Schwäne einher, und kleine weiße Colibri flogen aus weißen Lilien hervor, die sehr zahlreich im Monde gedeihen. Alles ist eben ganz anders, und wie ein Traum.

Als sie Beide vor dem See standen, zog der Mann im Monde eine Wünschelruthe hervor, und alsbald stieg ein sanfter Regenbogen auf, über den sie nach dem Thore des Silberpalastes hingingen. Der Regenbogen schwankte und beugte sich wiegend unter der Last der beiden Pilger. Zuletzt sank er wieder in den hellen See hinab.

„Sieh, liebes Menschenkind," sagte der Führer, „aus dieser Wünschelruthe hat dein Volk und die Kinder-Ammen ein Reiser-Bündel gemacht! — Nimm sie aber selbst und öffne dir den Traum-Palast."

Der Magister hielt die Gerte in Händen, alsbald öffnete sich der Palast mitten von einander, wie eine lichte Wolke. „Hier wohnen eure Wächter!" sagte der Mann im Monde. „Zeigen darf ich dir die alten, treuen Seelen noch nicht, die für euch Menschen so viel thun. Doch tritt hierher, denn diese kennst du ja."

Der Magister schaute in eine schöne Halle, in der vier Männer beisammen saßen. Der erste war Shakespeare, neben ihm saß der alte Goethe, und neben diesem Dschami. Zu den Füßen des deutschen Poeten, den die andern so recht herzlich in die Mitte genommen hatten, saß ein unbekannter Jüngling, der hatte den Ellenbogen, wie ein Kind, auf dessen Knie gelegt, währenddeß Shakespeare bald die Locken, bald die Wangen des Jünglings anmuthig liebkoste. Die drei schienen ehr andächtig auf das zu hören, was Dschami sagte.

Leider konnte der Magister keine Silbe vernehmen; aber wohl bemerkte er, wie der Perser oft nach der Erde hindeutete, und daß Goethe bitterlich weinte.

„Komm jetzt!“ sagte der Mann im Monde, „Du weißt nun, daß Eure Poeten bei uns sind. Wir müssen zurück, so lange die Leiter noch steht.“

Da kam ein großes Gedränge von Elfen mit allerlei Depeschen und Aufträgen. Sie neigten sich alle vor dem Manne im Monde und Einige sagten ihm etwas in's Ohr.

„Sie kömmt“, redete er den Magister an. „Wir müssen aber, ehe es zu spät wird, zur Leiter gehen, denn die Zeit ist um.“

Da gewahrte der selige Magister ein sanftes Mädchen, das er wohl nie gesehen, aber dennoch gleich erkannte. Elfen tanzten um sie her und Träume flatterten vor ihr auf, wie Täubchen. Sie ging allein und nachdenklich und hatte eine Lilie am Herzen; ihr Gang hatte etwas Schwankendes, wie der einer Träumenden, und sie schien leidend und krank. Die vier Männer standen alsbald auf und der Magister sah, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf das Mädchen wendeten.

Gerne hätte er nach ihr gefragt; aber da sagte der Mann im Monde: „Tritt nur fest auf die Leiter, wir sehen uns bald wieder!“ — Schon bewegte sich wieder die Welt vor ihm, da vernahm er noch einmal die freundliche Stimme seines Führers, welcher ihm nachrief:

„Und wenn Ihr Euch unten begegnen solltet, so kennt Ihr Euch ja schon!“

Als des Morgens die Sonne durch die Geisblattlaube brach, erwachte der Magister und wußte so eigentlich nicht, wie er daran sei! —

Daß er in der letzten Nacht eingeschlafen, wollte er nicht zugeben, und dennoch war die Erinnerung an die Leiter, und was er alles im Monde gesehen, seinem Verstande so unbegreiflich! Lange ging er nachdenkend und noch träumend umher. Endlich schien ihm das Beste, auf die Nacht zu warten, um sich von Neuem in die Laube setzen zu können. Da wollte er mit Fleiß alles recht genau beobachten und prüfen.

Es zog aber gegen Abend ein schweres Gewitter zusammen, so daß sich der Himmel völlig mit Wolken bedeckte, immer schwärzer und schwärzer. Endlich fiel ein starker Regen, und es blitzte und donnerte lange Zeit.

„Der Mond wird wohl heute gar nicht aufgehen,“ sagte er zu sich selbst, und ging betrübt hinab in die Straßen der Stadt. Er dachte aber immer an das Mädchen mit der Lilie am Herzen, das er im Monde gesehen hatte.

Da kam er an eine Straße, die stand ganz unter Wasser und ein kleines Kind stand vor dem Wasser das wollte gerne hinüber, konnte aber nicht, denn das Wasser war ihm zu tief. Da nahm der Magister das Kind auf den Arm, trug es hindurch und fragte: „Wo wohnst du? denn alle Straßen stehen voll Wasser, und du bist klein, könntest leicht untergehen und ertrinken.“ —

Da sagte das Kind mit freundlicher Stimme: „Dank Euch, junger Herr, und wenn Ihr so gut sein wollt, so tragt mich doch zwei Meilen von hier zur Schwanenkönigin, bei der wohn' ich.“

Der Magister hätte um ein Haar das Kind fallen lassen, so erschrak er über diese Rede; „weil es aber sein muß“ — dachte er — so will ich es thun — und trug das Kind zur Stadt hinaus.

Draußen aber stand das ganze Land auch unter Wasser, und wo man hinsah, war alles vom Wasser überschwemmt und eine Todtenstille.

Dem armen Magister entfiel fast der Muth bei diesem Anblick. „Zwei Meilen weit im Wasser fortzubaden ist doch viel; aber weil es sein muß, so will ich's thun,“ dachte er.

Da fuhr ein grünes Schiffchen vorüber. „He, Schiffchen!“ rief das Kind, „Schiffchen trag' uns doch zur Schwanenkönigin.“ Alsbald schwamm das Schiffchen herbei, sie setzten sich zusammen hinein und fuhren weiter.

Der Magister schaute aber oft rückwärts nach dem Himmel, ob sich die schweren Wolken nicht bald zertheilten; aber da war keine Hoffnung.

Mit einem Male tauchten viele tausend, tausend Schwäne aus dem Wasser auf, die schwammen alle in stolzer Pracht um den kleinen Kahn herum und sangen:

In den hellen,
wunderbaren,
ewig klaren
Wasserwellen
tauche unter —
und gesunder
wachst du auf!
Hier das Leben! —
Wache auf! —
Dort die Welt
träumend liegt,
Wachend trügt.
Schwanenkind, Schwanenkind
komm' zu uns geschwind, geschwind! —

Während deß zogen die Schwäne das Schifflein in das hellgrüne Schilf. Es waren ihrer aber immer noch mehr aus dem hellem Wasser hervorgekommen, und das Schilf neigte seine Spitzen oben zusammen, so daß sie alle wie durch smaragdene Lauben hindurch fuhren. Eben, als sich der Magister mit einer Frage an das Kind wenden wollte, bemerkte er, zu neuem Schrecken, daß es aus dem Schiffchen verschwunden war; aber neben ihm saß das Fräulein mit der Lilie am Herzen, dieselbe, der er Nachts vorher im Monde

begegnet war. „Erschreckt nicht," sagte sie bittend, „wir sind eben zu Hause," und unter diesen Worten sank das Schiffchen sammt allem hinab in das Wasser.

Ein wenig war der Magister doch erschrocken, weil er fühlte, daß er bis dahin bei völlig wachenden Sinnen geblieben sey.

Unten lag er auf einem purpurnen Polster und das Ganze war ein heller Glas-Palast. Er blinzelte ein wenig durch die halb geöffneten Augen, weil er sich erst heimlich umsehen wollte.

Einige wunderliche kleine Leute gingen sachte umher und redeten leise mit einander. Der Eine, — ein kleiner Mann, in einem grauen Röckchen — hatte einen langen Oberleib und ganz kurze Beinchen mit breiten Füßen, und sagte zu einem andern Männlein, welches rund und dick war und ein schillerndes Kleid trug: — „aber mein Gott! warum hat es denn heute so entsetzlich geregnet?" worauf der kleine runde Herr zur Antwort gab: „Kommt es doch wiederum von den Widersachern! Es verlautete schon gestern früh, Einer von droben habe sich einmal wieder auf die Leiter gewagt und sei bei den Wächtern gewesen — —"

„Aber was macht denn das neue Schwanenkind?" fiel ein drittes Männlein, welches ein Panzerhemdlein von Silberschuppen anhatte, in die Rede.

Indem sangen leise Stimmen aus dem Innern des Palastes:

Sachte, sacht',
in der Nacht
kein Geräusch gemacht!
Müd' ist unser Schwanenkind!
Drum geschwind
herbei du Wind!
Fächle Stirn' und Aug' und Mund,
Hauch' sie an, mach' sie gesund,
Gleich zur Stund'!

„Gehen wir lieber auseinander," sagte der Kleine im grauen Röcklein. „Heißet Euer Volk stille seyn, ihr Herren! Ich bleibe hier, bis unser Fremder erwacht, denn ich habe heute den Dienst." —

So trennten sie sich. Der kleine Mann setzte sich, dem Magister gegenüber, in die Kissen eines andern Divan und schlug die kurzen Beinchen wie ein Türke übereinander, langte dann aus einer Tasche seines Röckchens eine kleine Bonbonière von hellem Krystall hervor und naschte behaglich von den darin schwimmenden Meerlinsen, eine nach der andern, die er immer erst lecker unter der Zunge zerdrückte, ehe er die nächste Süßigkeit herausnahm. Zwischendurch putzte er sorgfältig an seinem Röcklein und lauschte von Zeit zu Zeit auf den Magister mit klugen Augen.

Da mußte dieser aber aufspringen, weil ihm vorkam, ein neuer Traum umdüstere seine Sinne. Vor dem Glaspalast war es nämlich nach und nach dunkler geworden und einzelne Sterne arbeiteten sich aus dem Nachthimmel hervor. Der Mond war aber noch nicht aufgegangen.

Wo bin ich? Wo seid ihr? Wie bin ich hierher kommen? fragte der Magister. Der kleine Graurock war aufgestanden und antwortete, nachdem er erst mehrere zierliche Verbeugungen gemacht, mit einiger Selbstgefälligkeit: Ich will es Euch keineswegs verbergen, daß ich der Taucherkönig bin und einer der Nothhelfer, und das Andere wird Euch wohl selbst bekannt seyn."

„Nothhelfer?" fiel der Magister ein, „o, liebster Kleiner, helft mir aus meiner Noth! Wo ist sie? Ihr wißt ja — die Jungfrau im Monde — und heute im Schifflein — mit der Lilie am Herzen —"

„Seid unbesorgt," entgegnete der kleine Mann. „Die werdet Ihr überall sehen; im Monde und im Wasser. In den Blumen findet Ihr sie schlafend, und in den Bergen sitzt sie — wenn Ihr hinkommt. — Vertraut nur uns."

„Euch?" fragte der Magister, „Euch? Wer seid denn Ihr?"

„Je nun," erwiederte der Kleine, „Ihr scheint es noch einmal hören zu wollen, wir sind eben die Nothhelfer."

Indem flog der Südwind als rosiges Knäblein durch den Glaspalast und warf im Vorüberfliegen dem Magister einige Blüthen zu, deren Duft ihn fast betäubt und schläfrig machte.

„Schlaft nur immer zu," sagte der Kleine, „denn während dieser Zeit will ich, was Euch zu wissen noth-

wendig ist, erzählen. Es schadet gar nichts, wenn Ihr schlafet — hört Ihr? — denn so versteht Ihr mich um so deutlicher."

Der Magister schlief auch in der That ein, und der Taucherkönig begann eine ganz rührende Erzählung von der Weltordnung und dem Haushalt auf Erden; von den bösen und guten Kräften, von den Widersachern und Nothhelfern. „Mancherlei Thiere und Pflanzen giebt es," sagte er, die der Böse erschaffen hat, damit sie die Menschen ängstigen, beißen, vergiften, verwirren oder berauschen, nur, auf daß jene ihres Endzieles vergäßen oder überdrüssig würden; alles das hat er aus Neid gethan, da die Schöpfung so schön und herrlich vollendet war. Der liebe Gott aber erschuf noch 366 fromme Thiere, die sollten den Menschen überall zu Dienst, Hülfe und Warnung seyn, und alles Ungemach vereiteln. Das sind eure Nothhelfer. Jeder Ort der Erde hat solche Nothhelfer. Die lösen sich tagtäglich ab und gehen in das Land zum Nutzen und Frommen der Menschenkinder. An der See fliegen die klugen Möven, die warnen die Schiffer vor jedem Sturm; schläft ein Wanderer im Grase, so wachen die Kaninchen neben ihm, wecken ihn, wenn es Zeit ist; die Fische verrathen den nahen Ausbruch der Vulkane, und die Sperlinge das glimmende Feuer im Schornstein. Darum ist es gut, daß die Menschen auf die Stimme der Nothhelfer horchen und kein Geschöpf verachten!

Ueberdieß hat auch Gott der Herr den Geistern liebevoller und frommer Leute den Mond geschenkt, auf daß sie in der Nähe der Erde hülfreiche Hand bieten sollten. Das sind die Wächter, die vornehmsten Nothhelfer. Die warnen und trösten durch mannichfaltige Träume, die sie herabspiegeln; lindern durch den Beistand kleiner Elfen allerlei Kummer; erfüllen viele heimliche Wünsche, und erschufen eine heimliche Leiter, auf welcher sich schon Mancher aus dem Gewirre und Drang der Erde in den sanften Mond geflüchtet hat." —

„So ist es geschehen, daß sich dort Personen im Traum kennen lernten, die sich hernach im Leben innig lieb gewannen. Die alten Wächter leiten dann insgeheim den Lebenslauf solcher Liebenden auf gar köstliche Weise, so daß alles unvermerkt ein freudiges Ziel gewinnt. Alles zum Preise Gottes und zur Seligkeit seiner Kreatur!" Der Magister sagte im Schlafe: Amen!

„Es steht kein Wort vergeblich in der Bibel, fuhr der Kleine mit Eifer fort, aber ihr drolligen Menschen versteht nichts, und seid in den heimlichen Dingen dummer, als mein Entenvolk. Jakobs Traumleiter ist nicht vergebens erwähnt; aber nur Eure Poeten haben einige Kunde von der Sache. Wie unter den Bergleuten die Steiger hinabsteigen in die Tiefe der Erde, um allerlei köstliches Metall und Edelstein heraufzubringen, so steigen die Poeten hinauf in den Himmel und holen allerlei Herrliches herab, wahrlich,

Köstlicheres, als Gold und Edelstein! Drum sind sie die eigentlichen Steiger und Himmelsleute, so wie die andern Steiger heißen und Bergleute sind."

Der Magister machte einige unruhige Bewegungen, worauf der Kleine sagte: „Ja, ja, ich weiß schon, Dir wäre es eben recht, ich verriethe geschwind die ganze Geschichte von der Jungfrau im Monde; aber, liebes Menschenkind, es ist zu lang und ein großes Mährchen für sich. Ueberdieß fehlt es an Zeit dazu, denn der Mond wird bald aufgehen." Mit diesen Worten griff er zum Fenster hinaus nach einer Wasserpflanze, um an dem Blumenkelch derselben zu sehen, wie viel Uhr es sei. „Nur das noch", fuhr er fort, „erlaubt mir, die Zeit zu sagen: Wenn sie sonst die Traumleiter betrat, um in den stillen Mond zu flüchten, so geschah es um sich dort heimlich auszuweinen. Jetzt ist alles anders. Die Schwanenkönigin, die das Haupt aller Nothhelfer dieser Umgegend ist, hat sie zu sich genommen; der Lenz hat sie belebt; die Wasser haben sie erquickt, die vier Lieblinge, die Du im Monde gesehen, haben ihre Seele erheitert, und sie liebt Dich, seit Ihr Euch im Monde sahet."

Kaum war der kleine Taucher mit seiner Erzählung zu Ende, da ging der Mond tief unten im Wasser auf, so daß jetzt der ganze Wasserpalast hell erleuchtet war. Man sah die alten Wächter mit freudigem Antlitze von oben auf der Leiter herabsteigen, und der Mann im

Monde warf eine blühende Rose herab. Da sangen die Stimmen wieder:

„Sachte, sacht', sie erwacht,
Neu belebt und angefacht.“ —

Alle Nothhelfer standen draußen um den Palast. Der kleine Taucherkönig aber als Fährmann in einem Schiffchen von Lotosblättern und hielt das Ruder in Händen, als warte er auf die Abfahrt. Man sah durch eine Thüre in's Innere des Palastes, wie die Jungfrau eben Abschied nahm von der Schwanenkönigin. Sie trug aber anstatt der Lilie eine Rose am Herzen; Träume flatterten um sie her, wie kosende Täubchen, und kleine Elfen tanzten einen fröhlichen Hochzeitsreigen. Sie selbst sah aus, wie ein Kind, welches lange geschlafen hat, und blickte sehr heiter und selig. Als sie heraustrat und auf den Magister zukam, erwachte dieser, wie durch einen elektrischen Schlag.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel und um ihn her lag die wache, emsige Welt.

Nun mußte es aber geschehen, daß er, als er sich mit frischen Sinnen umschaute, zweier Gestalten gewahr wurde, die ihn in eine neue Verwirrung zu stürzen drohten. Neben einer hohen ernsten Frau — war es nicht die Schwanenkönigin? — ging die liebliche Jungfrau, dieselbe, die er seitdem immer gesehen, blühend und heiter wie ein glückliches Kind und trug eine Rose am Herzen.

Er schaute ihnen betroffen nach, bis sie hinter den Bäumen verschwunden waren.

Dann faltete aber der Magister gerührt die Hände und sagte: „Nun weiß ich's.“

Fragst Du, wer mir aufgetragen,
Solche Mährchen zu ersinden?
Frage lieber, warum klagen
Aeolsharfen in den Winden;
Frag' den Blüthenschnee der Bäume
Und die Blümlein auf der Flur,
Warum in die blauen Räume
Steigt ihr Duft im Frühling nur?

Der sterbende Jüngling.

Von

Fr. Oetker.

We wither from our youth, we gasp away,
Sick, sick; unfound the boon, unslaked the thirst, ...
Love, fame, ambition, avarice — 'tis the same,
Each idle — and all ill — and none the worst —
For all are meteors with a different name
And Death the sable smoke where vanishes the flamme.

Byron.

Der Sturm durchbrauset
Die schlafende Welt,
Die Wolken jagen
Am Himmelszelt;
Sie eilen so hoch,
Sie eilen so leicht,
Kein hemmendes Band
Die freien erreicht:
O daß ich im Fluge
Sie könnte begleiten
Zum Heimathland,
Dem entlegenen, weiten,
Wo einst mir das Leben so heiter geblüht! —

Doch ach! mich fesselt an die fremde Erde,
An fremde Berge eine finstre Macht,
Und all' mein Hoffen, daß ich einst noch werde,
Ach nur noch ein Mal! meiner Heimath Land,
Wo ich die Träume meiner Jugend fand,
In süßer Heimkehr jubelnd froh begrüßen:
Es ist dahin — und stille Thränen fließen
So kalt hinab die bleichgeword'nen Wangen,
Und in der Brust wohnt nur ein wehes Bangen.

Wie Geisterruf ertönt aus weiter Ferne
Und doch so nah, in wunderbaren Lauten,
Die Mahnung mir nach einer andern Welt,
Die Erdenblicke nimmer noch erschauten,
Und Todesgraun das arme Herz befällt. —

So öde rings! — Im geisterbleichen Scheine
Des Dämmerlichts gewahr' ich mich alleine
Und schaue nirgends eines Freundes Blick.
Was that ich dir, entsetzliches Geschick,
Daß du mich rufst, von dieser Welt zu scheiden,
So fern vom Lande meiner Jugendfreuden,
So fern von allen meinen Lieben,
Die mir daheim im Vaterhaus geblieben,
Und ach von der Trauten,
Die oft die Brust
Des Jünglings füllte
Mit seliger Lust,
Die einst mir im Kampfe
Mit feindlichen Mächten,
Ein leitender Stern in finstern Nächten,
Ein schützender, rettender Engel erschien? —

Auch damals hielten der Verzweiflung Schrecken
Und Fieberwahn die Seele mir umschnürt,
Gestalten, die die Nacht gebiert,

Sah' ich das Gift der Hölle lecken,
Sich flammend mir entgegen strecken;
Die Nächte kannten keine Ruh,
Der Morgen brachte keine Labe,
Und schauervoll, mit kalten, wirren
Geberden sah der Tag mich irren,
Dem dunkelen Verhängniß zu.
Da kam auf meinen düstern Wegen
Ein holder Engel mir entgegen:

Ich sah' sie blühen
Wie Rosenschein,
Wie Abendglühen
Am fernen Hain.

Es griff ein Sehnen
Mir tief in's Herz,
Ich weinte Thränen
Vor Reu' und Schmerz.

Ich fühlt' es tagen,
Wie Liebeslust,
Die Nacht verjagen
Aus kalter Brust.

Im Strahl der Sonnen
So liebeheiß

15*

War mir das Eis
Der Brust zerronnen. —

Und ach! auch dieser Engel schwand mir wieder
Nach kurzem Wahn aus meinem stillen Traum;
Was ich gehofft im Rausche froher Lieder,
Was ich mir aufgebaut, es glänzte kaum
Im Bilde mir bezaubernd schön entgegen:
Da warf das Schicksal mir's zertrümmert nieder,
Die Hoffnung schwand und nimmer blüht sie wieder.

Der kalte Schmerz war aus der Brust genommen,
Der heiße brannte ewig, ewig fort,
Der lichte Stern des Lebens war verglommen,
Die Heimath gab mir keinen Ruheort,
Und irrend zog ich in die Fremde fort. —

Da lieg ich nun, von aller Welt geschieden,
Am Körper krank, im Herzen keinen Frieden,
Und schaue nirgends einen Rettungsport;
Das Leben hat mich fürchterlich betrogen,
Der Liebe süße Stimme mir gelogen,
Die Erde stößt mich grollend von sich fort. —

Die Nacht so kalt! der wilde Schmerz so heiß!
Der Uhu wacht, es rinnt des Grabes Schweiß!
Es ruft der Tod zu jenen düstern Wogen,

Womit er kalt die Ewigkeit umzogen,
Und ach! in dieser harten Stunde
Quillt mir kein Trost von einem lieben Munde,
Die Wolken nur hör' ich vorüberbrausen,
Und Stürme schlagen an die nackten Fenster,
Wie wilde Nachtgespenster. — —

Still! nahen nicht Tritte
Von fern? —
Sind's Freundesschritte? — —
Wie gern,
Noch ein Mal in freundlichen Armen
An liebender Brust zu erwarmen,
Gäb' ich mein Leben ......
Doch weh! ich habe
Keins mehr zu geben;
Was mir noch blieb
Gehört dem Grabe. —

O harte Täuschung! einen Freund zu hoffen,
Zu finden einen Menschen, dem mit Gold
Den kleinen Schmerz, den seine Wange zollt,
Die kleine Hülfe, die er reicht, man zahlt:
O armes Herz, das hat dich weh getroffen!

Wie kalt und leer, wie unerquicklich ist,
Was man am Maß des Schicklichen erst mißt,

Was man zu Formeln schaler Höflichkeiten
Bedächtig formt, was nicht im Augenblick,
Wo Lieb' und Schmerz die warme Brust erfüllt,
Wie Lebensbalsam aus der Seele quillt! — —

Horch! welche Töne?
Welch liebliches Klingen?
Was hör' ich so süß
Die Nacht durchdringen?
Es tönt so wehe
Ans leidende Herz,
Und doch so lindernd
Den brennenden Schmerz.
O himmlische Klänge, o Harmonie,
Sagt, wer euch die Macht, über Stürme zu
schalten,
Zu sänftigen mächtig die wilden Gewalten,
Sagt, wer euch die Schmerzen und Wonnen
verlieh! —

Seid ihr das letzte Wort aus diesem Leben,
Der Scheidegruß, den mir die Erde bringt,
Daß ihr so klagend, ach! so schmerzlich bebend,
So weich und weh ins off'ne Herz mir dringt?
Seid ihr wohl gar von jenen sel'gen Höhen,
Die Frühlingsluft, die aus den Sternen klingt,

Daß ihr, den Geist von irdischen Banden
Befreiend mich führt zu anderen Landen,
Mit ahnendem Bangen,
Mit sel'gem Verlangen,
Mit stillem Entzücken die Brust mir erfüllt? —

O nein! ihr hört noch dieser Erde an,
Die Thräne sagt's, die meinem Aug' entquillt.
Denn Thränen hat nur diesem Erdenleben
Ein milder Gott zum Trost gegeben,
Der starre Tod gönnt keine Thräne mehr.
So klingt denn fort, ihr süßen Lebenslieder!
Ihr tragt mich wohl zu andern Landen,
Doch nicht durch kalte Todesbanden,
Ihr gebt mich nur der frohen Kindheit wieder.

Erinn'rung weckt ihr an die sel'gen Zeiten,
Wo noch der Lenz des Lebens mich umfing,
Wo noch in ewig stillem Gleiten
Die Tage mir, wie Harmonie den Saiten,
Entschwanden; wo das Auge weinend hing
Am Sternenzelt in stiller Abendfeier,
Und bald ein Sehnen, bald ein heißes Feuer,
Wie Thatendrang mir durch die Seele ging. —
Ich wußte Nichts und ahnte doch so Viel:
Mein Denken war ein einsam stilles Sinnen,
Ich kannte noch kein frevelndes Beginnen
Und kein Gesetz, als kindliches Gefühl.

Der Liebe war mein Leben noch verwoben,
Die alles Dasein wunderbar durchdringt;
Dem zarten Band, das die Natur umschlingt,
Hatt' ich mich selbst noch nicht enthoben,
Ich ging im großen Weltenspiel noch auf.
Mein Leben war noch, wie der Welle Lauf,
Den Blumen war ich noch verschwistert,
Und kannte noch kein Leid und keine Klagen,
Als wenn sie schwiegen auf mein kindisch Fragen. —

Da saß ich oft, wenn ferner Glockenklang,
Vom Morgenhauch mir hergetragen,
Zur Andacht rief an stillen Sonnentagen,
Und war beglückt im ahnungsvollen Drang.
Ich fühlte Viel und konnt' es doch nicht sagen,
Mir war es nur, wie wenn ein leises Sehnen,
Ein süßes Glück den Blick erfüllt mit Thränen,
Wie wenn uns rührt ein weinender Gesang. —

Und wenn die letzten Töne dann verklungen,
Und rings die weite Schöpfung feiernd schwieg:
Dann fühlt' ich mich so wunderbar durchdrungen
Von Ahnung, Sehnsucht, Liebeslust und Weh,
Von lockend süßen Schmeicheltönen
Nach einem unbekannten Land,
Daß oft in langen, heißen Thränen,

Im Auge Glanz, im Herzen feurig Sehnen,
Bekümmert mich die Mutter fand.

„Was weinst Du, Kind? wer hat Dir Leids
gethan?
Komm mit und sieh die frischen Rosen an,
Die sorgsam Du begossen und gewartet,
Und die so fröhlich duftend nun erblühen!“

Ach Mutter laß hin auf die Berge mich ziehen!
Von jenen wälderumgürteten Höhn,
O sieh, wie im Lichte der Sonne sie glühen!
Laß in die Thäler hinüber mich sehn,
Und immer weiter und weiter dann ziehen!

„Nein, liebes Kind, die Berge sind so weit,
Die Wege steil; Du mußt noch lange Zeit,
Bis Du groß und stark geworden, warten;
Komm, liebes Kind, in Deinen Blumengarten.“

Ach Mutter, die Blumen, ich mag sie ja nicht!
Laß zu den entlegenen, glücklichen Höhen,
Zu jenen ragenden Bergen mich fliehen,
Die blühend im rosigen Sonnenlicht
So stolz und herrlich herübersehen;
O daß doch die Vöglein Flügel mir liehen! —

„Kind bleib daheim in unserm stillen Thale,
Hier wohnt das Glück, dort drüben weilt es nicht,
Hier baut zum ländlich frohen Mahle
Zufriedenheit die kleine Hütte auf;
Hier fließet so leicht
Wie Bächleins Lauf
Das fröhliche Leben,
Hier blühet und reicht
Der liebliche Friede
Zum ewigen Bunde
Der holden Eintracht
Kosend die Hand;
Und jauchzend eilet
Die fröhliche Kunde
Von Mund zu Munde
Mit reichem Segen
Durchs blühende Land. —
Und drüben? —
O Kind, mein Kind, dort brausen wilde Stürme
Durch öde Nacht um düstre Kerkerthürme,
Und Elend klirrt mit seinen Ketten drein.
Dort siehst Du nur die finstern Mächte schalten,
Verrath und Neid und alle Laster walten,
Und alle Tücke warten Dein.
Die Sünde weht auf ihrer weiten Bahn
Mit gift'gem Hauch das junge Leben an,
Und jammernd sinkt, was für ein ganzes Leben

Des Himmels reiche Huld gegeben
Nach einer kurzen Spanne Zeit
Voll wilden Taumels in die Ewigkeit."

Ach Mutter! ach Mutter! das Bächlein enteilet
Im wogenden Drange, und nimmer verweilet
Es träge; laß folgen mich seinem Lauf,
Und halte das flüchtige Sehnen nicht auf!
Es treibt mich zum Kampfe, es treibt mich zum Wagen;
Ich möchte im Siegen den Tod erjagen;
Ach Mutter, stille die zagenden Thränen;
Laß dort mich die jammernde Unschuld versöhnen!
Es ist ja so schön, im Sturme zu stehn,
Zu bluten im Kampfe, zu streiten für Recht,
Aus freiem Drange, kein dienender Knecht,
Auf Sieg zu hoffen im Schlachtenwehen,
Tyrannen ins blutige Antlitz sehen,
Und wenn auch betrogen im falschen Gefecht,
Mit muthigem Trotze noch untergehen.

„Ach Kind, mein Kind, mit wehem Bangen
Füllt mich Dein frevelndes Verlangen,
O, bleib daheim, verlaß mich nicht!
Es ist so schön im Heimathlande,
Wo tausend frühgewohnte Bande
Die Lieb' um unsre Herzen flicht.
O sieh auf diese Mutterthränen,

Vergiß des Herzens feurig Sehnen,
Kind bleib daheim, verlaß mich nicht!“ —

O Mutter, mit tausend lieblichen Banden
Verbleibt auch auf fernen Meeren und Landen
Mein Herz ja der freundlichen Heimath verwebt.
Auch in der Ferne kann ich Dich lieben
Und jedes Herz, das daheim mir geblieben,
Und ängstlich bekümmert dem Flüchtigen bebt.
Doch in der Heimath kann ich das Glühen
Der Brust nicht stillen, drum laß mich ziehen,
Wohin auch die dürstende Seele strebt! —

„Weh mir! weh mir!
Ahnungsgrauen
Faßt die Seele,
In dem wirren
Chaos schauen
Meine irren
Blicke sterbend
Eine bleiche
Todesleiche.“ — —

Eine bleiche
Todesleiche? — —
Ha! die Ahnung hat sich schnell erfüllt!
Ja, ich fühl' es, was so wild und wehe

Mir durch Mark und Adern geht,
Was so schneidend mir im Busen schwillt,
Es verkündet mir des Grabes Nähe,
Wo des Todes kalter Athem weht.

Welt, o Welt, du hast mich hart betrogen!
Deine Freuden waren schnell dahin,
Und die Wonnen, die du mir gelogen,
Und die Lust, die den bethörten Sinn
Schmeichlerisch mit holdem Wahn umstrickte,
Ach! sie waren süßes, tödtend Gift,
Das zuerst die fremden Blüthen knickte
Und nun auch den Frevler selber trifft.

Ha! wo blieb das himmelweite Streben,
Wo das Ziel, das ich mir kühn gegeben,
Und das Glück, das ich mir einst erdacht?
Schon zu Ende geht mein Erdenleben,
Kalt umweht mich schon des Todes Nacht,
Und was hab' ich segnend nun vollbracht? —
Weh! mir sagt's des Herzens ängstlich Beben,
Daß der Frieden floh aus meiner Brust;
Ungestillt blieb mein unendlich Sehnen,
Die Sekunden schnell verrauchter Lust
Und der Wahn, der wie ein Traum entwich,
Brachten Nichts als Reu und späte Thränen.

Welt, o Welt, wie hast du mich betrogen,
Welches Ziel mir reizend hingesteckt!
Welche Wonnen tückisch mir gelogen,
Welche Schrecken teuflisch süß verdeckt! — —

Still, was tönet in der Weite
Dort wie Harfenklang? —
Ach! es war nur eine Saite,
Die der Leier sprang.

Greift auch dir, mein trautes Saitenspiel,
Kalt der Tod ins warme Erdenleben,
Daß dir so von schmerzlichem Gefühl
Weich und weh die bangen Laute beben?
Oder hauchte dir mein Genius
In die gramerfüllten Saiten,
Um mein banges Sterbelied
Mit der Lyra Klängen zu begleiten? —

Habe Dank für diesen letzten Gruß,
Für die letzten Wonnen deiner Laute!
Wie du oft in stillen Weihestunden
Warm mit mir der Liebe Glück empfunden,
Und geweint in klagendem Akkord,
Wenn ich dir der Liebe Gram vertraute:
So verlaß in diesen wehen Stunden
Mich auch jetzt nicht, meine Laute,

Sage mir ein mildes Labewort,
Bis ich droben Frieden mir gefunden! —

Ach so schwül! es dunkelt vor den Augen,
Lämpchen flimmert seinen letzten Schein,
Und die kalten Blicke saugen
Gierig noch die kleinen Fünkchen ein.
Horch! es knistert — sieh! noch ein Mal Flammen —
Weh! da fällt's schon todt zusammen. — —

Rings so öd' und still,
Alles horchen will
Meiner letzten Stunde;
Nur die Wanduhr leise
Hämmert ihre Weise
Nahen Todes Kunde. —

Ach, wie dumpfig, schwül und düster!
O, wie dürstet mich nach Licht!
Großer Gott! so soll ich scheiden?
Keinen Trost für alle meine Leiden? —

Sieh, was bricht
Dort wie Sterne
Aus der Ferne? —

Ha! das ist das Morgenroth
Aus den heimathlichen Landen;

Jetzt hinaus aus diesen Banden
In die Freiheit! Eile Tod!
Entgegen dem ewigen Sonnenlicht!
Die Seele tagt, das Auge bricht! —

Zwei Schwestern
und der Einsame.

Novelle

von

Franz Dingelstedt.

Leben gleicht der Töne Beben
Und der Mensch dem Saitenspiel.
Wenn es hart zur Erde fiel,
Kehrt der rechte Klang nie wieder
Und der Mißlaut stört die Lieder,
Die aus reinen Saiten schweben.

Müllner.

Das war der letzte Abend im Jahre, ein stiller, kalter Sylvester, als Raimund durch die Straßen der Residenz wandelte. Links und rechts auf seinem Wege flammte es von den Lichtern und Freudenfeuern des festlichen Abends, Tanzmusik und das harmonische Geläute von Champagnergläsern quoll aus den Häusern der Reichen ihm in vollen Wogen entgegen, und selbst die Armuth hatte sich zur Armuth gesellt, um die Sterbestunde eines langen Jahres an einer befreundeten Brust oder im zwanglosen Familienkreise zuzubringen.

Kennt Ihr aber das Gefühl, wenn Jemand allein ist in solchen Augenblicken? Ausgeschlossen und ausgestoßen von der Nähe gleicher Wesen, wann diese gerade recht innig und mit dem erhöhten Bedürfniß, dem doppelten Genusse des Geselligen zusammentreten? Raimund war allein. Seine Seele schmolz, wie er so mitten in dem rauschenden Meer von wahrer oder gemachter Fröhlichkeit einsam umhersteuerte, ganz dahin in milder Rührung, daß er eine Welt hätte umarmen mögen, er, der gerade allein war, wie sich die Welt umarmte. Aber er hing diesen Gemüthsschwingungen um so lieber und hingebender nach, als solche Stunden nur selten in sein Leben fielen, wie Thautropfen selten

in eine Wüste. Denn er gedachte an alle Sylvester-Abende im Vaterhause, an dessen Schwelle er fremd vorüberging; gedachte an seine Mutter, die er heute noch besucht hatte, draußen auf dem schneebedeckten Kirchhofe, gedachte an sein wildes, zerfahrenes Leben in der Ferne und ward ein Kind von allem Gedenken.

Am Gesandtschafts-Palast hielt er inne auf seiner nächtlichen Wanderung. Der glänzte auf der ganzen Façade von bunten Transparenten, vor dem mächtigen Portale hielten in langen Reihen die Wagen der immer neu zuströmenden Gäste, leichtgeschürzte Lakaien flogen die Treppe auf und nieder, und hinter den schwer seidenen Fenstervorhängen bewegte sich in halben Schatten und verworrenen Tönen das höchste Leben einer vornehmen Gesellschaft. Raimund stand an einer Säule des Hauses, als er mit einem Male durch den Lärm der zahlreich versammelten Zuschauer zu seinen Füßen den unterdrückten Klang kindlicher Klage und halbes Schluchzen vernahm. Er bückte sich und sah im Schatten der Treppe ein Mägdlein auf dem gefrorenen Erdboden sitzen, welches bitterlich weinte. Unwillkührlich angezogen trat er näher und sprach die Kleine an; da sie aber nur unverständliche Erwiderung gab und überhaupt in dem Gedränge mit langen Erklärungen nichts auszurichten war, faßte er das Kind voll raschen Mitgefühls in seine Arme und trug es, das vor Angst und Frost fühlbar zitternde, im Mantel aus dem

Getümmel fort. „Wer bist Du denn?“ sprach er hierauf an einer ruhigeren Stelle zu seinem Findling, indem er ihm in die erstarrten Händchen blies und die Haare sorgsam aus den verweinten Augen strich. „Ach! ich bin ja die kleine Agnes“ flüsterte das Kind, noch immer schluchzend; „bringe mich doch zur Mutter und zum Großvater, fremder Mann!“ — Und wo wohnt Deine Mutter? — „Ei! weißt Du denn nicht oben bei der Tante zu Hohenhelm, im weißen Häuschen, dort zum Thore hinaus, wo die vielen Grenadiere stehen.“

Raimund war mit dem Kinde seiner Wohnung zugeschritten, um dort nähere Kunde von dem unbekannten Namen, vielleicht von dem Mädchen selbst einzuziehen. Dieses beruhigte er mit sanftem Zuspruch und durch die Versicherung, daß er es zur Mutter schaffen würde, wenn es sich erst gewärmt und mit ihm Süppchen gegessen hätte. Nun ward die Kleine redselig, erzählte vom Großvater mit den vielen Geigen, von der Tante Marie und von der lieben, lieben Mama, wie sie heute mit Christinen heruntergekommen sei, um die bunten Lichter zu sehen, und wie Christine plötzlich weggewesen, als sie sich in dem dunklen Eckelchen niedergesetzt und vielleicht auch ein bischen geschlafen habe. „Und wenn Du mich zu Mama bringst,“ plauderte sie fort „so giebt sie Dir einen Kuß und Tante Marie auch.“ Auf die Frage, ob denn der Vater nicht daheim sei, schüttelte sie mit

dem Kopfe und sah den Mann an — „Großvater meinst Du wohl?“

Raimund erkundigte sich bei seinen Hausgenossen. Hohenhelm, hieß es, sei ein Dorf, etwa zwei Stunden von der Stadt am Gebirge gelegen; von dem weißen Hause und dem Kinde wußte man nichts. Es schlug zehn Uhr. Die Lichter in den Straßen flimmerten nur noch unsicher und die meisten waren dem Erlöschen nah, vom Himmel rieselte feines Schneegestöber herab und dem müden Kinde fielen die Augen gewaltsam zu. Darum entschloß sich Raimund, dasselbe die Nacht über lieber bei sich zu behalten, obwohl mit einem heimlichen Selbstvorwurf über die Sorge der Angehörigen; mit dem frühsten Morgen wollte er es diesen dann wieder zuführen und sie für eine schlaflose Nacht im alten Jahre durch einen glücklichen Erstlingstag des neuen entschädigen. Agnes ließ in unüberwindlicher Schlummertrunkenheit Alles mit sich anfangen und hing liebkosend in den Armen des guten, fremden Mannes. Dem war es aber eine rechte Lust, das bildschöne Kind sorglich zu hegen und zu pflegen; er bettete es sanft in seiner Nähe und als es, mit dem letzten Bissen im Munde und gefalteten Händchen eingeschlafen war, stand er noch einen langen Augenblick mit dem Lichte über die weißen Kissen des Lagers gebeugt und horchte den gleichmäßig säuselnden Athemzügen der Schlummernden und küßte sie leise auf die weiße Stirn.

Glücklicher Fund, der eine Verlassene in die sanften Hände eines Verlassenen geführt!

Wie der Morgen mit goldenen Strahlen in's Fenster sah, erwachte Agnes in den fremden Umgebungen und weinte sehr. Aber der neue Vater stand schon mit warmer Milch an ihrer Seite, und nachdem sie unter Thränen gegessen und getrunken, hob er sie in einen weichen Wagen und fuhr mit ihr zum Thore hinaus, wo die Grenadiere richtig standen, die Allee hinauf gen Hohenhelm.

„Das ist's!" rief die Kleine, als sie oben angekommen und deutete mit den Fingern auf ein schmuckes, weißes Haus, welches mitten im Schnee stand, etwas abgelegen vom übrigen Dorfe, unter großen, winterlich nackten Bäumen. „Ach so!" erklärte der Kutscher. „Sie meint das fürstliche Jägerhäuschen. Da wird die Kleine wohl dem dicken, närrischen Musikus zukommen, der da zur Pacht wohnt!" Agnes klatschte in die Hände und jubelte laut; in Raimund's Brust regte sich aber eine wehmüthige Trauer und er dachte mit Schmerz an die Trennung von dem kaum Gefundenen. Er hatte das Mädchen in wenig Stunden lieb gewonnen, wie jedes Herz das am leichtesten und schnellsten liebt, dem es wohlthut.

Unweit des Hauses ließ er halten. Er ging mit dem emsig führenden Kinde durch den verschneiten Garten, in welchem das Haus stand, trat unbemerkt

auf die verödete Flur und legte — was sein Herz doch klopfte! — die Rechte auf die Klinke der niedrigen Stubenthür. Agnes schlüpfte hinein, während er bescheiden an der Schwelle stehen blieb und nur halb durch die Thürspalte lugte. Drinnen saßen sie am Morgenkaffee und tranken nicht: der Großvater mit einer weißen Nachtmütze, an seiner Seite ein schönes, bleiches Frauenbild, vielleicht die Mutter, und vor dem Tische eine schlanke Blondine mit bekümmertem, verwachtem Angesicht, gewiß Tante Marie. Und wie Agnes herein sprang, mitten unter sie, mit der silbernen Kinderstimme hell auflachend — ach! Deine Thüre zu, guter Raimund! Bei solchen Scenen fällt der Vorhang.

Der Großvater hatte die Mütze mit einem gewaltigen Satze an den Spiegel geworfen und eine große, bestäubte Trompete vom Ofen weggenommen, in die er fürchterliche Allarmtöne blies. Die bleiche Frau kniete, von dem Kinde ganz abgewandt, am Fenster und drückte ihr Gesicht fest an die thauenden Scheiben, während die Blondine zu der Wiedergefundenen niederkauerte und laut weinte. Das sah Raimund noch, wie er behutsam in die Thüre getreten, von Niemandem begrüßt, als von der eifrig erzählenden Agnes, die sich jubelnd an seine Knie klammerte.

„Herr!“ schrie der Alte, als die erste Besinnung allmählich wiederkehrte und die Weiber schon höflich

wurden in ihrer Herzens-Seligkeit — „Herr! Sie sind unser Engel! Und so weiter! Oder eigentlich ist's doch die Agnes, das böse Ding!“ Raimund lächelte wie ein Gott, beglückt und beglückend, zu dem Lärmen hinein. Die Blondine, welche sich gegen seine halbe Vermuthung als Mutter zu erkennen gab, faßte seine beiden Hände und drückte sie herzhaft an die Brust. Tante Marie schien noch immer am schwersten angegriffen, sie schwankte fast auf ihren Füßen und hatte das Kind nicht einmal recht geküßt. „Hätten Sie das Mädchen nicht gerettet, lieber Herr!“ rief der Alte wieder, die Trompete seufzend absetzend, „bei Gott, Sie hätten es mit mir zu thun gekriegt. Sehen Sie, dieser Wisch sollte eben in die Druckerei; nun nehmen Sie nur, lesen Sie, zerreißen Sie, Alles nach Gefallen!“ Der Angeredete ergriff den dargebotenen Bogen, und las:

— Gestern, als in der lieben Sylvester-Nacht, die der Henker holen möge, ist ein Kind in der Nähe des Gesandtschaftspalastes erfroren oder verloren gegangen. Es hörte auf den Namens Agnes und war, als es noch lebte, vier Jahre alt, außerdem von auffallender Schönheit, so daß man es von allen Residenz-Kindern leicht wird unterscheiden können. Der ehrliche Finder wird gebeten, dasselbe an den Unterzeichneten todt oder lebendig auszuliefern.

Damian, ehedem Staabstrompeter,
im Jägerhause zu Hohenhelm.

„Aber lieber Vater!“ sagte die Blondine und schob dem Fremden einen Stuhl hin, während Tante Marie auf ihren Wink Kaffee präsentirte. „Mädchen, laßt mich gehen!“ entgegnete jener „Ihr wißt es nun einmal, an allen großen Tagen muß ich blasen. Heute nun doppelt blasen — die Fanfare von Austerlitz!“ Und der alte Staabstrompeter riß beide Fensterflügel weit auf und blies seine Reveille in den frischen Jahres-Morgen hinaus, daß die Leute in der Stube ihr eigenes Wort nicht verstanden und Agnes sich scheltend die Ohren zuhielt.

Nach und nach kehrte eine größere Ruhe und behagliche Freude an einander in den glücklichen Kreis zurück, welchen das Jägerhaus am ersten Jahresmorgen umschloß. Die Wintersonne schien hell zu den tröpfelnden Fenstern herein und beleuchtete die freundliche Stube, über dem Sofa die Bilder vom Kaiser Napoleon und eine sixtinische Madonna, und dicht am Lehnstuhle des Alten den Schlachtplan von Austerlitz, um dessen Rahmen welke Kränze rauschten. Auf den weißen, glatten Dielen webten die Schatten der vertrockneten Rebe, welche sich draußen um die Fenster schlang, die Möbel glänzten alle frisch gebohnt und im Kamine flackerte ein geselliges Feuer.

Dem Fremden thauten an seinem Scheine allmählich alle Schollen und Eiszapfen des Herzens auf. Er

hatte Agnes auf dem Schooße sitzen, weil diese von dem neuen, lieben Onkel nicht mehr weichen wollte, der alte Staabstrompeter drückte ihm einmal über's andre Mal die Hand, daß er hätte aufschreien mögen, und Auguste kredenzte mit heitern Lippen das große Familien-Kelchglas, das an diesem Glücks- und Ehrentage umherging, dem neuen Ankömmling. Marie war still und bewegt; sie sah mit schönen, milden Augen in dem Zirkel umher, und wenn zuweilen ein Wort von ihr tief und bedeutsam in das laute, hüpfende Gespräch der Andren fiel, so schien es, als ob ein Stern in die Wellen getaucht sei und heimlich darunter fortglitzere; denn es ward dann immer eine Weile ruhig, und der Vater nickte in Liebe seinem Mädchen zu.

Auguste war die ältere der beiden Töchter des Staabstrompeters und Agnesens Mutter. Sie war, wie Damian dem Gaste mittheilte, Wittwe und wohnte seit dem Tode ihres Gatten wieder mit Vater und Schwester im Jägerhause zusammen. Damian selbst, Künstler von Profession, so pflegte er zu sagen, hatte als Trompeter die Züge des Kaisers — für ihn gab es nur einen — mitgemacht, hernach in der Hofkapelle eines deutschen Fürsten sein Violoncell noch einige Jahre gestrichen und sich mit einer guten Pension und dem Gesammelten, Zugebrachten, Erworbenen in das Jägerhaus zurückgezogen. Damian war ein kurzer dicker Mann mit einem herrlichen Kopfe, dunkle Augen, aus

denen eine Fülle natürlichen Genies und der lebendigste Kunstsinn vorleuchtete, eine Nase so scharf und so keck wie die ganze Persönlichkeit des besonderen Mannes, Mundwinkel, um welche ein sprühender Humor tobte und volle, runde Schläfe, von leise bleichenden Haaren umflossen. So erschien Damian. Seine beiden Mädchen sollte man malen, nicht absteckbriefen — Augusten mit dem begnüglichen Gesichte, das in Frieden und ächter Weiblichkeit wie in klaren Tönen schwamm, und Marien, neben ihr, wie die Cypresse neben dem strebenden Lorbeer, in sich gesunken und fast gedrückt, das Antlitz bleich und edel, wie südlich anzuschauen in seiner Schönheit, mit dunklen, heißen, alleinseligmachenden Augen und schwarz glänzendem Haare.

Das war das Jägerhaus, in welchem Raimund durch wenige Morgenstunden und durch seine Samariterthat an dem Kinde, welches den Mittelpunkt des Familienkreises zu bilden schien, sich eingebürgert hatte. Er faßte mit dem geübten Blicke geselliger Erfahrung dessen verschiedene Persönlichkeiten rasch und sicher auf und dabei sagte ihm die wohlthätig angeregte und doch beruhigte Stimmung, in die ihn sein Verweilen m Jägerhause versetzte, daß ihn die Sylvesternacht nicht unter gewöhnliche Leute geführt habe. Die drei Menschen trugen weder die aschfarbige Livrée geselliger Abgeriebenheit, den Firniß des sogenannten guten Tones,

mit dem sich deutsche Kleinstädter gern fingerdick beklei=stern, noch auch die unschöne, den Fremden widrig ab=stoßende Nachlässigkeit eines Künstlerlebens, das sich als genial ausschreien möchte durch Verachtung aller Form und Ordnung. Es war eine stille, bürgerliche Familie, in der Tag für Tag sich ablöst unter gleich=mäßigem Wechsel häuslicher Geschäfte und häuslicher Ruhe, eine von jenen Familien, die, eben weil sie gegen außen so ganz und gar abgeschlossen sind, den Frem=den um so enger, wärmer, heimischer umfangen. Dabei zeigten zufällige Wendungen des Gesprächs dem im Banne der höheren Stände groß gewordenen Manne, wie sowohl die grelle Außenseite des alten Musikus, als die ungeschminkte Jungfräulichkeit der beiden Frauen Schätze einer tieferen Ausbildung verbargen, als diese unter den nüchternen Verhältnissen und in dem beschränk=ten Gebiete der Alltags=Weiber aufblühen kann. Außer=dem glaubte Raimund in den Zügen der Frauen und noch mehr in der vorsichtigen Zartheit, womit die Glieder der stillen Familie einander anfaßten, die Wundmäler gemeinschaftlicher Leiden zu finden, welche jene Menschen aus einem früheren, vielleicht sehr man=nigfaltigen Leben in die Waldes=Einsamkeit nnd länd=liche Ruhe von Hohenhelm getrieben hätten.

Während Raimund auf diese Weise durch Da=mians Berichte und eigene Beobachtung sich in die Familie des Jägerhauses einlebte, drang letzterer mit

komischer Offenherzigkeit nun auch auf ihn ein mit Fragen nach seinem Beruf und seinem Wesen. „Ihren Namen kennen wir nun“, sagt' er, „allein ich muß Ihnen gestehen, daß der bei mir am wenigsten gilt und nur als der geringste, nothwendige Theil des Menschen. Mir wär' es schon eben recht, wenn wir alle numerirt wären, wie die Leibeigenen in Rußland.“

„Ihre Frage nach meinem bürgerlichen Menschen“ entgegnete Raimund, „enthält eigentlich schon eine Kränkung für mich, Name und Beruf gehen bei mir sehr nah zusammen — ich bin ein sogenannter Schriftsteller.“

Der Alte rückte seinen Stuhl ein bischen zur Seite, während die Mädchen den Fremden neugierig ansahen. „Sie haben“, fuhr dieser fort, „in den drei Jahren Ihres hiesigen Aufenthaltes den Dampfwagen der jungen Literatur ziemlich aus den Augen verloren, sonst wären Sie wohl hie und da meinem Namen begegnet. Wir gehen heut' zu Tage so rasch, hüten uns so sehr vor dem Stehenbleiben und Rückblicken, streben immer vorwärts und aufwärts, daß man außer Cours kommt, wenn man nur eine literarische Messe versäumt hat.“

„Also Schriftsteller?“ fragte Damian noch einmal. „Gewissermaßen auch ein Künstler.“ — „Nur gewisser Maßen?“ fiel Auguste ein. „Ich meine, Vater, der erste unter allen, wenn er der rechte ist. Und daß Herr Raimund nicht bloß Korrespondenzen

schreibt und sich in Musen=Almanachen ansiedelt, das mein' ich ihm aus den Augen lesen zu können." „Jetzt, da Du's weißt", sagte Marie und lächelte.

„Nun da erzählen Sie hübsch von Ihrem Leben," forderte Damian von Neuem auf, „von dem ersten Gedichte, das Sie haben drucken lassen, und von den abscheulichen Druckfehlern, von Ihrem Rezensiren und Rezensirt=werden — kurz, von Allem Welthistorischen, was einem deutschen Poeten begegnen kann."

„Wollte Gott," seufzte Raimund und über sein Gesicht flogen die Schatten einer herben Vergangenheit, „wollte Gott, daß mich die Muse diese friedliche Herrstraße geführt! Allein, so wohl ist's mir nicht geworden; ich habe fliehen müssen aus meinem Vaterlande, weil ich, eine voreilige Frühlingslerche, nicht eingesperrt werden wollte, und jenseits des Rheines, auf französischer Erde, sollte ich mir meinen deutschen Lorbeer erkämpfen. Als die Julisonne von 1830 aufging, flog ich ihr entgegen, wie ein Adler, mit ausgebreiteten Flügeln, ich blieb in Paris, ich schwamm mitten in den Strömungen des neuen, fluthenden Völkerlebens, ich träumte den schönsten Traum meines Lebens. — Desto schmerzlicher war mein Erwachen."

Seine Stimme stockte. „Aber," unterbrach Marie die Pause „warum erwachten Sie? Einen Traum, wie den Ihrigen, muß man fortträumen und lieber in

ganzen, dumpfen, völligen Schlaf aufgehen lassen, als in einen nüchternen Morgen."

„Sie haben Recht" fuhr der Dichter wieder fort. „Ich hätte ihn verschlafen sollen, ganz verschlafen, diesen Morgen, der nur eine Dämmerung war. Denn wie nun all' die schönen Sterne und Meteore, diese Westlichter der herrlichsten Mainacht, ausgingen, die diesseits und jenseits des Rheines die Stimmelein wieder klein wurden und die Herzen zusammenschrumpften, da litt es mich auch in der Fremde nicht mehr. Ich dachte an die Nachtigallen der Heimath und an meine Mutter, die gestorben, seit ich in Paris gelebt, darum schleppt' ich mich über die Straßburger Brücke langsam aus Frankreich heraus, kam in unsere Residenz, wo meine Wiege stand, und jetzt das Grab meiner Mutter, und wuchs wieder fest an der alten Scholle. Mir ist die Stadt fremd geworden, wie ich ihr — ich liebe sie nicht, ich hasse sie nicht, ich lebe eben nur darin, einsam, ohne Freud' und ohne Leid, weil's denn doch einmal gelebt sein soll."

Raimund erhob sich und schloß abbrechend mit den Worten: „Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen aus Ihrer stillen, friedlich-sonnigen Höhe einen Blick geöffnet habe in ein dunkles, enges, ausgebranntes Leben." — „Was entschuldigen?" rief Damian dazwischen. „Sie haben das beste Recht auf unsere Liebe und Theilnahme. Aber, daß Sie es nur wissen, das

das Versinken und Versteinern in einem geliebten Schmerze, diese Unthätigkeit und inwendige Revoluzion gegen eine Welt, die man nicht ändern kann oder will, sehen Sie, junger Freund! das gefällt mir nicht an Ihnen. Das ist auch, glaub' ich, so ein Zug von Eurer jungen Zeit und Zeitliteratur, die mit ihren Byronsschmerzen schönthut."

„Sollten die nicht tiefer und fester liegen, Vater!" so entgegnete Auguste, „als wir es ahnen? Wir haben gut absprechen, weil wir nicht mitten drin stehen, aber denken kann ich es mir recht gut. Weißt Du noch, wie Heine's Liederbuch uns recht tief und recht lebendig erschüttert hat, wie es uns gleichsam eine neue Welt aufthat, von der die Andern nichts gewußt, und wir den Dichter gerade dann recht lieb gewinnen mußten, wenn unser Herz sich verletzt von ihm abwenden wollte?"

„Tragen Sie nur das erste Gefühl von jenem auf mich über," bat der Dichter, sich zum Abschiede anschickend, „und bleiben Sie mir gut, wenn Sie es heute geworden." Die Familie schüttelte ihm statt der Antwort herzlich die Hand und Raimund ging mit dem gern gegebenen Versprechen, recht bald und recht oft wiederzukommen, als es etwa Mittag geworden war. Die kleine Agnes weinte hinter ihm drein und Auguste sah seinem Wagen so lange nach, bis er auf der Höhe der Straße verschwunden war. „Ein netter

Mensch," sagte Damian, „ein recht netter Mensch. Nicht wahr Mariechen?" Marie stand schweigend am Ofen und nickte mit dem Kopfe. Ihre Hände spielten mit der goldgeränderten Karte, welche der Fremde zur Angabe seiner Wohnung droben zurückgelassen hatte. „Doktor Raimund," las sie vor sich hin und ging hinaus, um das Mittagsmahl zu beschicken.

Raimund fuhr unterdessen langsam die steile, schneebedeckte Straße zur Residenz hinunter und wiegte sich mit behaglicher Unruhe in seinem Schwimmer. Er schloß minutenlang die Augen, um besser sehen zu können und eine dämmernde Ahnung flüsterte ihm tief inwendig zu, daß ihn der erste Tag des Jahres an die Pforte einer neuen Welt gestellt habe, die ihn doch wieder wie eine alte, lang verlorene und heiß ersehnte heimisch umfing. Sein krittelnder Sinn, der, überreizt und abgespannt durch die feinste und ausgebildetste Geselligkeit der Pariser Salons, an fremden Leuten immer etwas auszusetzen fand und ihn von frischen Bekanntschaften in weiblichen Kreisen eigensinnig abzog, schien plötzlich schlafen gegangen und der Drang einer oft verspöttelten Sympathie schloß ihn gewaltsam an die Gefundenen an. Dabei erwachten in der lange vereinzelten Seele die welken Erinnerungen an Kindheit und an das mütterliche Haus, wie von einem

Zauberschlage aufgeregt, und was er sich sonst in stolzen Stunden als höchstes Ziel gesteckt, eine kühle, klare Höhe des Lebens, wo er allein stehen wollte, frei von jedem menschlichen und bürgerlichen Bande, nur getragen vom Lichte seiner Dichtkunst, das däuchte seinem Herzen jetzt eine unerquickliche und verlorene Wüste. Die stille Familie im Jägerhause gemahnte ihn wie ein liebes Bild, wie ein zauberkräftiger Spiegel, in dem seine Vergangenheit und seine Zukunft mit rosigen Farben versöhnt und verklärt in einander schwammen.

Dies Gefühl gewann noch an Stärke und Innigkeit, als ihn die nackten Wände seines Zimmers frostig und einsam wieder aufnahmen. Seine Beschäftigung sagte ihm nicht zu, der gewöhnliche Gang des Tages, den er sonst gewandelt, zum Grabe der Mutter, brachte ihm keine Ruhe und das Leben, bisher gleichgültig fortgetragen, kam ihm seit der Stunde im Jägerhause öde und zentnerschwer vor. Darum war er schon einige Tage nach seinem ersten Besuche wieder oben, fand aber dieß Mal Damian allein in der Stube des Erdgeschosses, die als gemeinsames Wohnzimmer diente. Trotz der Kälte draußen saß der Alte in sehr leichtem Negligée an seinem Notenpulte, das Violoncell mit beiden Knien umklammernd und geigte, nicht nur mit Hand und Arm, sondern mit dem ganzen Gesicht und Körper. In der Stube lag Hausgeräth, Kleidung, Noten, Violin-Saiten, Kinderspielzeug, Alles bunt

durcheinander, so daß Raimund bei seinem Eintritt nicht wenig überrascht war durch diesen, von der ersten Erscheinung so ganz verschiedenen Eindruck. „Ach sieh da! Herr Doktor!“ rief ihm Damian entgegen, als er die Thüre geöffnet, „Sie finden mich in der abscheulichsten Situazion; ich übe ein Konzert ein, und meinen Sie, der alte Schüler könnt' es zu etwas bringen? die Töne klingen mir alle so hölzern, so hart unter den steifen Fingern heraus, und dieser vermaledeite Bogen —“ Damian stieß ihn heftig auf die Erde und erhob sich. „Ich denke, lieber Freund!“ sagt' er alsdann zum Doktor, „Sie lassen mich mit meiner Unfähigkeit allein und gehen hinauf zu den Mädchen, wo Sie noch einen Gast finden werden.“ Damit führte er den willig folgenden die Treppe hinauf und hieß ihn in ein Zimmer des ersten, zu gleicher Zeit einzigen, Stockwerkes eintreten.

Die Frauen empfingen ihn mit sichtlicher Freude und Agnes schmollte gar, daß der Onkel nicht gleich des anderen Tages und so alle Tage wiedergekommen sei. Zugleich ward der im Zimmer anwesende Mann dem Doctor als Herr Abel, ein Freund und Anverwandter des Hauses vorgestellt.

Raimund ließ sich am Nähtisch Mariens nieder, der am Fenster stand, und sah mit behaglicher Freude in den durch weiblichen Sinn zierlich geordneten und gelichteten Räumen umher. „Sie sind hier“ sagte

Auguste „recht eigentlich in unser Bereich gekommen, wo besonders die Hand meiner Marie schaffend und erhaltend waltet. Hierher flüchten wir uns gewöhnlich, wenn's der Vater unten mit seinen Künstlerschauern zu arg treibt."

„Schade für den Herrn Vetter" entgegnete Abel, „der sonst ein recht vernünftiger Mann ist. Jeder giebt ihm das Zeugniß, daß er was tüchtiges gelernt hat, er allein glaubt nicht dran und quält sich auf seine alten Tage, wo er es doch gar nicht einmal nöthig hätte, mit dem ewigen Musiziren."

Raimund wunderte sich im Stillen, wie in diesem Kreise eine solche Gesinnung laut werden konnte, und glaubte zu gleicher Zeit zu bemerken, wie Auguste für den, der sie ausgesprochen, leicht erröthet war und sich bemühte, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben. Er betrachtete hierauf den Vetter Abel genauer, und fand in ihm eines jener vielen, semmelblonden Gesichter, auf denen nichts zu finden ist. Das Männlein war sehr sorgfältig, aber auf kleinstädtische Art gekleidet und widmete seine größte Aufmerksamkeit, von Zeit zu Zeit sogar eine Schmeichelei aus dem Komplimentir-Buche, und eine altfränkische Galanterie, der „Base Gustel"; dadurch mocht' es sich ganz natürlich fügen, wie Raimund mit seinem Gespräch mehr auf Marien angewiesen war, uud das Kind als Vermittler gewissermaßen zwischen beiden Paaren hin und herspielte.

Die Fremden blieben oben und tranken den Thee mit der Familie, wozu auch Damian sich einfand, im Geiste fortwährend mit seinem Konzerte beschäftigt. Gegen Einbruch der Nacht sagten die Gäste Lebewohl und kehrten zusammen in die Residenz zurück.

Abel war, wie er in schneller Vertraulichkeit dem Begleiter erzählte, auch ein Bürger derselben und seiner Profession nach ein Uhrmacher. „Ich habe da unten,“ erzählte er, „mein gut eingerichtetes Geschäft, das seinen Mann redlich ernährt und hoffentlich wohl auch seine Frau dabei. In der Welt habe ich mir was Ordentliches versucht, denn Sie müssen wissen, ich bin vier Jahr in der Fremde gewesen und habe zehn Monate in Genf gearbeitet, wo die besten Uhren herkommen. Nun meint' ich, es wäre wohl Zeit, an meine Ruhe und Zukunft zu denken, und da bin ich Bürger geworden und Meister in der edlen Uhrmacher-Zunft und hoffe nun bald durch eine Heirath mich völlig in der Stadt zu besetzen.“

Raimund hörte dem gutmüthigen Berichte freilich nur mit halbem Ohre zu; allein was er hörte, genügte schon, um das ganze, beschränkte und flache Leben des Erzählenden vor ihm aufzudecken. Er drang nun weiter in ihn mit Fragen nach den Wünschen und Hoffnungen, mit denen sich sein Herz umhertrüge, und da gestand Abel, gewiß mit einem Erröthen, das nur die neidische Nacht vor den Augen des Dichters verschlang,

wie er seine Absichten auf Base Gustel gewendet habe, weil sie schon eine verständige, des Hauswesens recht mächtige Person sei und er mit ordentlicher Liebe immer an sie gedenke. „Haben Sie denn nichts zwischen uns gemerkt, heut' Nachmittag?“ fragte er, dem Doktor hart auf den Leib rückend, und faßte ihn schmunzelnd unter den Arm. „Ich habe von Ihnen auch was gemerkt! He, he!“

So plauderte er in Einem fort bis an die Thore der Residenz und Raimund wußte, als sie von einander schieden unter der Verabredung, recht oft zusammen nach Hohenhelm hinaufzugehen, den ganzen Uhrmachers-Menschen auswendig. Ihn faßte eine eigene Stimmung, in der sich Mitleid und Neid verschlangen, wenn er die stille, beschränkte Sfäre eines solchen Lebens übersah. Welche Interessen und welche Genüsse auf der einen Seite, aber welche Schmerzen und Verluste auf der anderen! Was hast du davon, sagte er sich selbst, daß dein Talent dich auf Höhen stellt, von denen in jene Seele nicht einmal die fernste Ahnung hinüber dämmert, wenn dich dein Talent zugleich durch Abgründe führt und über Gletscher, an welchen der Maulthiers-Schritt der Gewöhnlichkeit vorsichtig vorbeizieht? Und dein Drang nach Seligkeit, nach Erkenntniß, nach Ruhm, dein Durst nach Liebe wiegt am Ende nicht die eine Minute aus dem Leben Meister Abels auf, wo er seine erste Uhr aus den

vielen Rädern und Federn kunstfertig zusammengesetzt, oder die, wo er mit seinem ehelichen Gemahl an der Wiege des ersten Abelchens steht!

Schon am Nachmittage hatte er mit Marien, die mit einzelnen Worten recht tief in seine Seele griff und vielleicht noch tiefer mit den schönen Augen, über den Segen einer weisen Beschränkung geredet. Das Mädchen überschaute zu seiner höchsten Verwunderung ziemlich sicher den Weg und die Richtung, die er eingeschlagen hatte, sie hielt es ihm vor, wie er zu früh aufgeprasselt und zu früh zusammengesunken sei, wie die beste Kraft in Extremen zersplittern und das reichste Herz in beständigen Genüssen bankerott machen müsse. „Lernt von uns Weibern!“ hatte sie den Freund gemahnt und dabei die Hand mit einem halben Seufzer, wie beschwichtigend, auf die Brust gelegt. „Euer Unmuth und Eure Sehnsucht kann doch mindestens ausbrechen in Wort und That; was wir stumm tragen müssen, dagegen kämpft Ihr tobend an. Ach! und glauben Sie mir, in der Stille und Tiefe da brennt jede Wunde heißer, als in der Oberfläche, wo vielleicht die Aetzmittel des äußeren Lebens roh hineinträufeln, aber doch kein innerer Brand um sich greifen kann.“

Raimund hatte gelernt und lernte jeden Augenblick, den er an dem Nähtischchen saß, mehr. Es umfing ihn ein eigenthümliches Element von Frieden und sabbathlicher Ruhe in der Nähe der beiden Frauen; er

saß da, vielleicht mehrere Minuten lang, ohne ein Wort zu reden, und sah dem ebenmäßigen Weben und Treiben ihrer Hände zu. Wer so arbeiten könnte, Stich an Stich, dachte er, und beugte das Haupt, um Augusten in das tiefblaue Auge sehen zu können, das eben die Straminfäden der Stickerei besonnen und in sich gekehrt abzählte.

Wer kann es erklären, wie die Knospe aus dem dürren Stamm allmählich treibt und schießt, sich immer mehr rundet und die Blätter schüchtern und vorsichtig aus der grünen Wiege herausstreckt, bis plötzlich über Nacht die Blume aufgebrochen ist und uns mit hellen, süßen Augen wunderbar ansieht? Und wiederum, wer kann es erklären, wie im Menschenherzen ein flüchtig Wohlgefallen zur Theilnahme knospt, und diese zur Neigung heranblüht, und die Neigung zur Leidenschaft reift, bis endlich die Wunderblume Liebe, getränkt im Thau der Thränen und vom Licht freundlicher Augen, in heller, süßer Blüthe dasteht?

Der Dichter besuchte das Jägerhaus zu Hohenhelm regelmäßig die Woche ein paar Mal. Nie kam er, nie ging er, ohne einen neuen Strahl im Herzen davon zu tragen. Er hatte viel mit der Liebe gespielt, weil die Weiber jenseits des Rheines den jungen Ausländer, der zugleich Schriftsteller war und politischer Schwärmer, auffallend anzogen und begünstigten;

durch diese flüchtigen Genüsse aber war sein Geschmack verdorben oder verwöhnt, und er dachte nur mit geheimem Widerwillen an die Beschränkung einer bürgerlichen Häuslichkeit und an das solide Glück einer Ehe, wie sie im Alltagsleben eben alltäglich ist. Je mehr aber sein ganzer, innerer Mensch in dem Verkehr mit den Frauen zu Hohenhelm zur Ruhe kam und nach einem festen Frieden mit sich und der Außenwelt rang, desto mehr verdichteten sich auch seine Ansichten und Wünsche in dieser Beziehnng, und er war in Gedanken völlig ausgesöhnt, ja er schwärmte zu Zeiten schon mit dem Bilde einer dauernden und innigen Verbindung mit der Familie im Jägerhäuschen. Nur war seine Wahl zwischen den beiden Töchtern Damians noch beinahe unschlüssig; Marie erschien ihm, selbst seinen Sinnen, als die ungleich anziehendere und gefährlichere, weil über ihr ganzes Wesen der Schleier eines natürlichen Geheimnisses, der versteckte Zauber unergründlicher, in sich abgeschlossener Weiblichkeit ausgegossen war. Wenn er dagegen in einzelnen Minuten wahrnahm, wie sie ihren trübsinnigen Launen rücksichtlos nachhing, so fühlte er sich von Marien wieder entschiedener zu Augusten hingezogen, deren Natur ihm in größerem Gleichgewicht zu schweben schien und also der seinigen, noch immer fluthenden und ebbenden, einen wohlthätigeren Anlehnungspunkt abgab. Dazu kam, daß er täglich den beruhigenden und doch anregenden

Einfluß empfand, welchen das scheinbar=heitere, mit dem Leben lustig spielende Gemüth Augustens auf ihn ausübte, und daß ein gewisses Mitleid als letztes Gewicht für sie in die Schale fiel, das Mitleid nämlich mit dem armen Mädchen, welches von den nüchternen Bewerbungen des Vetter Abel sehr beunruhigt uud noch mehr gelangweilt wurde. Augusten konnte sich Raimund ohne allen Rückhalt hingeben, er stand ihr mit ruhigem Wohlgefallen an ihrem heitern, lächelnden Gesichte gegenüber und empfand sogar wärmer für sie, wenn er gerade eine neue Probe von ihrem tiefen Gefühl und diesem unendlichen Schatz von Liebe für die Ihrigen empfangen hatte, welche das anspruchlose Weib unter der einfachsten Oberfläche verbarg. Aber sowie sein Ideal eigentlich in einem Zusammenflusse der beiden Naturen lag und die Schwestern beide unbewußt in sich aufnahm, so leitete ihn doch zu Marien, selbst mit heimlichem Widerstreben, ein unmittelbarer Hang seines Herzens; sein Blut, seine Sinne wirkten hier entschiedener mit und das ganze Gefühl zu ihr nahm allmählich die eigenthümliche Färbung und die unruhige Gluth der Geschlechts=Neigung an, während sich sein Sinn für Augusten mehr zu still inniger Freundschaft abklärte.

Zu einem Geständniß und einem genaueren Lebensplane war es bei Raimund selbst noch nicht gekommen. Seine äußeren Verhältnisse hatten sich dergestalt

geordnet, daß er einem Weibe, welches mit mäßigen Anforderungen in's eheliche Leben trat, wohl eine Existenz gründen und sichern konnte; bei seiner Entscheidung kam nur der eigene Wille, keine fremde Erlaubniß, kein Rath, keine Verfügung von Anderen in Frage, und er hatte hierin völlig freie Hand. Allein eines Theils fürchtete er sich noch immer aus alter Denkweise vor dem Augenblicke, der ihn in beständige Bande schlagen sollte, und andrer Seits stieß er sich an so manches Geheimnißvolle, wie es schien geflissentlich Verhehlte in der Familie Damians und vor Allen bei Marien. Trotz wiederholter Versuche, ein dauerndes Gespräch über ihre vergangenen Schicksale anzuknüpfen, hatte er nur so viel erfahren, daß manche bittere und dunkle Stunde hinter ihr lag, was er außerdem aus ihrer ganzen Erscheinung richtig geahnt; sie hatte in halb verständlichen Worten dann und wann auf erlebte Täuschungen und kränkende Verluste hingewiesen und sich der Entsagung und der Abgeschiedenheit von der Welt angelobt. Vielleicht lag gerade darin eine neue Anziehungskraft für einen Mann, der zu lange in Extremen gelebt, um nicht die Kontraste des Lebens und den Kampf mit demselben lieb gewonnen zu haben.

Damian sah den Verkehr des Doktors mit seiner Familie ruhig mit an; es schien, als glaubte er nicht an die Möglichkeit einer Gefahr, wobei es seinem Beneh-

men nach ungewiß blieb, ob er seinen Töchtern oder seinem Freunde so ganz unbedingt vertrauete. Er hatte den Besuch Raimunds, der gewöhnlich in Abels Begleitung kam, recht gern und, gebildet genug, um jeder Persönlicheit ihr Recht unverkümmmert zukommen zu lassen, pflegte er selbst mit der seinem ganzen Wesen stracks zuwiderlaufenden Natur des Uhrmachers einen recht freundlichen Umgang. Von dessen Absichten auf Augusten hatte er wohl eben so wenig Ahnung, als von der täglich bestimmter heraustretenden Neigung des Dichters zu seiner anderen Tochter; es sah gerade aus, als ob er es für rein unmöglich hielte, daß seine Töchter einem Manne oder diesem jene gefielen. Die arglose Künstler-Seele, die auf Heiraths-Stiftungen und Versorgung erwachsener Mädchen nicht spekuliren konnte, verschlang ganz die bürgerliche Vater-Liebe in dem Manne, dessen Richtung und Gemüth überhaupt als durchaus unpraktisch mit dem Bürger-Leben, seinen Anforderungen, Bedürfnissen und Genüssen selten übereinstimmte.

Allein dieses Mal verstand sich der Vater nicht auf seine Töchter. Raimunds Erscheinung war selbst für größere Kreise der Geselligkeit bedeutend genug, um eine mehr als flüchtige Aufmerksamkeit zu erregen; den beiden Frauen auf Hohenhelm aber, die in fast täglichem und genauem Verkehr Blicke in sein Herz und sein Leben warfen, so tief und so scharf, wie noch kein

weibliches Auge in dieselben eingedrungen, diesen beiden Frauen, die Jahre lang auf einander beschränkt in ländlichem Einerlei geträumt hatten, mußte die Person des Dichters wichtig und interessant werden, sogar theuer und nach gewöhnlichem Begriff gefährlich, ehe sie es sich selbst noch eingestanden.

Darin aber schienen sie ihre Karaktere getauscht zu haben, daß Maria, sonst die stille, zusammengezogene Mimose, vor der Schwester ihres keimenden Gefühles kein rechtes Hehl hatte und es dagegen um so ängstlicher dem Gegenstande desselben verbarg, während Auguste mit Raimund einen zwanglos vertraulichen Umgang pflog und ihrer Schwester, wie sich selbst, ein tieferes Interesse unter diesem Schleier zu verstecken hoffte. Die ältere Schwester sah es mit dem Auge einer fast mütterlichen Liebe vergnügt und voll froher Hoffnungen, wie in die gedrückte, versunkene Seele Mariens neue Springkraft und neues Licht gefallen war; bis auf den Grund dieses krystallklaren Gemüthes hinabschauend, erkannte sie alle die Perlen und Wellen, welche die Neigung zu Raimund in demselben trieb und suchte mit jenem den Wittwen so eigenthümlichen Eifer die beiden theuren Menschen mit zarter Hand immer näher und näher, zuletzt zu einem ewigen Bündniß, zusammenzuziehen. Vielleicht entging ihr in diesem Streben die Bewegung, welche unmerklich ihr eigenes Innere durchdrang, vielleicht gefiel sie sich in dem Gedanken, der liebsten

Schwester ihr Liebstes zu opfern und zu ihrem Opfer noch das heiter lächelnde Gesicht hinzuzuthun, das sie in Freud und Leid den Ihrigen stets zuwandte, wenn auch ihre innerliche Stimmung trüb und finster dagegen abstach.

Das eigentliche Verhältniß zu Raimund war eben so wenig zwischen den beiden Schwestern zur Sprache gekommen, als durch ihn selbst entschieden worden. Dem weniger Tiefblickenden hätte es sogar scheinen mögen, als ob der Mann sich eher Augusten, als Marien zugewendet hätte. Seine Unterhaltung mit ihr war lebendiger, sprühender, flüchtiger, während ihn in Mariens Nähe oft ein langes Verstummen überkam, daß er wortlos an ihrer Seite saß und mit ihrer Stickscheere spielte. Allein gerade darin lag ein schweigendes Eingeständniß des Gegentheils, und noch mehr trat die geheime Sympathie der Beiden heraus, wenn Raimund, wie er oft that, mit den Mädchen las, etwan eigene Gedichte, an denen sie natürlich die größte Freude hatten. Augusten gab er sie wie das Spielzeug einem Kinde in die Hände, ließ sich von ihr necken und rezensiren nach aller Lust; bei Marien sprach er ein eigentliches Mitgefühl an, ihr las er gewöhnlich laut vor, wenn er der Schwester nur die todten Buchstaben auslieferte. —

So trieb unter dem Schnee eines langwierigen Winters die Liebe ihre heiligen Blüthen und verwebte

drei Herzen, den Uhrmacher nicht einmal mitgezählt, durch die zartesten, sich seltsam durchschneidenden Fäden. Aber es hatte sich zwischen die der Schwestern unmerklich ein Fremdes und Unbequemes eingeschlichen, weil sie ihr bestes Leben theils einander verheimlichten, theils in sich selbst zu ersticken suchten, und diese leise Entfernung ward beiden um so eher fühlbar, als sie ehedem in unmittelbarster und innigster Nähe geschlagen hatten. Auguste, ihrer Empfindung am besten Meisterin, suchte es bei Marien nur zu einem schwesterlichen Bekenntniß zu bringen, und es gelang ihr dies durch einen scheinbar unbedeutenden Zufall.

Die Frauen saßen nämlich eines Tages in ihrem Zimmer zusammen und erwarteten im Stillen Raimund, da es sein gewöhnlicher Besuchs-Tag war; der Nachmittag dehnte sich in dieser Erwartung, die das schwesterliche Gespräch unwillkührlich zu hemmen schien, mehr und mehr aus, ohne daß Raimund eintraf. Plötzlich klang die Gartenthür. Marie, die auf dem Sofa saß im Hintergrunde des Zimmers und die kleine Agnes buchstabiren lehrte, sprang auf; „er kommt“ sagte sie zu Augusten, die mit schnellem Erröthen einen Blick durchs Fenster gethan. „Ja“ entgegnete diese, „er kommt“. Schritte näherten sich, die Thüre ging auf, Marie war gegen ihren Willen drauf zugegangen, was Auguste sonst immer that, nur heute nicht — da trat Herr Abel herein. „Ach der“ seufzte Marie,

erbleichte sehr und drehte sich langsam gegen die Schwester um. Auguste reichte ihr die Hand und flüsterte: „ja der — und ich weiß wen anders dieß liebe, stumme Herz erwartet hat!“ Marie brach in überraschende Thränen aus, warf sich einen Augenblick schluchzend in der Schwester Arme und eilte aus der Stube.

Vetter Abel stand noch immer an der Schwelle und wenn er auch den Auftritt, dessen Urheber und Zeuge er gewesen war, nicht gerade zu erklären vermochte, so traf doch seine bürgerliche Pfiffigkeit den richtigen Fleck ziemlich genau. „Ich bringe viele Grüße vom Herrn Doktor“, sagte er mit schalkhaftigem Schmunzeln. „Der wäre wohl auch gerne mitgekommen, allein er ist krank.“ Auguste erschrak und wiederholte hastig „krank?“ — „Ja“, erzählte Abel, der seine Beabsichtigte mißtrauisch ansah wegen dieser übermäßigen Theilnahme. „Als ich zu ihm kam, ihn abzuholen, lag er auf dem Sofa und klagte über Kopfweh, Nerven-Verstimmung und Gott weiß, was Alles. Da hat er mir bloß seine besten Komplimente mitgegeben und daß er sehr bedauerte, und dieses Buch, wenn Sie mit dem letzten vielleicht fertig wären.“

Marie kam gefaßt zurück und begrüßte den Vetter freundlich, der ihr seine Bothschaft nochmals wiederholte. Allein sie blieb still den ganzen Tag über und ihre Schwester, ob bekümmert um des Freundes

Krankheit, ob wehmüthig gestimmt durch das längst erwartete, schweigende Geständniß Mariens, hielt auch die Unterhaltung nicht eben im besten Gange. Vetter Abel empfahl sich daher früher, als gewöhnlich, und die Frauen suchten, da Vater Damian wieder einmal am Cello laborirte, sehr zeitig ihr gemeinschaftliches Schlafkabinet auf.

Sonst plauderten sie gewöhnlich beim gegenseitigen Entkleiden noch ein Viertelstündchen, auch wohl länger, bis diejenige, an der die Reihe war, das Licht ausgelöscht hatte. Heute halfen sie sich gegenseitig in stummer, aber verdoppelter Geschäftigkeit, küßten sich zärtlich ein „gute Nacht" auf die Lippen und gingen zu Bette. Auguste löschte die Lampe aus. Der Mond schien freundlich durch die kleinen Scheiben auf das Bett ihrer Schwester. Sie sah, wie Marie noch halb aufrecht in den Kissen saß und den Kopf mit beiden Händen festhielt. „Marie", fragte sie nach langer Stille, mit dem weichsten Tone, den sie der beklemmten Brust zu entwinden vermochte, „liebe Marie! schläfst Du schon?" Ein lautes Schluchzen antwortete ihr, Marie sprang auf, stürzte auf die Schwester zu und umschlang sie fieberisch zitternd. „Wie könnt' ich schlafen, da Du Alles weißt?" stammelte sie — und die beiden Frauen umfaßten sich innig und ihre Thränen, ihre Küsse, ihre Liebkosungs-Worte flossen zusammen und der Mond sah mit ruhigen Augen in das Kämmerlein.

Hierauf erzählte Marie der Schwester Alles, Alles, was diese längst gewußt. Mit jedem Worte fiel ihr eine Zentnerlast vom Herzen und legte sich dafür auf das der Schwester, ihre Neigung zu dem gemeinschaftlichen Freunde lebendig begrabend. Marie erzählte bis gegen Mitternacht, stets fließender und feuriger, während Auguste immer stiller wurde. Dann trennten sie sich wieder, jene suchte ihr Lager auf und bald sagten ihre gleichmäßigen Athemzüge der schlaflos aufhorchenden Schwester, daß das Mädchen, müde von des Tages Seligkeit und ihrer Bürde ledig, eingeschlummert sei. Nun erhob sich Auguste im Bette und setzte sich auf ihre Knie nieder und gelobte sich und ihrer geliebten Schwester, die zwei Schritte weit von ihr lag in ruhiger, nächtlicher Schönheit, vom Mondlicht umflossen, daß sie ihr älteres und verständiges Herz bezwingen wolle, und daß Raimund Marien gehören müsse, selbst wenn sie dem Vetter Abel sich darum hingeben solle; sie gedachte mit schmerzlicher Mutter-Wonne ihres in tiefster Unschuld neben ihr schlafenden Kindes und des lieben, sonderbaren Vaters, dessen Alter sie auf diesem Wege weich zu betten meinte, aber sie gedachte auch des fernen Freundes, an dem ihre ganze, reine, starke Seele hing und festhielt. Und ihre Thränen flossen stromweise auf das weiße Kopfkissen und ,als am nächsten Morgen Agnes sie mit einem hellen „Guten Morgen, Mütterchen!“ wecken

wollte, gewahrte das überraschte Kind, wie die Mutter doch heute ganz anders aussähe, als sonst, und noch so fest schliefe, wie niemals um diese Stunde, die Hände auf der Bettdecke still gefalten und die halb geschlossenen Augen voll heller Tropfen.

Der Frühling zog mit späten, aber eilenden Schritten in's Land ein. Raimund, der geraume Zeit daheim gesessen hatte, beschäftigt mit seiner Krankheit und mit dem schwankenden, unbehaglichen Zustande seiner Seele, begrüßte ihn mit jubelnder Sehnsucht und als der erste, recht sonnige und blühende Maitag gekommen war, zog er wieder, aber dieses Mal allein, gen Hohenhelm hinauf.

In ihm rangen und schwärmten zwei Gefühle, die zu den schönsten der menschlichen Brust gehören, das Bewußtsein körperlicher Genesung und eine sicher reifende, geistige Entschlossenheit, die ihn der Qual langer Zerwürfnisse und schweifender Pläne überheben sollte. Darum trank er das feuchte Grün der Kastanien-Allee, den weichen Athem des späten Mai, die Stimmen von unzähligen Lerchen, die sich rechts und links von der Straße aus dem sprossenden Saatfeld jubilirend aufschwangen, all die Zeugen und Zeichen eines neuen Lebens draußen und drinnen, trank er mit unnennbarer Seligkeit auf.

Daß es ein Wort umfassen könnte, wie dem Dichter zu Sinne ist, der in einem solchen Maientage aufgeht! Nicht die Lieder allein und die süßen Gedanken, die Bilder alle, die wie ein Blüthen-, ein Sonnen-Regen auf ihn herniederstürzen — ach! nicht das allein; sondern inwendig, tief inwendig, da liegt es ihm, wie ein Meeres-Abgrund voll Sterne und Blumen, wie ein Himmel voll Seligkeit, den kein Gedanke erstürmt, den kein Gedicht ausschöpft!

Um das Jägerhäuschen fand Raimund Alles ganz verändert, wie mit einem Zauberschlage umgestaltet, seit den Paar Wochen, die er nicht droben gewesen. Die Fenster standen alle weit auf, um die junge Sonne in's Haus zu locken; dessen Bewohner aber hatten es verlassen, und trieben im Garten ihre spielende Arbeit. Vater Damian stand im grünen Kittel und pflanzte Blumen aus den irdenen Scherben in die schwarze, frühlings-schwangere Erde; denn er liebte nächst seinen Noten nichts so sehr als die stummen Blumen. Die Wege des kleinen Gartens waren alle mit gelbem Sande ausgestreut, in dem Agnes umherspielte, Aurikeln und Hyazinthen blühten und dufteten bereits lustig aus den gezirkelten Beeten empor, und unter dem weiß glänzenden Spalier von Kirschbäumen, das die Planken des Gartenzaunes umspann, hatte sich ein Paar gewaltiger Bienenkörbe eingefunden. Die beiden Frauen standen schon in Sommerkleidern und unter großen

Strohhüten auf einem schmalen Grasflecken und hingen Wäsche auf.

Der Eingetretene übersah von der Gartenthür aus mit einem Blicke eine neue Welt im engsten und schmucklosesten Raume, eine Welt, die so beschränkt und so demüthig war, daß sie ihn früher als dürftig beängstigt oder abgestoßen haben würde; jetzt weidete er die Augen lange an der lebendig gewordenen Idylle, bis auf seinen lauten Gruß von allen Seiten die Glieder der kleinen Familie herbeikamen und einen engen Kreis um den wiedergefundenen Freund schlangen. Fragen und Erzählungen drängten sich in rascher Folge und es schien, als ob diese Menschen Jahre lang getrennt gewesen wären, so herzlich, so hastig war der Willkomm.

Damian entschuldigte sich zuerst, daß er dem Doktor keinen Krankenbesuch abgestattet habe. „Sie wissen“ sagt' er „daß ich mein Schneckenhaus gar selten verlasse, in das Bienennest da unten im Thale aber nur dann komme, wenn ich Saiten für meine Geige brauche. Zudem giebt's hier oben jetzt so viel zu arbeiten und zu genießen, daß mir die Tage, je mehr sie zunehmen, desto kürzer zu werden scheinen.“

„Auch Sie bringen uns den Frühling mit,“ redete Auguste weiter, indem sie auf einen Veilchenstrauch an der Brust des Doktors wies. „Ja“ erwiederte dieser und küßte den Frauen die Hände zum dritten Male „auf der Brust und in der Brust. Sie glauben

nicht, wie selig ich bin; ich könnte werden, wie diese da.“ Er hob die schmeichelnde Agnes auf seinen Armen in die Höhe und schüttelte sie liebkosend.

Hernach aber ließ er sich's nicht nehmen, an den Geschäften der Familie Theil zu haben und wirthschaftete, nachdem er den schwarzen Frack abgeworfen, in einer Kattunjacke des Musikus zum größten Jubel des Kindes einherstolzirend, mitten unter den Blumen und Beeten des kleinen Paradieses. Er war den Frauen noch nie so liebenswürdig vorgekommen, als heute, vielleicht nur, weil lange Abwesenheit seinen Werth für sie gesteigert hatte, aber trotz dieser Empfindung und trotz aller harmlosen Freude, fühlten sie sowohl, wie er, daß ihre gegenseitigen Beziehungen nunmehr zur Reife und Festigkeit gediehen wären, und sich bald auch nach Außen gestalten müßten.

Nach einer Stunde der lustigsten Thätigkeit wurde Kaffee in einer frisch-grünen Buchenlaube getrunken. Die Familie war eben damit beschäftigt, als es draußen an der Gartenthür klopfte. Damian ging verwundert um zu öffnen, kam aber gleich darauf zurück und führte mit lautem Lachen Vetter Abel herein. „Denkt Euch, Kinder! der Mensch klopft an die Gartenthür und wartet drauf, daß ich herein rufen soll“ sagte er, ihn der Gesellschaft mit komischer Feierlichkeit vorstellend. „Sie verzeihen“ antwortete der Uhrmacher, „ich hörte die liebwertheste Base im Garten reden und Sie auch

und den Herrn Doktor, da wußt' ich, daß Sie hier waren und nicht im Wohnzimmer, hielt es also für angemessen, an der Gartenthür zu klopfen, da doch ein wohlanständiger Mensch einmal nicht ungeklopft eintreten soll und darf!"

Man lobte den strengen Vetter und bot ihm einen Sitz in der Laube und eine Tasse Kaffee an. Aber er dankte mit dem gewissenhaften Bemerken, daß er unten bereits getrunken, auch heute, wie man vielleicht seiner Kleidung ansehen werde, mit einem besonderen Ansinnen an den Herrn Vetter Stabstrompeter gekommen sei. Auguste erbleichte bei diesen Worten, deren Deutung sie vollständig errieth. „Ei der tausend, Herr Vetter!" sagte Damian, „das bemerk' ich erst jetzt, Sie sind ja aufgeputzt, wie an Abendmahlstagen." Der Uhrmacher hatte in der That seinen schwarzen Sonntags-Anzug angelegt, sein Halstuch saß ohne Fältchen, tadellos und schneeweiß, über der Weste und aus der Rocktasche ragten große Foliopapiere, welche Abel mit dem einen schwarzen Handschuh beständig festhielt. Es half nichts, daß der Vetter Stabstrompeter, wie ihn der Uhrmacher heute mit ruhiger Konsequenz anredete, diesen aufforderte, gleich hier von der Leber weg zu reden, weil er vor seinen Töchtern und dem Doktor Raimund kein Geheimniß habe; Abel bestand auf einem Zwiesprach unter vier Augen und in der Stube, bis endlich Damian halb ärgerlich nach-

gab, den Vetter unter den Arm faßte und mit ihm im Hause verschwand.

Raimund war mit den Mädchen allein in der Laube zurückgeblieben, und, als ob ihn das Beispiel des Uhrmachers unwillkührlich ansteckte, ebenfalls sehr ernst und fast feierlich geworden. Auguste ahnte, wozu diese Stunde führen würde und ging unter schnellem Vorwand mit dem Kinde weg. Am Ende des Sandweges warf sie noch einen schmerzlichen Blick in die Laube, ihr Auge wollte sich abermals mit einer Thräne füllen, allein sie bezwang diese letzte Wallung und zog sich mit dem Töchterlein in ihre einsame Stube zurück.

Marie, die nach einem Mittel suchte, um die eingetretene Pause und ihre eigene Verlegenheit zu verbergen, bat den Doktor, ihr Garn wickeln zu helfen, weil es mit der Garten-Arbeit für heute doch vorbei sei. Sie rückte zwei von den grünen Gartenstühlen mit der Lehne zusammen, setzte sich auf den einen und wies dem bereitwilligen Max Helfenstein den andren an. Nun fing sie an, von seinen Armen und der Stuhllehne das Garn allmählich abzuwinden und der Doktor, welcher sich anfangs in dieser ungewohnten Situazion recht komisch vorkam, gewann nach und nach Geschmack an dem Spiele ihrer weißen Hände, welche dicht vor seiner Brust hin- und herwebten.

„Halt" rief er auf einmal und faßte sie fest an beiden Armen „Sie verwirren die Fäden, statt sie dauerhaft

zusammen zu winden. Können Sie nur lösen, Marie! nicht auch binden?“ Die Angeredete stockte bei diesen Worten und erröthete. „Marie“ hob er hierauf wieder an und stand auf, mit dem Garngebinde seine Hände und die ihrigen eng verstrickend, „wozu lange Redensarten winden, wie Vetter Abel, wenn es mit diesen symbolischen Fäden gethan ist? Sie wissen es längst, was ich Ihnen sagen kann: daß ich Sie lieb habe, wahr und wahrhaftig recht lieb, und ich frage Sie, ohne alles verhaßte, unbequeme Zerimoniell, ob Sie die Meine sein wollen?“

Die Purpurröthe des Mädchens ging in tiefe Blässe über, ihr Athem stockte, sie schwieg. „Sie wissen“ sagte Raimund wieder, ihre Arme sanft loslassend, „wie ich von Liebe und Ehe gedacht habe, bis ich Sie kennen lernte; Sie verstehen mein ganzes Wesen genug, um über diese Frage entscheiden zu können, jetzt gleich, ohne zimperliche Bedenkzeit.“

„Ja“ unterbrach ihn Marie, die sich ganz gesammelt hatte „Sie haben Recht, es zu einer raschen Klarheit zwischen uns kommen zu lassen. Wenn Sie nicht mit sich selbst und mit mir kokettiren, so wissen Sie auch, was ich für Sie empfinde. Aber es ist nicht das allein, was hier in Frage kommt. Täuschen wir einander nicht, bleiben wir ganz ruhig!“

„Ich kann Ihnen“ fuhr sie mit tiefer Bewegung fort und zog den Freund neben sich auf die Garten-

bank, „das Geständniß Ihrer Neigung zurückgeben; wir werden glücklich miteinander sein, wenn Ihr Entschluß zu einer festen Verbindung mit mir, Ihre Rückkehr zum Frieden und zur Beschränkung eine rechte ist. Aber, indem Sie sich mir verloben, geben Sie sich ganz und ungetheilt einem Wesen hin, von dessen Vergangenheit Sie nichts ahnen."

„Lassen wir die Vergangenheit" unterbrach sie Raimund, während er sie mit dem einen Arm zärtlich umschlang — „so wie Du bist, sei mein; wie Du gewesen, was kümmert's mich am Ende, wenn Du mich nur nicht täuschest? Wir heben auf mit einander und beginnen ein andres Sein."

„Wenn Sie wüßten", sprach Marie in schwerer Beklommenheit, „was hinter mir läge, wenn ich Ihnen bekennen dürfte, was zwischen uns steht und, fürcht' ich, immer zwischen uns stehen wird, Sie würden Ihre Bitte zurücknehmen!"

„Ich liebe Dich", betheuerte der Dichter von neuem, sie fester an sich ziehend — „das andere weiß ich nicht. — O verkümm're mir diesen Augenblick nicht durch Deine Zweifel, Deine Sorgen, sei mein, nur mein, ganz mein!"

„Du hast's gewollt", flüsterte Marie zur Erwiederung dicht an seinem Herzen. Und sie küßten sich.

Nach einer langen Minute richtete sich das Mädchen in ihres Freundes Armen auf. „Raimund",

bat sie, „gedenken Sie dieser Stunde zur rechten Zeit. Wir sind nun Eins. Meine Furcht verläßt mich nicht, daß ich Unrecht gethan und daß ich verlieren müsse, was ich eben gewonnen Raimund, es wäre sehr hart, aber vielleicht gerecht.“ Er küßte ihr die Seufzer von den Lippen und, voll des Rausches seiner schönsten Stunde, achtete er nicht auf das Gewicht ihrer Worte. Sie saßen noch eine Weile in gegenseitiges Anschauen und Sinnen versunken; dann erhob sich Marie und ging aus der Laube, dem Geliebten zuwinkend, daß er zurückbleiben möge.

Seine Würfel waren gefallen. Er war nicht mehr einsam. Allein, wie die Braut (sein Herz zitterte bei dem Worte!) von ihm getreten, da wichen auch die Engel jener süßen Minute und Raimund verlor sich in dumpfes Nachdenken.

Mittlerweile war die Unterredung Damians mit Vetter Abel auch zum Ende gediehen und beide kamen, der letztere Augusten pathetisch am rechten Arm führend, zur Laube herangeschritten. Der Alte war sehr ernst.— „Doktor“, sagt' er, „ich bringe Ihnen ein Brautpaar, Vetter Abel und meine Auguste. Bleiben Sie uns gut!“ Er zog den jungen Mann an die Vaterbrust und hielt ihn lange schweigend umfaßt. Raimund umarmte hierauf Augusten und sah ihr still in das blaue Auge; es kam ihm vor, als ob sie geweint habe und seinen Blicken scheu ausweiche. Desto stolzer und

sprudelnder war Vetter Abels Freude; er tanzte mehr als er ging, und nannte die kleine Agnes, welche verwundert die ganze Scene mit angesehen hatte, ein Mal über das andre Mal „liebe Tochter!“

„Marie ist droben“, sagte hierauf Auguste mit leiser Stimme zu Raimund. „O wie dank' ich Ihnen, mein Bruder!“ Sie preßte seine Hände krampfhaft an ihr hochschlagendes Herz. „Weiß der Vater?“ fragte jener zurück. „Noch nichts — ich ahnte nur, als ich Marien hinauf weinen sah,“ entgegnete sie.

Damian vermißte erst jetzt seine jüngere Tochter. Raimund war unschlüssig, ob er auch erklären solle, aber auf einen Wink Augustens hielt er an sich und die Familie brach zusammen auf, um sich in der obern Stube mit Marien zu vereinigen. Bei'm Thee war Alles still, bis auf Abel; gegen Abend schieden die beiden Gäste und traten ihren Rückweg an. „Morgen“, sagte der Doktor Marien beim Scheiden in's Ohr und diese nickte ihm langsam zu und drückte innig seine Rechte. Abel umarmte seine Braut drei Mal, ehe er fortging.

„Nun, mein Herr Doktor!“ sagt' er noch im Garten und machte einen Bockssprung, „was meinen Sie? Hab' ich meine Sache klug angefangen? Auguste ist meine Braut vor Gott und ihren Aeltern, obgleich die Mutter längst todt ist. Sie sind ein Gelehrter und ich unstudirter Mann komme doch eher zum Zwecke wie Sie! He, he!“

„Lieber Abel!“ antwortete Raimund „Sie können mich immerhin auch zu Ihrer Familie rechnen — ich habe mich heute, wie Sie sagen würden, ebenfalls in's Reine gebracht, nämlich mit Marien.“ Der Uhrmacher sah ihn groß an. „Also erst bei der Tochter, hernach beim Vater? Nun die großen Herren und absonderlich gewiß Ihr Schriftsteller, habt Eure eigene Welt, wenn sie auch eine verkehrte ist. Aber genehmigen Sie meinen ergebensten Glückwunsch und erlauben Sie, daß ich Sie als meinen neuen und liebwerthesten Herrn Vetter umarme.“

Es geschah, auf offener Heerstraße. Der Uhrmacher jubelte laut. „Sehen Sie nur, wie hübsch die Sonne untergeht? Ob die wohl weiß, daß sie heute zwei glückliche Paare mehr bescheint als gestern?“ — „Zwei glückliche Paare mehr“ sprach ihm Raimund in tiefen Gedanken nach und blickte starr in das rothe Feuermeer, das über den westlichen Himmel in weiten Wellen hinströmte.

Ein vollkommener Frühling, hat Heinrich Laube irgendwo gesagt, ist eben so selten, wie eine vollkommene Liebe. Jede andre Jahreszeit und jeder andre Affekt im Menschenherzen ist klarer, bestimmter, — vollkommner, aber im Lenz und in der Liebe bleiben beständige Lücken und Schatten, geheime Wunden, plötzliche Güsse von Regen und Thränen; Liebe und Frühling

sind schwankend, zerrissen, sind unvollkommen, ach! und darum eben so schön, so menschlich-schön!

Raimund erfuhr dieß. Als die ersten Knospen an den Linden des Stadtwalles sprangen, da stand sein Herz in vollster Blüthe. Er war ein glücklicher Bräutigam. Vater Damian hatte freilich den Kopf geschüttelt, wie er seine zwei Mädchen so auf einmal von sich geben sollte, allein er schien sich über des Doktors Antrag tiefer zu freuen, als über seine neue Verwandtschaft mit dem Uhrmacher; wenigstes war er sichtlich viel bewegter. Bei der ersten Anfrage hatte er unruhig auf einer Bedenkzeit bestanden und mit seinen Töchtern ernsten Rath gepflogen, am Ende behielt das Herz sein Recht und der alte Musikus segnete, mit seltenen Thränen an den langen, ergrauenden Wimpern, das Paar in derselben Gartenlaube ein, wo sie sich vor kurzer Zeit zu ewigem Bunde gefunden hatten.

Der Mai zog mit raschen, goldgesäumten Flügeln über dem Jägerhause dahin. Aber die Ruhe hatte er eher mitgenommen, als gebracht, seit die Liebe von seinen Schwingen heruntergesprungen war mitten in den Kreis unbefangener Menschen. Statt daß die Erklärung und Befestigung ihrer gegenseitigen Beziehungen dem Einzelnen seinen Frieden wiedergegeben hätte, verrückte sie vielmehr Jedem seine sichere Stelle und brachte den ganzen Familienkreis in eine zitternde und reizbare Bewegung, bis auf Vetter Abel, der seit seinem Ver-

spruch mit Augusten, wie er es nannte, mit sich selbst ganz auf's Trockene gekommen war.

Die beiden Schwestern behielten im glücklichen Brautstande freilich ihre Karaktere der äußeren Erscheinung nach bei, Auguste die klare, heitre Laune, die zuweilen sogar aufsprudeln konnte in neckischem Witze und lebendiger Aufregung, Marie die zusammengezogene, schamhaft verschlossene Stimmung ihres Herzens; allein oft schien es, als ob die Fröhlichkeit Augustens nur die erborgte Hülle sei für innern Trübsinn, und als ob unter Mariens harmonischer Ruhe ein tiefer Gram fortnagte, der alle Tage ausbrechen könnte und das stille Haus über den Haufen werfen. Sie hatte sich dem Freunde hingegeben mit aller Innigkeit und Stärke, deren ihre Seele fähig war, sie hing schwärmerisch an ihm und schien nur in seiner Nähe zu leben. Und doch, wenn sie dann zusammen saßen in dem kleinen, duftenden Garten, sie an seiner Brust und er an ihren Lippen, die Augen schweigsam emporgeschlagen in die blauen Tiefen des Sonnenhimmels, in stummer Seligkeit einander umfassend: dann riß sich Marie oft im Traum und Taumel des höchsten Entzückens krampfhaft auf, starrte Raimund mit glanzlosen Augen an und stürzte weg von ihm, ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckend. Ging er ihr nach und beschwor sie mit dem süßesten Flehen der Liebe, ruhig zu sein und ihm ganz zu vertrauen, dann winkte sie ihn fort und rief

aus: „Nein, nein — Du weißt es nicht — Ach! wie wir elend sind!“

Unter diesen Ausbrüchen eines dem Geliebten unverständlichen Gefühls, welche wieder wechselten mit den schrankenlosesten Entzückungen ihrer Leidenschaft für ihn, schien Seele und Körper des Mädchens gleicher Maßen zu leiden. Ihr dunkles Auge nahm einen sonderbaren Ausdruck an und schien gegen früher unsteter, tiefliegender geworden zu sein, das wenige Roth der Wangen war fast erloschen und über die ganze Gestalt breitete sich, weit entfernt ihren Reiz zu beeinträchtigen, eine leise, weiche Schwäche, ähnlich einem duftigen, nur dann und wann aufwallenden Schleier oder windgetriebenen Wolken über einer hellen Gegend. Den Freund mußte natürlich eine solche Veränderung, die er in ihrem ganzen Umfang nicht einmal wahrnahm, weil er das Mädchen täglich sah und mit dem Auge der Liebe, doch befremden und besorgt machen; er wandte sich deßhalb, weil er von Marien selbst nur ausweichende und unvollständige Antworten zu seiner Beruhigung erlangen konnte, an deren Schwester und diese bestätigte, seine Bekümmernisse theilend, daß Mariens Gesundheit allerdings zu leiden scheine, daß ihre Nächte schlaflos und unruhig würden, daß sie im Traume zu reden und aufzustehen anfinge, wie sie früher als Kind wohl gethan, daß sie in Raimunds Abwesenheit und besonders wenn sie seinen Besuch erwarte, in ein stilles,

tiefes Hinbrüten versinke, kurz, daß im Inneren und Aeußeren Mariens seit ihrer Verbindung mit ihm eine gewaltige Veränderung vorgegangen sei. Auguste suchte aber dieselbe durch die zu große Leidenschaftlichkeit ihrer Schwester zu erklären und sprach den Freund zur Ruhe durch die Hoffnung, welche sie selbst nur mühsam faßte, daß diese Zustände mit der Zeit vorübergehen würden, wenn Mariens Gemüth die neue Welt von Eindrücken und Gefühlen erst ganz in sich aufgenommen habe. Tief inwendig sagte ihr aber eine Stimme, daß sie sich und den „Bruder“ durch diese Aussicht täuschte; denn sie hattte mit stillem Schmerz bemerkt, wie Marie auch von ihr sich entfernte, je mehr sie Raimund sich so ganz zu eigen gegeben hatte. Ihre Seele gönnte ihr den selbst Geliebten ganz, aber es that ihr unendlich weh, daß aus diesem Bündniß und ihrem Opfer weder der ersehnte Friede für ihre Theuren aufkeimen, noch ihr eignes Herz darin beseligt untergehen wollte. Sie trug obendrein das Geheimniß der Schwester mit auf dem vielfach belasteten Busen und quälte sich in mancher Stunde mit bangen Ahnungen vor der endlichen Lösung aller Räthsel, die sie doch als nothwendig anerkannte zu einer Herstellung ihres vollen Glückes. Die Arme ward in diesen Zerwürfnissen ihrer eigenen Brautschaft um so weniger froh, als diese ja nicht Wahl und Bedürfniß ihrer Seele gewesen war, sondern ein rascher,

starker Entschluß und, entfernt von Marien, von Raimund sich ängstlich abwendend, an Abel durch schwere Pflicht gebunden, vom Vater mißverstanden, fand sie ihr einziges Heil nur noch in dem Kinde, auf das sich ihr ganzes Wesen mit krankhafter Zärtlichkeit und Wonne warf.

Agnes bedurfte der Mutter auch sehr, weil Tante Marie, seit sie Raimunds Braut war, fast mit Härte sich von ihr abkehrte und ihre kindlichen Liebkosungen oft rauh und eigensinnig abwies. Die Kleine betrübte sich darüber und klagte es Raimund, welcher oft in stiller Verwunderung dieselbe Bemerkung gemacht hatte; als aber Alles nicht half, fing sie an, sich vor der Tante ordentlich zu fürchten und hielt sich an der Mutter und an dem guten Doktor desto fester, für den sie die wärmste Neigung seit dem ersten Abend bewahrt hatte. Den Großvater, meinte sie, habe sie bei weitem nicht so lieb, obwohl er sie eigentlich verzog; Damian hatte auch in der That zu viele Ecken und Seltsamkeiten in seinem Wesen, als daß ein Kind oder ein Weib eigentlich hingebend und vertrauensvoll an ihm hätte hangen mögen. Zudem war er, seit die Verlobung der beiden Paare feierlich begangen war, auffallend still geworden und schien sich mit Zweifeln und drückenden Fragen umher zu tragen, von denen es ungewiß war, ob sie seiner eigenen, verödeten Zukunft galten oder dem Glücke seiner Kinder.

Der Mann, dessen Erscheinung im Jägerhause ein neues Jahr und eine neue Welt eingeleitet hatte, glaubte, als er sich mit demselben durch die engsten Bande verknüpft hatte, eine Freistatt für sein gehetztes Herz und eine Heimath gefunden zu haben, welche er lange schwer genug entbehrt hatte. Sein Plan war, seiner Liebe und seiner Kunst sich ausschließlich hinzugeben, aus den Trümmern eines viel bewegten Lebens sich ein neues, stilles Haus aufzubauen und an der Brust eines vergötterten Weibes seine moderne Zerrissenheit, seinen Unfrieden, alles Schwankende und Wüste seines Wesens zu begraben. Raimund hatte bei diesen Gedanken, die aus dem Frühling und einer späten Liebe wuchernd aufsprößten, doch vergessen, wie die alten, nicht mit der Muttermilch, sondern mit dem Herzblute der großen Mutter Zeit eingesogenen Grundsätze, der Haß gegen jede Beschränkung und die Hinneigung zum Freien und Schweifenden, zu tiefe Wurzeln in seiner lockeren Natur geschlagen hatten. Daher kam es, daß bei aller Innigkeit, mit der er sich täglich fester an Mariens Brust aufrankte, dennoch Augenblicke in ihm auftauchten, wo eine halbe Reue über seinen schnellen Schritt, gleichsam einen Abfall von seinem langen Systeme, und eine dämmernde Besorgniß um die Zukunft mißtönend durch die Dithyrambe hinschauerten, die der Frühling und die Liebe in ihm anstimmten. Als nun gar das seltsame, geheim-

nißvolle Betragen Mariens die Schatten eines müh- sam unterdrückten Argwohns zu Zeiten über ihn aus- goß, als die Liebe zu ihr, statt ein behagliches Gleich- gewicht bei ihm herzustellen, ihn in neue Fragen und Zweifel stürzte: da wuchs zwar seine Neigung zu ihr gerade durch diese Ungewißheit, allein die alte Unruhe kehrte wieder zurück und er hatte Stunden, wo ihm die Wände des Jägerhauses und die Sandwege des kleinen Gartens zu eng wurden und er mit stiller Sehn- sucht an die Tage zurückdachte, da er noch ungebunden dort weilte.

Ach! es ist mit der Liebe eines Poeten ein gar eigenes Ding. Himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt — heute aufsprudelnd in Zärtlichkeit und in tausend üppigen Reimen, morgen verschlossen und ver- graben unter stummer Sehnsucht und süßer Selbstqual — begehrlich und gebieterisch, schmelzend und stür- mend — so ist sie, schwankend, zerrissen, unvoll- kommen, gerade wie der Frühling. Und so hat es Heinrich Laube gemeint.

Eines Abends, als dieser unvollkommene Frühling in reifen Aehren ausgeblüht hatte und der Sommer heiß und bestimmt über der Erde brütete — war die stille Familie wieder zusammengesessen mit Raimund und Vetter Abel im Gärtlein. Sie hatten noch draußen

den Thee getrunken, und allen war das Herz wieder einmal weit aufgegangen, besonders dem liebenden Paare, in der lauen, düfteschweren Nachtluft. Ein schnell zusammenschießendes Gewitter trieb sie plötzlich in das Zimmer. Die rothen Blitze kreuzten sich in herrlicher Pracht am Himmel, der Donner verhallte grollend am nahen Hochgebirge, und aus den Wolken gossen schwere Regenströme. Die Vereinten saßen mitten in diesem Sturm der Elemente wie auf grünem Eilande in ihrer Stube. Aber mit der schwülen Gewitter-Athmossfäre, welche durch dieselbe zog, war aller heitre Scherz der Geselligkeit von ihnen gewichen, und die Unterhaltung haftete, durch eine zufällige Anregung dorthin gewandt, auf dunklen und geheimnißvollen Stoffen aus einer übersinnlichen Welt. Raimund stand, die Geliebte sanft mit dem einen Arm umschlingend, am Fenster und sah mit ihr in die ziehenden Wetter hinaus. Die Schwärmerei der Liebe lag, süß verschwistert mit der stillen und ahnungsreichen Stimmung der kleinen Gesellschaft, über den beiden und selbst Auguste schien ihre sprühende Gesprächigkeit abgestreift zu haben und hörte den scheuen Gespenstergeschichten, welche der Vetter in gläubiger Einfalt vorbrachte, geduldig zu.

„So ist der Mensch“ warf in ein minutenlanges Schweigen der alte Musikus hinein, welcher die schlafende Agnes auf den Knien, im glücklichen Groß-

vaterstuhle saß. „Die einfachste Erscheinung, über die er bei kaltem Blute und wenn sie vorbei, gar vernünftig raisonniren kann, übt doch eine unwiderstehliche Gewalt über seinen Gelehrten-Hochmuth aus.“

„Es ist das“ bemerkte Raimund „wie mit dem Monde, der eben dort aus den zerrissenen Wolken tritt. Wir wissen recht gut, daß er eigentlich nichts ist, als ein Trabant unserer stolzen Erde und, abwechselnd mit der Polizei, die Straßenerleuchtung der kultivirten Welt übernommen hat. Aber dabei glauben wir doch, und wohl mit Recht, an die polare oder magnetische Kraft, mit der er unsere Weltmeere anzieht und abstößt. — Und wissen wir nicht, daß er mit der Blumen- und Pflanzenwelt in geheimem Rapport steht, selbst mit einzelnen begabten Menschenkindern, die wir Mondsüchtige oder Nachtwandler nennen?“

Marie zuckte bei dem Worte grell zusammen, der Freund wollte besorgt nach der Ursache fragen, aber Auguste fiel mit einem erzwungenen Scherz in seine Rede und drehte das Gespräch gewaltsam auf Anderes. Raimund besann sich, daß er wieder an einer dunklen und räthselhaften Stelle in der Natur seines Mädchens stehe und ging, obwohl unwillkührlich darauf hingelenkt, doch in Gedanken von jeder weiteren Forschung ab. Marie entwand sich sanft dem Arme des Geliebten und setzte sich, wie sie oft that, auf einem Schemelchen zu des Alten Füßen nieder. Auguste benutzte den

Augenblick, wo Raimund allein am Fenster weilte, um ihm in behender Näherung zuzuflüstern: „Reden Sie doch nicht von Nachtwandeln mit meiner Schwester, wenn Sie ihr eine herbe Erinnerung an die frühere Krankheit, die Sie kennen, sparen wollen!“

Es war mittlerweile schon so spät geworden und der Himmel noch immer so drohend umwölkt, daß der alte Damian den beiden Hausfreunden den Antrag machte, die Nacht über, wie das in der letzten Zeit ihrer genaueren Verbindung schon mehr geschehen, droben zu bleiben und erst am frühen Morgen, bei sicherem Wetter, in die Residenz zurückzukehren. Die beiden Frauen unterstützten die willkommene Einladung und gingen, um in der oberen Stube die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Binnen kurzer Zeit stand Alles zur Aufnahme der Freunde bereit und die Gesellschaft trennte sich mit einer herzlichen guten Nacht, als die Wanduhr eben zehn geschlagen hatte. Raimund und Abel bezogen ihr freundliches Quartier, wo für den einen das einzige Gastbett der Familie und für den andren das lange und alterthümlich bequeme Sofa eine Freistatt für die kurze Sommernacht bot. Der Dichter wählte trotz aller höflichen Gegenrede des demüthigen Vetters das Sofa und sah, während dieser sich bereits mit langsamer Behutsamkeit entkleidete, noch einmal zum Fenster hinaus. Die weite Gegend schwamm in ungewisser Beleuchtung vor ihm, am Himmel zogen die Wolken fluthend

und ebbend, wie Meereswellen, und die Mondscheibe trieb, dem Wrack eines gescheiterten Schiffes ähnlich, in ihren Strömungen umher. Die Blüthen des Weinstockes, der an den weißen Mauern des Jägerhauses emporklomm, hauchten ihren berauschenden Duft mächtig in das geöffnete Fenster, und in den Bäumen des kleinen Gartens flüsterte ein frischer Gewitterathem. Des Dichters Seele ging unter in einer weichen, aufgelösten Wehmuth. Er gedachte des Wintertages, da er auf den Spitzen von Mont Martre zum letzten Mal über die Weltstadt geblickt, welche die Wiege und das Grab seiner rechten Jugend gewesen. Damals Alles so kalt, so licht, so fremd — jetzt sein Leben warm und mild, wie die heimathliche Sommernacht, aber, wie diese, dunkel und schwül, von verborgenen Wonnen und von heimlicher Furcht beklemmt! Seine Liebe mit ihren Räthseln und Hoffnungen, seine schwankende Zukunft und die süße Gegenwart, welche wie ein vulkanisches Blüthenland unter seinen Füßen zitterte — alle Bilder von Ehemals und von Einst gingen, wie die jagenden Wolken am Himmel droben, durch seine Brust.

Ihn störte die Stimme des Vetters, welche kläglich aus den weißen Bettkissen heraus flehte. „Liebwerthester Herr Doctor!“ sprach Abel und richtete sich halb auf, „wollten Sie nicht lieber das Fenster zumachen, weil es gerade auf meine rechte Seite zieht und man sich im Bett weit leichter den Rheumatismus holt,

wie anderswo?“ Raimund gehorchte lächelnd und streckte sich, weniger um zu schlummern als um dem guten Uhrmacher den Schlaf nicht länger zu verderben, auf dem Sofa aus, mit dem alten Kriegsmantel Damians leicht bedeckt.

„Aber, Vetter Abel!“ fing er wiederum nach kurzer Pause an „Ihre Uhr genirt mich mit dem ewigen Tiktak sehr; wollten Sie dieselbe nicht lieber auf Ihren wollenen Strümpfen weich betten, wie sich selbst, damit ich auch ein weniges einschlafe?“ Der Vetter seufzte und that so. „Nur“ entgegnete er „ist's doch sonderbar, wie wir zwei mit so ganz kontrairen Gewohnheiten geboren sind. Ich lebe und webe den ganzen Tag in den vertraulichen Stimmen meiner Kinder, wie ich die Uhren gern zu nennen pflege, und da ist es mir gar zu öde, wenn ich nicht Nachts wenigstens eins über meinem Kopfe plaudern höre. Indessen Ihnen zu Liebe“ —

Alle Differenzen waren nunmehr ausgeglichen. Die Kerze erlosch, der Mond schien hell in's Zimmer und, nachdem Abel noch Beiden eine geruhsame Nacht gewünscht, ward's drinnen ganz stille.

Raimund erwachte, wie lang' er geschlafen, wußt' er nicht, von dem knarrenden Geräusch mit dem sich die Stubenthüre aufthat. Er sah überrascht auf und glaubte ein Gaukelspiel des Traumes und der Nacht zu erblicken, als er in der eintretenden Gestalt bei dem

Scheine des Mondes Marien erkannte. Wie festgebannt blieb er in athemloser Erwartung liegen. Sie ging, in ein leichtes Negligée gekleidet, geräuschlos durch das Zimmer, trat an das Klavier, welches am Fenster stand, öffnete den Deckel und schlug schwach ein paar Akkorde an. Das befremdete den Dichter noch mehr, da Marie in gesunden Tagen nie vor ihm spielen und singen wollte und alles Talent dazu ableugnete. Die ganze Erscheinung und ihr Treiben ließen dem gemach sich Besinnenden keinen Zweifel über, daß die Geliebte aufgeregt durch den Gewitterabend, vielleicht auch durch das Gespräch, an welches er sich jetzt erinnerte, nachtwandle. Einen Augenblick war er entschlossen, sie zu wecken; allein als er die mögliche Gefahr für die Gesundheit seines Mädchens bedachte und wie er leicht den Vetter dadurch mitwecken könne, welcher gesund schnarchte, hielt er es, vielleicht auch in der Ahnung, über manches Räthsel hier einen Aufschluß empfangen zu können, für gerathener, Marien still zu beobachten.

Sie stand noch immer am Klavier, den Rücken dem Sofa zugekehrt, worauf Raimund lag. Nach einigen matten Griffen auf die Tasten, begann sie auf einmal mit halber Stimme zu singen. Die Weise klang gar schauerlich, wie aus weiter Ferne von sterbenden Lippen hergehaucht; dem Aufhorchenden kam sie bekannt vor, er merkte auf die nach und nach ver-

ständlichen Worte und hörte endlich, wie die Nachtwandlerin das „Stabat mater“ intonirt hatte. Der Schreck und die Furcht um sie raubten ihm fast den Athem, er hielt gewaltsam an sich und in seinem fiebernden Gehirn kreuzten sich tausend verwirrte Vermuthungen. Marie verstummte nach kurzer Weile, schritt vom Klavier weg und setzte sich auf ihr gewohntes Plätzchen, einen Strohschemel, dicht zu dem oberen Ende des Sofas, dem Haupte des Freundes ganz nahe. Er hatte jetzt in leichter Wendung die ganze Gestalt vor sich; die langen Haare hingen ihr aufgelöst um das bleiche Gesicht, beide Augen waren geschlossen und ihre Hände hielt sie krampfhaft im Schooße gefaltet. Jetzt wollte Raimund ihr zu Hilfe aufspringen, als er durch einen tiefen Seufzer und durch dumpfe Worte, in denen er seinen Namen unterschied, auf's Neue sich unwillkührlich gefesselt fühlte.

„Raimund“ — so vernahm er in abgebrochenen und gepreßten Lauten — „warum liebst Du mich? — Du Freund, Du Seele meiner Seele — die Schuldige, Unwürdige. Und muß ich Dich nicht täuschen, weil ich Dich liebe? Und muß ich nicht mein Kind verlieren, will ich Dich besitzen? Agnes, mein Kind, meine Agnes!“

Ein entsetzlicher Schrei Raimunds unterbrach das Stöhnen der Besinnungslosen. „Marie!“ rief er aus, und schwang sich, von dem einen Blitz zerschmettert

und belebt, auf sie zu. Sie war in die Kniee gesunken bei dem Klang ihres Namens, riegelte die Augen weit auf und fiel der Länge nach zu seinen Füßen nieder. Zu gleicher Zeit erhob sich der Vetter schlaftrunken im Bette, schrie „Wer da?“ oder „Hilfe“ und war mit einem Satze an der Stubenthür. Während der Dichter noch besinnungslos neben der Kranken kniete, hatte Abel in seiner Furcht die unten schlafenden Hausgenossen aufgestört. Damian und Auguste stürmten mit Licht ins Zimmer und die Letztere, Alles mit einem Blicke errathend, fiel jammernd über die verloren gegebene Schwester her. „Was ist hier geschehen, Mann?“ fragte Damian den Doktor, und schüttelte ihn heftig. Der antwortete nur mit stieren Blicken und, als ihn der Alte gewaltsam emporgerissen, fuhr er mit der Hand nach dem Lichte, das der zitternde Abel hielt. „Was geschehen ist?“ rief er aus — „Licht hab' ich, nach dem ich lange gedürstet, Licht, aber ein entsetzliches, grauenvolles Licht. Hier Ihre Tochter — ich weiß Alles — die liebende Magdalene nachtwandelt — Licht, o ein entsetzliches Licht!“ Und er stürzte wie ein Wahnsinniger hinaus. Die Klingel der Hausthüre scholl. Abel trat zum Fenster. „Da geht er hin!“ sagte er und machte ein Schafsgesicht. „Ja, hin!“ erwiederte Damian dumpf „und unser Glück auch.“ Er faßte Marien in seine Arme, Auguste half und die Beiden hoben sie, wie eine Leiche, auf das Sofa.

Wollt ihr den Dichter auf seinem Heimwege begleiten? Ich denke, nein. Ihr wißt, welche Schmerzen in der Seele eines „ordentlichen Menschen“ wach werden, wenn er urplötzlich eine Liebe hat aufgeben müssen; davon aber, wie ein Dichter, der taúsend Mal mehr Sensitive ist, als ein Mädchen, in seinem innersten Leben zerbrochen wird von Täuschungen und Enttäuschungen, und welche Stürme er zu bestehen hat, ehe die Ruhe der Resignazion sich wieder über die gährenden Wellen legt — davon wißt Ihr nichts!

Raimund stürzte allein die dunkle Straße hinunter. Der Morgen begann zu grauen und als er in der Vorstadt anlangte, waren die Nachtigallen schon munter worden und über den entwölkten Himmel flogen rosenrothe Wolken und die ersten Sonnenblicke. Unwillkührlich hatte er den Weg zum Grabe der Mutter, den lang gewohnten und lang vergessenen, eingeschlagen und sank erschöpft auf dem thaufeuchten Grase hin, das ihre Asche deckte. Aus der kühlen Erde mocht' ihm manch' kühler Trost in seine Brust strömen und er legte sein Herz recht eng darauf und freute sich, wie die Blumen, welche er selbst gepflanzt, für ihn weinten, helle, funkelnde Tropfen. Er freute sich so, daß er mit ihnen weinte und schluchzend in den stummen Grabesrasen hinunterrief: „Ja, Du hast mich geliebt, und keine mehr. Sieh, ich komme wieder zu Dir, mein Mütterlein; nimm deinen einsamen Knaben tröstlich auf.“

Mitterweile war es voller Tag worden. Raimund sammelte sich allmählich, wenigstens in so weit, daß er gefaßt und langsam seine Wohnung suchte. Er dachte nicht weiter an die Erfahrungen und den ungeheuren Verlust der Nacht, er rang nicht einmal nach möglichen Aufschlüssen und Selbsterklärungen; er hatte kein andres Gefühl als das der vollständigsten Leere. Als er seine Stube wieder betrat, glaubte er von einer Reise, einem Frühlingstraume zurückzukehren und der ganze Zeitraum von dem Augenblicke, wo er Marien zum ersten Mal gesehen, bis zu der letzten Minute, war für ihn ein vernichteter. Die Natur erbarmte sich sein, und hüllte die Erschlaffung seines Bewußtseins, wie die tödtliche Verlassenheit seines Innern in einen dumpfen Schlaf.

Am Abend desselben Tages erschien Damian mit dem Vetter Abel auf seinem Zimmer. Das Wiedersehen hatte nur für diesen etwas Peinliches; die beiden Andern schüttelten sich wie sonst die Hände und sahen einander tief in die verwachten Gesichter. „Gestern!" seufzte Damian still und der Dichter winkte ihm zu schweigen. „Wir kommen in tiefer Betrübniß, Herr Doktor!" hub Abel an — „Aber glauben Sie nicht etwa" unterbrach der Musikus hastig, „daß ich bei Ihnen bin, um mit Ihnen zu lamentiren und Sie um Gotteswillen zu bitten, Sie möchten das Mädel doch noch nehmen, so um Gotteswillen." Raimund

schüttelte mit dem Kopfe. „Herr Damian“ sagt' er „es ist gut so. Es mußte auch so sein. Geben Sie sich keine Schuld und Marien nicht und mir nicht. Es mußte.“ „Schuld ist da, Raimund“ entgegnete jener „allein keine Niedrigkeit. Sie haben ein Recht, Alles zu wissen. Auguste will es.“

„Und Marie?“ Die Stimme des Fragenden zitterte doch stark und er versteckte seine Augen. „Marie ist krank“ sagte Damian kurz. „Hier, mein Herr Doktor!“ Er kramte in seinen Rocktaschen und brachte nächst einer sorgfältig eingewickelten Medizinflasche ein Paket Schriften zum Vorschein, das er dem Doktor einhändigte. „Das ist unser Eigenthum und seit gestern auch das Ihre.“ Damian stand auf. „Sehen wir uns wieder?“ fragt' er an der Thüre. Der Doktor drückte ihm hart die Hand und die Beiden schieden. Vetter Abel hatte noch im Sofa Posto gefaßt und versuchte sich in wohlgesetzten Tröstungen und kümmerlichen Konversazions-Schnitzeln. Aber Raimund streckte die Finger nach dem Paket aus und schien nicht zu wissen, daß Herr Abel vorhanden sei. Er kämpfte mit sich, ob er lesen sollte oder nicht; endlich sprach er vor sich hin: „ich bin's ihr schuldig,“ riß das blaue Seidenband, womit die Papiere umwunden waren, zitternd auf und wühlte in den Briefen und Blättern, die ihm zerstreut in den Schooß flogen.

So lautet die Geschichte der Nachtwandlerin.

Marie war zwölf Jahr alt, als ihr Vater in die Kapelle des Fürsten trat. Sie passirte allgemein für das schönste Kind in der Residenz und war dabei das heiterste und aufgeweckteste. Ohne mütterliche Zucht in unbeschnittener Freiheit aufgewachsen, von Augusten, der um sechs Jahre älteren Schwester, fast verhätschelt, unbekannt mit den Sorgen armer Kinder, wie mit der Langweile der vornehmen, hatte sie nur einen Kummer, daß ihr nämlich der Vater, sonst so nachgiebig gegen ihre seltsamsten Wünsche, den Besuch des Theaters fest und für immer untersagt hatte. „Damit ist's noch zu früh, Mariechen," war Alles, was er auf ihr wiederholtes Anhalten zur Antwort gab. Und er war sehr streng, der Vater, wenn er einmal etwas verbot. Aber gerade was er vermeiden wollte durch sein Gesetz, ward dadurch erreicht, nämlich eine unbezwingliche Sehnsucht nach den Wundern der Kunst und die gefährlichste Aufregung der brennenden, reitzbaren Fantasie des Mädchens. Jeden Abend, wenn Damian nach dem schmalen Kasten mit dem Violinbogen griff, um ins Orchester zu gehen, klammerte sich Marie an seine Arme und bat, er möge sie nur ein einzig Mal mitnehmen, daß sie die flimmernden Lichter und die geputzten Leute sehen könnte, oder wenigstens die schöne Musik hören, auf die sich der Vater daheim so lange vorbereitet; sie wolle auch ganz ruhig in ihrem Winkelchen sitzen und die Augen fest zudrücken. Damian hörte nicht und ging.

Dann schmollte die Kleine und wurde erst wieder gut, wenn ihr Schwester Auguste, die Beneidete, erzählte, wie es drinnen, im Theater, gar nicht so hübsch sey, als Marie dächte, und wie die falsch gefärbten und herausstaffirten Menschen in der Nähe recht grauenhaft aussähen. Marie glaubte von dem Schlechten nichts und malte sich das Herrliche immer glänzender und begehrlicher aus. In die junge Seele war ein glimmender Funke gefallen, der tief fortglühte und das Unbefangene, Harmlose ihrer Kindheit heimlich anfraß.

Ihre Reitzbarkeit breitete sich, vielleicht von diesem einen Punkte, immer weiter aus und trat, verbunden mit den Kämpfen ihrer körperlichen Ausblühung, in allerlei besorglichen und sonderbaren Erscheinungen heraus. Sie fand kein Vergnügen mehr an dem Spielzeug und den Zerstreuungen ihrer Kinderjahre; oft konnte sie stundenlang, mit einer mechanischen Arbeit scheinbar beschäftigt, in Gedanken hinbrüten und Nachts fing sie gar an, im Traume laut zu reden oder aufzustehen und auf den Fußspitzen, mit den kleinen Händen heftig gestikulirend, in dem Schlafzimmer der beiden Schwestern auf und nieder zu gehen. Auguste theilte diese Erscheinungen und ihre daran geknüpften Besorgnisse dem Vater, sogar heimlich ihrem Arzte mit; allein beide beruhigten sich und sie mit der Versicherung, daß jene Zustände rein körperliche seien und mit den Jahren der jungfräulichen Reife sicher vorübergehen würden.

Um jene Zeit brachte Damian eines Abends, ganz gegen seine Gewohnheit, da er in der Residenz wenig und mit Kunstgenossen oder Mitgliedern der Hofbühne entschieden keinen Umgang pflog, einen Mann mit nach Hause, den er Augusten als Herrn Adelfi vorstellte. „Sieh, Kleine!“ sagte er dabei zu Marien, indem er sie lächelnd an's Licht zog, „Du hast ja immer eine Oper oder wenigstens einen Sänger sehen wollen: da hast Du einen, und zwar einen ganzen.“ Das Kind erröthete und zog sich verlegen zurück. Herr Adelfi hatte sie nur flüchtig mit halbem Lächeln angesehen und war bald mit Damian und Augusten in ein tiefes Gespräch über seine Kunst und die verwandten gerathen, in welches er die Erfahrungen und Anschauungen eines vielbewegten Lebens mit Geist und Geschmack einflocht. Marie ahnte, mehr als sie verstand. Sie saß auf ihrem Schemelchen, zu des Vaters Füßen, und nur zu Zeiten warf sie unter den langen, dunklen Augenwimpern einen verstohlenen Blick auf den Fremden. Ob er ihr gefiel oder ob sie sich vor ihm fürchtete, wußte sie nicht zu sagen. Der Mann hatte ein ganz bleiches Gesicht und die dunkelsten, tiefliegendsten Augen, die Marie je gesehen; dabei zuckt' er zuweilen so seltsam mit den Lippen und schleuderte mitten in das ruhige Gespräch die herbsten Aeußerungen über das Theaterwesen, wie es jetzt in Deutschland sei, und wie doch alle göttliche Kunst gar kläglich versiegen gehe im

Sand und Schlamm gemeiner Prosa. Er heftete bald seine Blicke starr auf einen Fleck und bald ließ er sie unstet im Zimmer umherfahren, so leuchtend und scharf, daß das auf's Höchste angespannte Kind sichtlich zusammenschrak, wenn sie zufällig einem solchen Blitze mit den eignen, scheu aufstrebenden Augen begegnete. Damian war ein Entzücken über den neuen Freund. „So einer hat mir gefehlt, wie Ihr," sagt' er, als der Fremde Abschied nahm. „Ein wahres Glück, daß Euch Euer Unglück hierher geführt, in unsern nüchternen, abscheulichen Schlendrian." Adelfi verbeugte sich, reichte Augusten leicht die Hand und schritt zur Thüre. „Sieh," sprach er und blieb stehen, „die Kleine hätt' ich ja fast vergessen. Gut' Nacht, Marie." Das letzte sagt' er langsam und legte dabei die Hand auf die Locken des Mädchens. Marie schwieg. Adelfi ging, von Damian geleitet, der ihm noch auf der Treppe nachrief: „Also recht bald, Adelfi! Hört Ihr's? Und daß Ihr mir und meinen Kindern hübsch thut, als wär't Ihr zu Hause bei uns!"

Damian ergoß sich noch in lange Lobeserhebungen über den Mann, dem er zufällig begegnet, rühmte sich, daß er in ihm gleich den Erwählten und Inspirirten erkannt hätte und erzählte den Töchtern, wie jener bei seinem ersten Auftreten als „Vampyr" unerhörtes furore gemacht. Marie war müde und ging schlafen vor den Andren. Aber sie lag nur schlaflos im Bett

und preßte die Hand an die Stelle ihres Kopfes, wo Adelfis Finger geruht hatte; sie fühlte dort einen brennenden Schmerz und in ihren Ohren klang noch immer, wie betäubend, alles Andre verschlingend, die tiefe, unendlich schöne Stimme, welche das „Gut' Nacht, Marie!“ aussprach. Marie fand keine gute Nacht; sie redete wieder laut und wanderte.

Adelfi kam seit dem Tage oft und lebte sich bald mit dem Musikus und Augusten in ein recht inniges Verständniß hinein. Marie, mit der er nur zum Spiele dann und wann sich beschäftigte, fühlte in seiner Nähe die sonderbarste Angst und heimliche Wonne. Ihre Blicke hingen wie gebannt an seinem Haupte und, dem Anschein nach theilnahmlos und zerstreut, sog sie ihm alle Worte von den Lippen weg. Das dreizehnjährige Mädchen, welches fern von allen geselligen Beziehungen und beinahe ohne einen Mann gesehen zu haben, in dem stillen Kreise ihres Vaterhauses aufgewachsen war, wußte sich keine Rechenschaft, nicht einmal eine Erklärung über diese Empfindung gegen den Fremden zu geben; allein sie verhehlte sie auch, was sie sonst nie that, ihrer Schwester und während sich in der jungen Brust die ersten Wellen eines unbekannten, wie durch Zauber entstandenen Gefühls widerstrebend brachen, hüllte sie sich von Außen recht geflissentlich in die Schleier einer längst verwachsenen Kindes-Unbefangenheit.

Oft kam es ihr vor, als ob die Augen des Fremden mit eigenthümlichem Ausdruck flammend auf ihr ruheten, wenn er sich von Allen unbeachtet glaubte, allein sie verwarf diesen Wahn als ein Geschöpf ihrer Einbildung wieder, um so mehr, da Adelfi nach und nach ganz gleichgültig auch sie in's tägliche Gespräch zu verweben wußte und ihr gelegentliche Aeußerungen entlockte, an denen er, wie eine unerklärliche Ahnung ihr zuflüsterte, ihr innerstes Wesen ausforschen und erkennen wollte. Da kam denn auch, fast scherzweise, die Rede auf den ehemaligen Hang Mariens für das Theater und Damian wunderte sich, wie derselbe in letzterer Zeit so lange geschwiegen habe. Adelfi bemerkte, daß Marie eigentlich ein rechtes Aeußere für eine Künstlerin besitze, und tadelte die Strenge des Alten, welche der Bestimmung der Natur und dem nothwendigen Berufe, wo er sich so ankündige, nie hätte widerstreben sollen. „Die für's Theater?" lachte der Vater. „Nun und nimmermehr!" Und der Faden war wieder abgerissen.

Adelfi erschien, wie das bei seinem häufigen Besuche des Hauses nicht auffallen konnte, zuweilen auch in Stunden, wo Damian abwesend oder beschäftigt war. Er pflegte dann Augusten vorzulesen oder mit ihr zu konversiren, nahm auch wohl zum Scherz ihre Guitarre und versuchte, der furchtsam widerstrebenden Marie ein Paar Griffe und Töne beizubringen.

Diese Uebungen wurden unmerklich fast regelmäßig und der Lehrer gab, aber immer im Tone väterliche Güte, seiner zagenden Schülerin die Versicherung, daß er eine vortreffliche Stimme in ihr entdeckt habe und von ihrer Empfänglichkeit und Fassungsgabe freudig überrascht sei. Diese Anregungen wehten wie ein Hauch von oben durch die Seele Mariens und weckten ihre glimmende Neigung für die Kunst wiederum, indem sie dieselben mit einem neuen Feuer verschmolzen, das allmählich in ihr zu lichten und beinahe verstandenen Flammen ausbrach. Als neuen Brennstoff senkte Adelfi bei Gelegenheit und besonders, wenn es sich fügte, daß er mit dem Mädchen auf Augenblicke allein war, seine Ansichten über das Hehre und ewig Schöne wahrer Kunst in ihr Herz. Er malte mit wenigen, aber lodernden Zügen das Loos einer geweihten Priesterin derselben aus, wie sie ganz anders und viel erhabener, als das gewöhnliche Handwerks-Volk, auf den reinsten Höhen der Menschheit stände, im eigenen Lichte und durch äußern Ruhm verklärt, und wie dabei ihr Inneres so die Werkstätte unsterblicher Schöpfungen, wie eine sichere und reizende Heimath sei, in die man sich flüchten müsse und vergraben vor den Gemeinheiten und schalen Lücken einer gewöhnlichen Existenz.

Marie faßte diese Lehren, welche einem längst gefühlten Bedürfniß ihres Herzens entgegenkamen und die schmerzliche Oede ihres Lebens befruchteten, durstig

auf. Immer heller und fester stellte sich ihr als einzig beglückendes Ziel der Stand einer Künstlerin dar, und wenn sie auch Adelfi nicht offen bekannte, wie sie darin allein ihr Heil suchen und finden müsse, so bemerkte er doch mit seinem durchdringenden Blick bald, welch' schnelle Keime seine Saat getrieben.

Dabei war er seiner Seits auch rastlos thätig, um im Gemüthe des Vaters alle Hindernisse wegzuräumen, welche noch auf dem Wege der begeisterten Novize lagen. Er faßte den Alten gewandt an der schwachen Stelle, an seinem Kunstenthusiasmus und zog dabei die väterliche Eitelkeit durch gelegentliche Proben vom Talente der Tochter in seinen Plan. Auguste sah der Richtung ihrer Schwester, in der sie nur einen alten kindischen Hang zu erkennen meinte, mit duldsamer Liebe zu. An ein Verhältniß zwischen Adelfi und dem Kinde, wie sie Marien mit den bemutternden Augen noch immer betrachtete, konnte sie um so weniger denken, als seiner Seits eine vollkommene Gleichgütigkeit und ihrer Seits nur eine scheue Ehrfurcht vor dem gefeierten Künstler sichtbar wurde und zudem der Unterschied der Jahre zwischen beiden zu beträchtlich aussah.

Am vierzehnten Geburtstage Mariens fielen endlich die Würfel. Sie hatte ihre erste Arie zum Klavier gesungen und Damian, der mit doppeltem Gehöre, dem des Vaters und des Kenners, aufgehorcht und dennoch nur volle Befriedigung, ja eine große Ueber-

raschung gewonnen, Damian weihte, durch seine feierliche Einwilligung in den klar ausgesprochenen Vorsatz seines Mädchens, Marien zur Jüngerin der Kunst ein. Nun ging ihre eigentliche Lehrzeit erst an. Sie ward ohne Rückhalt und Einschränkung den Händen Adelfis auf seine Bitte übergeben; besaß er doch das ganze Vertrauen des Vaters und der Schwester. Marie sah sich am Ziele und war glücklich, nur daß eine geheime, süß brennende Unruhe über die nahen Beziehungen, in welche sie nun mit Adelfi treten sollte, ihr jungfräuliches Herz durchschauerte.

Adelfi war nicht nur ein ganzer Sänger, als welchen ihn Damian zum ersten Male dem Mädchen vorgestellt, er war auch ein ganzer Lehrer. Er zog seine Schülerin aus den bisherigen Kreisen ihres Lebens entschieden heraus, und hob sie ganz in die freie Sfäre der Kunst. Ohne jemals über die strenge Geschiedenheit von seiner Lernenden in ein engeres Verhältniß hineinzugreifen, löste er sie behutsam von allen Fesseln, die sie an Aeußeres bannten, ab und zeigte ihr, wie der wahre Künstler, jeder irdischen Neigung baar, unabhängig von der gewöhnlichen Bürgerlichkeit, sich hoch über die Beschränkungen von Familie, Häuslichkeit und alltäglicher Nüchternheit aufschwingen müsse, um ganz in seinem Berufe aufzugehen. Marie schwärmte mit seinen Ideen und (wie leicht bahnt sich nicht im erwachten Mädchenherzen der Uebergang!) noch tiefer mit

ihm selbst. Allein nie verrieth sie mit einem Worte die leidenschaftliche Hingabe an ihren Meister, der seiner Seits auch nicht einen Schritt zu ihr that, um die ehemaligen Gränzen zwischen beiden auszugleichen. Er dutzte sie, wie sonst, und nannte sie Kind. Das freute Marien eines Theils, weil es sie über die durch das eigene Herz gefährdete Sicherheit gegen ihn beruhigte, und schmerzte sie andren Theils, weil sie kein Kind mehr war, durch ihn kein Kind mehr, der ihr allein noch diesen tändelnden Namen gab.

Einen besonderen Weg schlug Adelfi ein, um seine Schülerin in den weltlichen Tempelbau ihrer Kunst zu leiten. Er brachte sie hinter die Coulissen, ehe sie noch eine Bühne von der Loge aus gesehen hatte. Dort lehrte er sie, die Erbärmlichkeiten des gewöhnlichen Komödientreibens erkennen und verachten, machte sie aufmerksam auf die niedrige Auffassung und Behandlung des großen Haufens, an dem alles innere Künstlerthum scheitern müsse, und zeigte ihr, wie viel oder wie wenig das Urtheil des Publikums zu würdigen sei im Vergleich zu der inneren Stimme des Berufenen. Auf diesem Wege führte er sie schonungslos über alle Dornen und Klippen, auf denen sie künftig wandeln sollte, und erreichte, während er sie in die mangelhafte aber nothwendige Praxis der Kunst einführte, zugleich dabei den Zweck, das Ideal, mit welchem er ihre Seele erfüllt, durch jenen Gegensatz um so reiner und höher hinzustellen.

Adelfi säete gut. Aber seine Aernte war besser. Am Namenstage ihres Vaters trat Marie nach zweijährigem Unterricht daheim, zum ersten Mal öffentlich auf. Sie debütirte als Janthe im Vampyr, eine Rolle, die Adelfi ausgesucht und ihr völlig einstudirt hatte. Wohl schlug dem Mädchen das Herz, als sie im flimmernden Theater-Putz aus den Coulissen schritt, das blendende Haus voll neugieriger Köpfe vor sich, und die glatten Bretter unter dem wankenden Fuß. Sie blickte nicht auf den Vater, der unbeweglich an seinem Violoncell saß, kein Auge vom Notenpult verwendend, und doch das runde, volle Gesicht tief bleich — von Hoffnung und Bangigkeit — nein, sie sah nur auf den Meister, der heute zum ersten Mal zu ihr herunterstieg, als Priester derselben Kunst, in einem Tempel. Dort stand er unter all' den geschmückten Menschen, der einzig blasse, schwarz von Kopf bis zu Fuß, wie gewöhnlich, nur das Haupt von langen, dunklen Locken umwallt, die ihm eher eigenthümlich schienen, als erborgt. Da zagte sie nicht mehr. Sie fühlte sich zu Haus, weil sie ihn so ruhig sah, so ganz denselben, der er immer gewesen. Die Scene, welche beide mit einander hatten, ging unter donnerndem Applaus zu Ende. Marie sang und spielte nicht Janthe mit dem Vampyr, sie empfand sich als Marie, dem Manne ihrer Wahl gegenüber. Wie Janthe dem Vampyr, widerstrebte sie ihm in überwäl-

tigender Sehnsucht; er aber zog sie allmählig in seine Zauberkreise und Janthe erlag, ein bewußtloses Opfer, in triumfirender Seligkeit. Sie gingen ab. Marie hing von innerer und äußerer Anstrengung erschöpft, in seinen Armen. Die Coulisse schied sie von dem tobenden Hause. Er setzte die Schwache sanft nieder und stand hinter ihrem Stuhle, die Hand, wie einst, auf ihre Locken legend. „Du bist reif“ sprach er langsam und maß die geschmückte, reizende Gestalt mit einem tiefen Blicke. Marie wandte sich um; sie schien reden, danken zu wollen, doch wie unwillkührlich schlang sie den linken Arm um ihn und suchte sich zu seiner Brust, wo sie eben geruht, wieder aufzurichten. Adelfi aber machte sich sanft los und trat hinter die nächste Coulisse.

Marie flog von dem Tage ihres ersten Auftretens an die übrigen Grade ihres Priesterthums schnell durch. Sie war sechszehn Jahr, als sie an der Bühne der Residenz schon eine bedeutende Stelle einnahm. Zu dem Feuer für ihre Kunst kam nun noch der im Weibe und in der Künstlerin unbezwingliche Durst nach Ruhm. Adelfi hatte sie auf dieser Stelle, der ersten und einzigen, mit der sie gegen eignen Willen aus ihrer idealen Höhe wieder ins Leben zurücksank, längst erwartet. Seit dem Abend im Vampyr war er mit keinem Schritte Marien näher getreten als zuvor, außer in den Berührungen, in welche die Beiden nunmehr

ihr Beruf täglich brachte. Allein auch da mäßigte Adelfi mit kühler Besonnenheit durch den Ton des Lehrers und des an Alter überlegenen Mannes, sein Spiel und Marie hatte ihrer Seits genug zu thun, um die Leidenschaft für ihn, an den sie täglich mit neuen Banden unauflöslich festwuchs, zu verbergen. Er stand ihr im Mittelpunkt ihres Lebens und wie seltsam sie auch in Momenten mädchenhafter Prüfung die Neigung zu einem wenigstens zwanzig Jahre älteren, keineswegs schönen Manne selbst finden mußte, so ward sie doch stündlich sich derselben bewußter und strebte eben so heftig, sie in ihr tiefstes Wesen zurückzudrängen und dort, wenn nicht zu ertödten, doch aller Welt zu verbergen, am meisten sich und ihm, an dem dieselbe so ganz unerwiedert, ungeahnt vorüberging.

Eines Abends kam Adelfi in Damian's Haus und fand die beiden Mädchen allein. Der Alte war ausgegangen und Marie lag unpäßlich, an leichtem Fiber leidend, auf dem Sofa. Adelfi hatte etwas ungewöhnlich Fröhliches in Blick und Gruß, das die Frauen neugierig machte. „Rathe, was ich bringe!" sprach er lächelnd zu Marien, indem er ihr einen zusammengefalteten Bogen Papier entgegenhielt. „Sieh, Kindchen, dieß kleine Blatt enthält Dein bestes Rezept, ganz frisch von der Offizin, und völlige Kur." Marie schien nicht geneigt, auf seinen Scherz einzugehen, sie klagte über Kopfweh und griff still nach dem Darge-

botenen. „Ein Gedicht!“ sagte sie in freudiger Ueberraschung, und doch bemüht, diese dem Lehrer zu verstecken. „Sieh doch, Auguste! ein Sonett an Deine Schwester — ich habe als Donna Anna Eroberungen gemacht!“ Sie reichte Augusten das Zeitungsblatt hin. Diese las und fand das Gedicht wunderschön. „Es gehört so mit dazu“ meinte Adelfi spöttelnd „und kann bei Dir das erste Reis bilden zu einem ganzen Baum von Sonetten, Madrigalen, Nachrufen, Hymnen, Elegieen, der einst dein Haupt beschatten wird.“ Auguste war ganz entzückt und äußerte ihre Freude lauter, als die Gefeierte, welche sie dafür vielleicht tiefer empfand. „Hören Sie, Adelfi!“ rief Auguste „lösen Sie mich hier in meinem Krankenwärter-Posten ein Stündchen ab, so flieg' ich eben hinüber und zeig' es im Damenkränzchen, das ich doch der Schwester wegen heut' versäumen muß. Da wird es auch um so eher bekannt!“ Adelfi nickte und Auguste verschwand.

Wie ihn Marie heitrer fand und aufgeweckter als gewöhnlich, so bemerkte er hingegen bald, daß sie noch stiller und weicher sei, als er dieß in letzter Zeit oft an ihr wahrgenommen hatte. Er rückte sich in tändelnder Laune Mariens Schemelchen zu dem Haupte ihres Lagers und fing an, ihr gemüthlicher vorzuplaudern, als er je gethan. Erst erinnerte er sie daran, wie sie einst so vor ihm gekauert und er ihr das erste

Gut' Nacht gewünscht, wie hernach ihr Leben eine ganz andere Richtung genommen und sie dem seligen Ziele desselben schon freudig zugeschritten sei. „O Marie" fügt er hinzu und die bezaubernde Stimme des Mannes schmolz gemach aus dem Tone der scherzenden Rede in sanfte Rührung hin „o Marie, glücklich, wer wie Du, eine Kunst lieb haben kann und in ihr alle fremden Neigungen aufgehen läßt!"

Marie seufzte auf. Ihr war, als sähe sie mit den Worten des Redenden alle Bilder ihres Lebens still an sich vorüberziehen. „Glücklich sagen Sie? Ach Adelfi! wer bürgt Ihnen dafür und mir, daß ich's bin, daß ich's bleibe? Glauben Sie mir, ich fühle mich oft mitten auf meinem besten Wege so recht verzagt und von Zweifeln an mir und an Andern tief erschüttert. Mein Friede verläßt mich. Ich möchte weinen, so wie heute, wie jetzt." Ihre Brust hob sich in krampfhaftem Schluchzen. Adelfi ergriff die Hand, welche auf der leicht übergeworfenen Bettdecke ruhte, und drückte sie sanft an sein Herz. „Marie" sang er mehr als er's sprach, sich halb erhebend und dicht zu ihren Wangen herabgebeugt — „mein Kind, meine liebe Marie!" So hatte er sie nie genannt. Das schwache Mädchen, in dessen Herzen in dem gefährlichen Augenblicke die reifen Früchte mehrerer Jahre zitternd abfielen, bestürmt von der ganz andren und ungewöhnlichen Erscheinung des lange Angebeteten, sah

ihn durch Thränen funkelnd an und trank die warmen Worte der geliebten Stimme inbrünstig auf. Sie hatte sich von ihrem Lager halb aufgerichtet, der Lichtschirm warf über ihr Angesicht geheimnißvoll süße Schatten und beleuchtete grell das weiße Nachtkleid, unter dem ihr Herz sichtbar wogte. Adelfi stand ganz über sie gebeugt und fing die Bebende, welche in seinen Armen wie eine welke Blume zusammenbrach, an seiner Brust auf. Er küßte sie auf Stirn, Augen und Mund, er umrankte sie fester, seine Lippen brannten auf ihrem Busen, seine Worte erloschen in tiefen Athemzügen — „Janthe“ stammelte er und sie zog ihn von dem Zauberworte überwunden, stark zu sich nieder. —

Auguste kam nach einiger Zeit zurück. Adelfi ging ihr an der Stubenthür entgegen. „Stille“ flüsterte er, „die Kranke schläft,“ reichte der Eintretenden die Hand und schied. —

Der Meister stand am Ziele. Aber sein Ziel war zugleich sein Ende. Er hatte von dem langsam reifenden Augenblicke ganz andre Resultate erwartet, als sie die auf jenen Abend folgende Zeit ihm bot. Während er durch diesen letzten Sieg das Mädchen für immer und rücksichtslos zu seligem Besitze an sich gekettet glaubte, riß sie die Stunde des Genusses gerade von ihm los. Er verlangte, was ihm damals eine unbewachte Minute zugeworfen hatte, als die freie Gabe der Liebe. Entsetzt wies ihn Marie zurück. Sie klagte den

Mann keiner Schuld an, als sie aus ihren ersten Entzückungen schwer träumend erwachte. Auch raste in ihrem Herzen keine bittre Reue und Selbstverachtung. Sie betrachtete sich nun ganz als sein, aber in andrem Sinne, als er es erwartet hatte und forderte. Hier scheiterte seine Kunst und seine Beredsamkeit an der Jungfräulichkeit des Weibes. Unverholen war er mit seinen, in blendende Ueberredung und tiefe Schwärmerei getauchten Grundsätzen herausgetreten; er hatte ihr das freie Glück freier Liebe im Einklang mit ächtem Künstlersinn und Gegensatz gegen die verknöcherten Formen, in welchen sie das bürgerliche Gesetz heiligt, geschildert und so versucht, sie allmählich wieder in die Sfäre zu ziehen, wo er einst ihr Herr gewesen war. Aber Marien, die von den Früchten des Baumes gekostet, waren die Augen aufgegangen. Sie liebte den Mann noch, sie sympathisirte mit seinen Verirrungen überall, nur in dem einen Punkte konnte er, selbst im Bunde mit ihrer Leidenschaft für ihn, den unbestochenen und natürlichen Sinn der Weiblichkeit nicht ertödten und mußte besiegt von seinen Planen abstehen.

Adelfi tobte. Nicht wie der Wüstling, der mit seinen thierischen Gefräßigkeiten unbefriedigt weichen muß — ihn kränkte es, daß sein System eine Lücke haben sollte, und dabei regte sich in tiefster Brust ein Gefühl für Marien, das er in dem Spiele mit

ihr nach Befinden verläugnet und erheuchelt hatte und jetzt überrascht und mit sich unzufrieden in Wirklichkeit vorfand. Er mußte scheiden. Vierzehn Tage nach dem Abend der Katastrofe erhielt Marie ein Billet dieses Inhalts:

„Ich fliehe. Auch Du bist nur ein gewöhnliches Weib. Aber nicht deßwegen, sondern um nicht Dir treu, mir selber untreu zu sein, deßwegen flieh' ich. Du kennst mich nun. Vergib und vergiß, daß ich Dich glücklich machen wollte und daß Du mich dafür unglücklich gemacht hast. Wir sehen uns nie wieder.

Adelfi."

So lautet die Geschichte der Nachtwandlerin, welche Raimund aus den übersandten Denkmälern ihrer Jugend kennen gelernt hatte. Das ganze Leben des Mädchens lag ihm durch dieselben verständlich vor, rein und doch durch einen falschen Tritt zerstampft in seinen besten Blüthen, umschattet und verklärt durch den Reiz des höchsten Interesses, das man an dem unglücklichen Weibe nehmen mußte. Es bedurfte für den Dichter des Briefes von Schwester Auguste kaum noch, um den Verlauf von Mariens Geschichte nach Adelfi's Flucht kennen zu lernen.

„Marie" — so schrieb jene — „fiel seit Adelfis Entfernung, die sie doch überrascht und über Vieles

aufgeklärt haben mußte, in ein hitziges Fieber und litt an den Nachwehen desselben, bis sie, ihrer Kunst schon seit ihrer Erkrankung entzogen, in aller Stille eines Töchterchens genas. Agnes ist diese Tochter. Ihre Geburt machte im Leben der jungen Mutter einen neuen Wendepunkt aus. Als ich ihr mit weinenden Augen das kleine, hülflose Wesen hinhielt, fuhr sie aus ihrer Erschöpfung wie wahnsinnig auf — „Weg, weg mit dem Kinde!“ schrie sie mir zu. „Es ist das meinige nicht. Ihm gehört's, dem Vampyr. Dem bring' es hin!“ Vergebens versuchte ich die Saiten einer sanften, mütterlichen Regung in dem zerschmetterten Herzen anzuknüpfen. Marie wandte sich mit reizbarer, an Abscheu und Furcht streifender Aengstlichkeit von dem armen Kinde ab. Unser Vater, der uns Beide von sich gethan hatte, sobald die Frucht einer unseligen Stunde zu reifen begann, kam, uns auf unserem ländlichen Zufluchtsort zu besuchen und fiel mit eben so großer Zärtlichkeit und Inbrunst über die kleine Agnes her, als Marie sie von sich entfernte. Es war mir so ungemein rührend, den alten Mann, der nur in uns noch lebte, dessen Stolz durch den Fall einer angebeteten Tochter in seinem tiefsten Marke zerbrochen war, am Bette der Leidenden sitzen zu sehen. Oft merkt' ich es ihm an, wie Zorn und Strenge gegen die unschuldige Schuldige in seinem ehrliebenden Herzen aufsprudeln wollten, aber gleich besann er sich wieder

und ward dann im Gegentheil in seiner Versöhnung so mild und so liebevoll gegen Marien, als er nie gewesen.

„Mich jammerte der beiden theuren Menschen. Sollte Marie wegen eines Augenblickes ihr ganzes Leben verlieren? daß sie nicht wieder von ihrem Trübsinn und der dumpf hinbrütenden, krankhaften Gemüthsstimmung zurückkommen würde, wenn sie nicht des Kindes mit einem Male los und ledig wäre, war vorauszusehen. Da faßte ich mir ein Herz. Die sogenannten Blüthentage hatte ich eigentlich schon halb hinter mir, große Ansprüche an's Leben und namentlich an die Liebe habe ich nie gemacht, ich dachte, Du willst die Mutter der Waise werden, daß Euch allen geholfen sei. Und wie eines Morgens die Schwester wiederum mit starren, thränenlosen Augen auf die Wiege sah, worin die arme Agnes schlummerte, trat ich still zu ihr und bat sie, sie möge mir ihr Kindlein schenken. Sie begriff nicht, und als ich mich genauer erklärt, widersetzte sie sich heftig. Aber ich ließ nicht ab mit Vorstellungen, wie mir das Kind ein rechter Fund sei für mein Dasein und wie es der Mutterliebe nach mir weit eher zugehöre als ihr, — da fiel die Schwester am Ende auf ihre Knie und sagte: Auguste, Du bist ein Engel, mein Engel bist Du! damit reichte sie mir das Kind und von Stund an wurde alles wieder ziemlich gut. Ich war die Mutter und galt für die

Mutter, Marie wurde wieder meine ledige Schwester. Wir begruben durch einen heiligen Eid alles Gedächtniß und jede Erwähnung des Vergangenen in tiefe, ewige Vergessenheit, zogen aus jener Gegend weit weg, hierher ins Jägerhäuschen, wo uns Niemand kennet, und wenn wir auch kein Glück und keine Wonne in seinen vier Wänden gefunden haben, so gaben sie uns doch Frieden und Ruhe, innere und äußere.

„Ach! oft ist mir freilich der Gedanke aufgestiegen, als sei meine rasche That für uns keine Gutthat gewesen. Nicht meinetwegen. Wahrlich nicht. Sondern nur, wenn ich sah, wie Marie nun an der lieblich heranblühenden Tochter ihre unwillkührliche Freude fand, sich allmählig zu ihr hingezogen fühlte und doch wieder die Ketten nicht zerreißen mochte, die sie von einander trennten. Ich habe es wohl gesehen, in welchem Zwiespalt das liebe Wesen fortwährend lag und wie alle die beunruhigenden Erscheinungen von ehedem wiederkamen, eine nach der anderen, Krankheit, Blässe, Reizbarkeit, Tiefsinn — das schnitt mir gewaltig in's Herz, ohne daß ich hier einen Weg finden konnte, zu retten und zu helfen.

„Da erschienen Sie, Raimund! und der Weg war gefunden. Ich bemerkte gleich, wie Eure beiden Herzen so eigentlich für einander geschaffen waren und auch gleich beim ersten Begegnen flammend auf einander zuflogen; heimlich schürt' ich auch wohl ein wenig

nach und webte zwischen Euch manchen zarten Faden, in dem Ihr Euch verschlingen solltet. Marie — Gott! ich lebte ja nur für sie und in ihr — fand in Ihnen die Einheit ihres gewaltsam zerrütteten Gemüthes und den jungfräulichen Frieden wieder. Sie aber bedurften des allmächtigen Zaubers ihrer Weiblichkeit, um ein aufgegebenes und ausgestorbenes Leben wieder finden, wieder lieben zu können. Ihr waret bestimmt für einander, nothwendig bestimmt, und ich glaubte mich berufen, weil ich liebend zwischen Euch stand, Euren Bund zu vermitteln und zu einem beseligenden Ende zu leiten. Mein Gespinnst glückte, der Schmetterling regte schon lebendig seine glänzenden Flügel, — wieder eine Stunde, und Alles war zerrissen!

„Raimund! ich schreibe Ihnen Alles, Alles, was hinter uns liegt, ach! und noch mehr als das muß ich verschweigen, weil es auf Marien keinen Bezug hat. Sie wissen nun, wie es mit der Schwester steht — entscheiden Sie! Daß ich Sie ja nicht besteche und beschwöre, unseres Glücks wegen, um ein Opfer von Ihrer Seite! Fragen Sie ihr Herz — Sie sind sicher, dann das Rechte zu finden. —“

Das war der Schluß von Augustens Brief an den Doktor. Derselbe hatte mit Empfindungen, die keine Worte erschöpfen, ihre Mittheilungen durchflogen. Wie berauscht oder betäubt ließ er das letzte Blatt neben sich auf's Sofa fallen und starrte gedankenlos vor sich hin.

„Zweifelsohne, verehrtester Herr und Vetter!“ so redete ihn plötzlich eine bescheidene und scheue Stimme halb flüsternd an, „zweifelsohne wird Ihnen nunmehr der ganze Stand der Dinge klar sein. Sie haben fast zwei Stunden geblättert, gelesen, gestöhnt, während ich, doch auch ein Eingeweihter und Verwandter in spe, hier neben Ihnen sitze und Ihre reichhaltige Büchersammlung zum dritten Mal durchzähle.“

„Ach! Sie sind's liebster Abel!“ entgegnete ihm Raimund und lehnte sich erschöpft an die Schulter des wohlmeinenden Mannes. Der aber ließ sich nicht irre machen und fuhr fort: „Demnach würde ich, als Mamsell Auguste (man kann sich kaum an das Mamsell gewöhnen) mir das ersehnte Jawort ertheilte, eigentlich eine Mamsell gekriegt haben, und Sie eine Madame.“ Der Doktor stampfte mit dem Fuß auf die Erde. „Allein sein Sie bei Gott versichert, daß von mir keine Seele was erfährt. Ich denke sogar das Kindlein bei mir zu behalten, weil es so überaus an meiner Liebsten hängt und diese wiederum an ihm, vorausgesetzt, daß Sie nichts einwenden wollen.“

„Genug, Abel!“ sagte Raimund und erhob sich langsam. „Wir gehen zusammen.“ „Ins Jägerhaus“? fragte der Vetter. „Muß doch danken; es ist schon zu spät, und ich bin erst letzte Nacht außer Haus geblieben. Man gewöhnt sich zu leicht an das unordentliche Wesen.“

Darauf empfahl er sich und Raimund ging allein die Straße gen Hohenhelm hinauf.

Es war schon tiefer Abend, als er am Jägerhaus angekommen. Leise schlich er durch den Garten und drückte sich an den Fensterladen, wodurch er oft, mittelst eines traulichen Astloches, die Stube im Erdgeschosse überschaut hatte. Wie unwillkührlich benutzte er auch heute das alte Sehwinkelchen und sandte seine brennenden Blicke in die vielbekannten, viellieben Räume hinein. Marie lag zu Bette; ihr Gesicht konnt' er nicht deutlich erkennen, weil es vom Lichtschirm beschattet war, er bemerkte nur, wie sie, matt in die Kissen zurückgelehnt, mit beiden Händen Agnesen festhielt, welche, sichtlich unbehaglich an dieser ungewohnten Stelle, auf der Bettdecke saß. Damian las vor und Auguste war im Zimmer nicht zu erblicken. Raimund vermuthete sie in der Küche, öffnete behutsam die Thür und eilte geräuschlos über die kleine Hausflur nach der Treppe, die auf drei schmalen Stufen zur Küche führte. Auguste stand richtig am Heerd, das milde Gesicht von der Flamme überstrahlt, und sah mit den blauen Augen tief in die Gluth hinein. Nach kurzem Besinnen trat Raimund heran und reichte ihr mit tonlosem „Guten Abend" die Rechte. Das Mädchen

blickte ihn lange an, indem sie ihn an beiden Händen festhielt.

„Ich frage nicht, was Sie bringen“ begann sie darauf, ihn loslassend. „Ihr Auge sagt es. Sie bringen Tod für uns, nicht Leben.“

„Für Dich, Auguste?“ entgegnete Raimund und umschlang sie mit dem linken Arm. „Für Dich bring' ich ein Herz voll der tiefsten, heiligsten Ehrfurcht. Ja, sie hatte Recht: Du bist ein Engel!“

„Aber für sie“ fuhr er nach kurzer Pause fort und trat einen Schritt zurück „für sie, deren Namen ich nicht nennen mag, bring' ich ein gebrochenes, ein zerschmettertes Herz zu dem ihrigen. Ein solcher Bund thut nicht wohl. Wir scheiden.“

„Ja“ flüsterte das Mädchen und nickte mit dem Kopf und die dicken Thränen fielen ihr auf den Heerd hernieder, „so mußt' es kommen. Marie weiß es längst. Aber ich habe es nicht glauben können.“

„Ich habe Deine Schwester lieb gehabt,“ sagte der Dichter „sehr lieb. Ich liebe sie noch und werde kein Weib wieder lieben, weil ich sie verliere. Aber zwischen uns steht etwas, was keine Liebe niederreißt, eine Täuschung, eine Lüge, die wie giftiger Mehlthau alle, alle Blüthen meines Lebens in einer Nachtstunde vernichtete.“

Auguste weinte laut. „Auguste“ fuhr jener fort — „Sie weinen und ich beneide Sie um Ihre Thränen,

für mich hab' ich keine, um Marien hab' ich schon geweint, jetzt bin ich fertig; mit Thränen der Freude und des Schmerzes, mit allem Schönen und Schweren des Lebens fertig. Ich geh' aus diesem Hause, wie ich es betreten, ein Bettler, aber ein Bettler, dem man ein großes Loos in falschen Wechseln zugeworfen hat, und der im Traume ein Krösus war. Ich vergebe — das Vergessen sei Eure Sache." Damit wandt' er sich zum Gehen; Auguste blieb still am Heerde.

Plötzlich öffnete sich die Stubenthür. Agnes sprang heraus, stürzte in die Küche und rief jubelnd aus: „Ja, die kranke Tante hat Recht. Sie sagt, der Onkel sei da und ich müsse ihn holen. Sie hat Dich gehört, Raimund! Nun komm nur, komm! die arme Tante!" Damian kam auch heraus, begrüßte den Doktor und bat ihn, Marien ein Lebewohl zu gönnen. „Sie wird sie nicht halten," fügte er bitter lächelnd hinzu „sie hat es gleich gesagt, daß Sie gehen müssen."

Raimund betrat die Stube noch einmal, von Damian und Augusten begleitet, von dem Kinde spielend zu dem Lager Mariens hingezerrt. Dort stand ein Schemel, auf dem er sich schweigend niederließ. „Siehst Du, Auguste?" sagte Marie ruhig zu der schluchzenden Schwester. „Gerade wie er an jenem Abend," und zum Dichter: „Du Freund meiner Seele, wir scheiden in Liebe. Für die Lüge an Dir bezahl' ich mit meinem Glücke, alte Schuld und neue

in einer Summe. Wir haben uns nichts mehr zu sagen und heben still miteinander auf, Tod gegen Tod. Du wirst nicht wieder lieben im Leben, nicht glücklich sein — zieh hin und trage, Du hast's gewollt. Warum liebtest Du mich?"

Der Dichter hielt sich nicht mehr. „Du hast Recht" sprach er zu Marien, stand auf und reichte ihr die Hand. „Nun ist's aus! Lebewohl wünschen wir einander nicht. Es wäre der Hohn eines Teufels, der aus dem Worte lachte. Aus, aus!"

Damit stürzt' er fort. Marie sank in ihre Kissen zurück und schloß die Augen, als die Thür hinter ihm zufiel. Ihre Schwester umklammerte krampfhaft den Vater, der dem Hinauseilenden schwer zugenickt hatte. „Vater" sprach sie und schwankte auf den Füßen „ist er fort?" Und als der bejahte, richtete sie sich tiefathmend auf. „Er hat nichts gemerkt" flüsterte sie. „Herr Gott, ich danke Dir, daß Du mir Kraft gegeben. Nun hilf Du ferner!"

Ob Gott geholfen hat, weiß ich nicht, die Menschen haben sich nie wiedergesehen.

Die Musen.

Aus den noch ungedruckten Denkschriften der stillen Akademie.

Von

Ch. E. v. Bentzel-Sternau.

Musa voluptates quas parturit inclyta vivunt
Et solidae duro stant adamante magis.

Eobanus Hessus.

Noch jetzt schwebt die Muse als eine der holdesten (anmuthig-geistreichsten) Gestalten der antiken Himmelswelt vor unsern entzauberten Augen — jetzt, wo ihr nur der Hauch der Intelligenzweihe geblieben, die Begeisterung des Glaubens aber längst verschwunden ist. Doch, Weihe trägt diesen Hauch immer noch mit stillen Fittichen durch die Räume des Lichts, zwischen dem Getöse wirkender Weltstaub-Potenzen nach dem köstlichen Heiligthum rein opfernder Muse, Sacrosanto farniente!

Wahrlich! Musse und Muse möchten auch sinn- und thatverwandt sein, wie sie laut verwandt sind. Das bekannte Deus otia fecit des klassischen Vaticiniums ist ein tief aus psychischem Perlengrund sprühendes Bekenntniß für die prästabilirte Harmonie der Assonanzschwestern!

Und kämen einmal auch alle jetzige Olympier um ihren Himmelsadel, das Urpatriziat über den Wolken (den Musen zuständig) nie könnt' es verloren gehn; es ist der Zeit vorbürtig und ebenbürtig dem Schicksal. Und wäre keine Seele auf Erden und über ihr, schliefe das Leben in der Riesenwiege des Universums, doch wären die Musen Götter — schlummernde Götter, aber Götter.

Dem Lichtquell nahe, Krone des Wissens und Blüthe des Schaffens, wohnen sie (Kränze an den Grenzen des Positiven und des Unermessenen) — auf dem Gipfel des heiligen Bergs, wo der Quell der Begeisterung strömt, das geflügelte Wunderroß den Heroen wiehert, und Apoll, das einzige männliche Wesen im holden Jungfrauenkreise, Gluth mit Zartheit vermählt und der Sinne um den Sinn des Reinsten vergessend, selbst jungfräulich gekleidet, die Begierde um die Keuschheit ablegt, und mit unbeflecktcr Hand die schuldlosesten Psychetöne aus Leier und Brust lockt.

Wie höchst uneigentlich nennt man somit Hochschulen Musensitze! — Stellt Euch, heitere Kinder des edeln Momus! die ernsten Professoren als verklärte Jungfrauen, und den ehrwürdigen Rektor-Magnifikus als Apoll im idealischen Frauenschmucke vor! Hochschulen sind die Werkstätten des Wissens für's Lernen; die hohe Göttin mit der (Licht-) Eule führt dort die Herrschaft. Es ist die ehrbare Ernsthaftigkeit in jenen Hallen der geprüften Mittheilung zu Hause; doch von den Grazien, diesen Schutzengeln der Musen, und daher unzertrennlich von ihnen, geht dort wenig die Rede, und ginge sie, was hilft dem Winter das Gespräch über Rosen?

Aber vollends der unglückliche Ausdruck Musensöhne! Wie verirrte sich solcher Sprachthersites in das Eden der Zartheit und Lieblichkeit? Gut gemeint war

die Erfindung; aber gute Meinung zeugt keine Heroen ohne die Liebeküsse des Genius, und als „Musensohn“ ins sprechende Dasein gerieth, scheint das Magisterium die redliche Matrone umarmt zu haben.

Ich rathe alle Ueberlästigen (ein rastlos ein-, schwer aber auswanderndes Barbarenvolk) und alle Thoren (diese von keinem Thorgeld in Zaume zu haltenden Spaziergänger in großer, mittlerer, kleiner und jeder Welt) nach den botanischen Musen zu weisen, deren es jedoch nur drei gibt, eine an sich schmeichelhafte Aehnlichkeit mit den Grazien. Die erste dieser drei Schwestern ist die paradisische Muse (musa paradis. Linnaei) im gemeinen Leben Paradiesfeige genannt — ein indisches Mädchen, eine Bajadere des Pflanzenreichs: halbmondlich geformt, schmücken sie eßbare Früchte, welche die quecksilberig alles nach unten ausbohrende Erklärungssucht für legitime Nachkommen jenes berühmten Apfels erklärt, der Vater Adams — Polignac wurde. Die andere botanische Muse führt den dem paradisischen an Stolz nichts nachgebenden Titel der Muse der Weisen (M. Sapient. Linn.) auch eine Indierin; noch aber hat uns niemand ihre etymologische Genealogie vom Ganges gebracht. Möglicherweise ist sie den ultra-sanskülottischen Gymnosofisten das, was die (schmackhafte) Heuschrecke der Wüste unserm Beispiels-Apostel war. Was aber widerfuhr dem dritten Schwesterchen? Krösus-Linné

nannte sie die Troglodítenmuse (M. Troglodit.) warum weiß man, ich wenigstens weiß es nicht; aber nicht unwissend dürfen wir mehr scheinen wollen über die Seltsamkeit unserer Voráltern (im wievielten Grade weiß ich auch nicht) die doch eigentlich nie eine besondere Vorliebe für den überdies ausländischen Artikel: Affen hatten. Demohnerachtet gaben die Ueberraschten? Getäuschten? eben spaßhaft Gelaunten (errathe wer da kann) der recht ehrbaren Musa Trogloditarum den Spott= Spitz= Ehren= oder Inspirazionsnamen Affenmuse! Affen und Trogloditen! und gar Muse und Affen! zumal da man noch nicht recht klar ist, wie es eigentlich mit den guten Trogloditen stand, sehr klar aber über die Affen und ihre merkwürdigen Fata. Gewiß ist indeß, daß die Trogloditen fast unter, wenigstens in der Erde wohnten, während die Affen sich in den Baumkronen wiegen. Vielleicht erklärt uns irgend ein willfähriger Jünger oder Meister der Affenmusenschaft (denn diese allerdings sonderbare Verbindung besteht so gewiß als die Burschenschaft nicht mehr) in der Folge die Sache. Man könnte bei Gelegenheit, und wäre eben Geld in der Kasse, eine Preisaufgabe der verehrlichen stillen Akademie aus solchem Punkt zwischen Himmel und Erde, wo so viele Pünktchen mit und ohne Komma schweben, lehrreich, lehrbegierig spitzen.

Von Pindus und Indus einschließlich der molukischen Inseln, (wo die Affenmuse beim Pfeffer zu Hause ist)

versuchen wir einige Schritte (mit den — unsern zukünftigen Eisenbahnen so sympathetischen — Siebenmeilenstiefeln der Einbildung) zurück nach der heimathlichen Erde und dem Versuch einer europäischen bis ins Alterthum und Ausland streifenden, doch vorzugsweise deutschen Musenmusterung! Welch' grenadierisches Potosiwort! Aber der Stab, der überall beinahe abgeschafft ist, hat, wie neueste odiose Exempel sehr gutmüthig beweisen, in der deutschen Kritik wo nicht einiges Bürgerrecht, doch noch Beisassen- und Zuschlagseigenschaft; daher kommt leicht eben so auffallend wie die Mensula des Feldmessers in dem Gebiet der Aesthetik, etwas Backenbart da zum Vorschein, wo man sich den blühenden Wangen ohne Stacheln, den himmlischen Mädchenrosen entgegenfreute. Den Versuch unter dem Duft der Granatenblüthen (die Grenadiere zur alten, mittleren oder jungen Garde verweisend) leise diese Rosen abzuzählen, scheint auf jeden Fall der Akademie nicht unangemessen, die Stille, nicht Lautlosigkeit ihr Element nennt.

Mit diesem andächtigen Netztupfer in den an allen literarischen Tempel- und Kapell-Thüren hangenden, wenn auch eben nicht immer prangenden Weihwasserkessel der Autorsgemeinörter tritt Redner in das Heiligthum.

„Zeigt uns den Zauber holder Antlitze! Der Gestalten Liebreiz!“ So wag' ich nicht Euch anzurufen, herrliche

Göttinnen! Von Göttern ausgestattet und geschmückt von den Grazien. Aber bitten darf ich, hier und da ein Strählchen Eures Aethers nach meinen Spiegelfiguren zu senden, daß etwas Prometheus-ichor in die Spielgebilde des Dilettanten überglühe, dem zwar manchmal an der Leber genagt wurde, doch die Reise nach dem Sonnefunken versagt blieb.

Wie sagst du, athmender Präsentirteller der Archäologie? Wie? — „Alte Muse!“ Es gibt keine alte Muse, weil Unsterbliche nur leben. — Sei so gütig, dir „Antike Muse“ anzugewöhnen, antike Kleider trugen Unsterbliche lange am liebsten, wenn sie uns in ewiger Jugend erschienen. Nun weiter, Hofmarschall mit der Larve in der Hand! und lasse uns deine Kratzfusgehilfen, die langweiligen aides-ceremonie — die Glossatoren daheim! Wir gehn gerne rasch, tief sehend und fühlend.

Aeschylus Muse! erhabene Königin der Szene! ach! Du grüßtest in Schwabens Paradisen die nachgeborne Schwester, die nun in Weimars Fürstenhalle schlummert! Alfieri's Adlergeist und Adlerwille riefen Dich, o herrliche Griechin, den italischen Fluren zurück. — Wie lieb ich Dich, Anakreonsbiene, hätten dich nur die poetischen Zuckerbäcker nicht zur Schildhalterin erwählt! — Woher du, andächtige Muse? Mir däucht, den Musen passe der Rosenkranz nur auf's Haupt, und zum frommen Gesang das mäch-

tige wiewohl ursprünglich heidnische Plektrum. Willst du mich zur Polonaise abholen, artige Muse? Liebe! Liebe! wärst du Lafontaines Mädchenkätzchen? Und da neben die? die amüsante Muse! O laß sie jenseits Rheines! ein deutscher Paß ist ihr gar nicht auszufertigen. — Die attische Muse! willkommen Göttin! dem innigen Herzen, dem gebeugten Knie! nur lass' uns keine Atellanen mehr als klassischen Sauerpfeffer auftischen, und erwecke uns lieber die furiengraziöse Schwester, die Aristofanesmuse — Sei mir! Arnimsmuse, doppelten Gesanges, doppelt gegrüßt! Du Janushauptige mit dem männlichen Jerusalemsangesichte und der innigen Bettinasmiene!

Ein Wort, Heroinen = Zeremonienmeister; (lange Namen gehören zu den Zeremonienschleppen) mir ist, als führtest du mich in das Alfabetappartement ein, in das endlos beengte Gemächerchaos im Innern jener Pyramide, von deren Höhe schon Jahrtausende vor dem hellenischen Gottsched Kadmus herabschauen auf uns noch immer buchstabirende Nachwelt. Du willst mich erbitten, merk' ich, und auf's tiefe Bitten verstehn sich die Groszeremonienmeister hoch! Das Alfabet, meinst du, sei ein so natürlicher Ideen = und auch Sachenpferch, daß einmal gewiß alle idyllischen Musen und vielleicht auch die pastores boni sich für dich verwenden würden — ohnehin die Conversazions = und Brockenmusen, dann die Calembourgs = und

Witzcondottieri-Musen, die alle schnell greifen und wenig begreifen wollen. Du siehst aber vor Eifer nicht, daß eben jetzt schon dir das C vor das B springt. Doch sei's um die Alfabetmuse, die Breimutter aller übrigen Genossinnen! Wir folgen ihr — Ich um so lieber, da ich hier gleich meine, mich als Deutschen beglaubigende Verwahrung einschalten kann, keine der verehrten Personal-Musen und Müslein absichtlich übersehen zu haben. Vergiß nur, Ayo meines Gedächtnisses, keine der Damen und gieb mir mir wenigstens am morgenden Morgen alsbald die Liste deiner Lückensünden, damit ich die Buße für dich leichter trage; doch auf Lückenbüßer rechne nicht, wir sind weder bei Hofe noch auf Kammerbänken.

Begeisternde Muse! in deine elektrischen Händchen befehl ich meinen Geist! Da schwebt lächelnd und nippend die Berengersmuse — sie trinkt Euch freundlich aus Rosenkelchen zu, die, wie die Rosen am Stiel, so die Stacheln im Stil tragen. Wie rauscht es! wie weint es, wie leuchtet und ach! wie dunkelt es! Hohe Odaliske! Brittannia Helena! o du Byronsfee, die Uranie jetzt, plötzlich Bajadere sein, im Sonnenstern jubeln, und zum Leuchtkäfer sinken kann! — Bittende Muse? das ist ein Fremdling, Zeremonist! ein Unding, wie der spinnende Herkules oder die blutige Tomiris. — Lag Wien an der Themse, o so gabst du uns einen Butler-Archilochus, Blumauersmuse. — Deine Stirnfalten, Boileausmuse, ach! daß sie des

Genius Wermuthtrank, die Laune der Selbstsucht, unwillkührlich anklagen, wenigstens verrathen! — Nicht weiter, breitschulterige Muse! Göttinachseln dürfen nur Flügel tragen — Ha! die Bürgersmuse! unübertroffen im Volksgesang! Warum war deine Blumenlust so leichtsinnig? Warum so trübsinnig die deine, Muse des Pariahdichters Michel-Beer! zu frühe dem zu leicht gebrochenen Herzen nachschlummernd! — Weg mit dir, buhlerische Muse, die Silberdienern schön zu thun weiß, um wenigstens ein Dachzimmerchen im Gastpalast zur goldenen Krone zu erhaschen! Auch die Ballmuse halten wir nicht für pindusapartementsmäßig; sie erinnert zu lebhaft an Hetäre Fortuna mit dem entweihten Schleier auf rollendem Balle.

Fast ein Engel Calderonsmuse, indeß keiner wie sie die Spur des Paradiesapfels Euch nachweist: eine poetische Magdalena, mit dem süßen Kampf der Lockung und Buße auf Wangen und Lippen und in den Augen; die würdige Tochter des spät erst Chorherr gewordenen Weltmanns. — Chaotische Muse! sie sucht die gesammte Natur aus und nach, und möchte noch eine oder noch ein Paar Naturen im Rückhalt haben; ihrem Pegasus webt sie Schabraken aus Morgenroth und Altweibersommer; ihre Dichter läßt sie auf Asbest schreiben, nicht bedenkend, daß die Glut nur das Papier verschont und die Schrift verzehrt. Reiche Szenerie beschwörst du herauf, Chateaubriands-

muse, auch einst Blondels Muse, aber Blondel sang nur ein Lied, und seines Richards Fesseln sanken; hast Du deinen Schwanengesang aus Miltons Busen reuig oder ringend geschöpft? — Charitable Muse! Der Charité heimgefallen! Helikon kennt den Bettelbrief nicht. Wer, Claudiusmuse! Deines Rheinweinpäans vergessen könnte, dem sende die treffliche Wandsbecker den psychischen Absagebrief. Leider pilgert eine chronologische Muse hinter den Coulissen der poetischen Allbühne — sie weiß die Mäzenaten synchronistisch zu ordnen, und ihr Klingelbeutel hängt über der Stirne des kastalischen Rosses, wie ein modernes Einflechtzeug. — Herrliche Gestalt! Schöpferin. Cids, Rodogüne's und Cinnas! Corneillesmuse! mit Feuerschrift stehen Deine Orakel in ewigen Felsen! — Wessen Zeichen aber trägst Du Müs'chen! nicht vom Parnaß aber aus dem Ridiküle schwebend, das Dein Schatten wird?— Ich lege die Hand an die leuchtende Stirne! Cervantesmuse! über deiner Zeit, doch innig mit der Welt, und sie mächtig ergreifend, du vermachtest ihr großmüthig geistige Ambrosia aus dem Ugolinosthurm, dem sie dich preisgab. —

Wie luzianisch lächelt Casti'smuse! als ahne sie, wieviel taube Animali ihren parlanti zuhören. — Verschwinde nicht so hastig, Collinsmuse! Dein Regulus fand an uns keine Karthager!

Derbe Musen wieviele! Hofmarschall! nimm deines Amtes wahr, die Hoheit den Leuten zu zeigen. Wie Hamlet gegen seine Mutter Dolche nur sprechen nicht brauchen will, so dürfen Knittel nur skandirt, doch nicht aufgehämmert werden. — Gute Alte, bist Du nicht Deshoulièresmuse? Hast du dein allzunachhaltiges Einschläfern nun büßend abgeschlummert? — Diderotsmuse! geistreiche Zweiflerin, ich gebe Dir den Arm! laß uns nach den Salons wandern, die Du so herrlich mit der Geniusfeder nachmaltest! Die Karfunkel-Katakombe Deiner Enzyklopädie besuch ich am liebsten allein. Da seh' ich die drastische Muse! eine zu seltne Erscheinung in der zerstreuten Welt! Die dreiste, ihre anspruchvolle angebliche Doppelgängerin, poltert dagegen nur zu häufig umher! — Ruhe sanft, freundliche süße Hugo-Dalbergsmuse! Der Orphea ins berührte Saitenspiel Lust und Klage für gerührte Herzen sang! — Sei fruchtbar, aber mehre dich nicht zu sehr, Dullersmuse! den blühenden Kranz hat Dein Haupt noch lange zu tragen, bis er welken darf. — Du feiertest beinahe, dramatische Muse, — doch scheinen jetzt Fürstenhüte, Ifflands Bahn nicht verschmähend, sie glücklich zu betreten, und im Osten blüht Dir frohes Morgenroth von neuem.

Bist Du, erotische Muse! aus Deinen köstlichen Hainen nicht ein wenig zu weit von Freund Heine zu dem lyrischen Freund Hein gerathen? Wahre Dich

vor den Todtentänzen, die nur die Hohlbeine nicht hohl gestalten! Eine entschlossene Muse wäre uns oft sehr wohlthätig, sie darf darum aber nicht die Marseillaise im Thronzimmer anstimmen wollen. Entsetzte Musen giebt es im antik-erhabenen Stile kaum mehr, doch abzusetzende ziemlich genug; und der übersetzenden vollends so viele, daß man sie — wenn auch zu ersetzen unmöglich — doch gerne hinter die Bibliothekthüren versetzt. Euripidesmuse? es ist kein Dalberg da für den tragischen Ritterschlag! aber Einsiedelsmuse begabte uns mit dem klassischen Lustspiel der Vorwelt, auf Abschlag eines teutschen Zwillings für die Mitwelt!

Liebt Ihr, Freunde! nicht auch die feuersprühende Muse, wärmer, als die nur feuerfangende? die feuerfeste aber in den Tagen der Löschmisere am wärmsten? Plaudert nicht von den filanthropischen! die ächte wird nur angebetet und ist ja die lang gesuchte zehente. Französische Muse! gerne singend, noch lieber siegend! pirouettirend trotz Kothurn, trotz der ode sacrée küssend! episch faselnd, und fabelnd im Reich der That. Aber Göttin mit all dem! Die Göttin mit dem Pfauenaugen-Argus als Stallmeister! Göttin in der Guinguette und der Tempelhalle! am liebsten Zauberin mit dem Wunderstab und Salomosiegel der Fantasie und Fantasterei, des innig verschmolzenen Schwesterpaars. — Hofmarschall-Tory! warum sehen

wir die englische Muse nicht? den Engel mit der Dämonstoilette! den Geist, der das Gespenst herzt? die Psyche mit der Lampe über dem wachgesengten Amor lauschend?! Hofmarschall! vergiß uns die Nationalmuse nicht, willst Du beim Blechmusikjubel des Musterungsschlusses nicht statt des großen Bandes des glücklich beglückenden, poetischen Schäfer-, Schläfer- und Endymionsordens nur sein kurzes Knopflochendchen erhalten!

Musen-F.! ich kann von dir nicht scheiden ohne dem Feuergeist, der einen Werther sang und als Werther starb, einen Hauch voll Worte zu senden! Dir sei die Erde leicht, Foscolo! Foscolosmuse, dir bleibe die Erde lieb!

Gellertsmatrone! ehrwürdige Ahnfrau mit dem altdeutschen weißen Häubchen! Geßnersmuse! freundliche Sängerin der Hirten im Feiersaal der Idyllen-Natur! Gleimsmuse! im Stillen unvergessen! Und du! Gottersmuse, treugeschmackvolle Pflegerin unserer Musenjugend! Hast du dich nicht bei Novellen-Kindbetten ermüdet, gähnende Muse? Glorreiche, sei eingedenk! daß Ruhm erschallt, Thaler nur klingen! Seh' ich nicht die gastronomische Muse sich dort unter Buffeten verlieren? Himmlisches Hausrecht, Schmeckerin! jetzt durch die Küchenschürze verloren. Aber — Staunen! Gnädige Muse! statt der Grazie Gnade! War Jemand zu erschießen?

Eine hohe Gestalt schreitet heran! Olympierin! Göthemuse! Ehrerbietig grüßen Dich die Geschlechter des Dichterreichs, Du Fünferin aus dem Sternkranz Göthe-Herder-Lessing-Schiller-Wieland! O verscheucht die Gebückte hinter der Klassischen, die Zofengestalt mit der Jupiter-Ammonsbüste, und auch die grinzende des Apollo'sschusters!

Vier Gestalten erblick' ich vom herrlichen Donaugestade, gern gegrüßte Grillparzers, Anastasius-Grün's, Zedlitz's, Halms-Musen! Antikreich die Sängerin Safo's und der Argonauten! freundlich nah die Frühlerche des Spaziergängers und begeisternd innig die Bardin des letzten Ritters! unvergeßlich die Geisternachtwache, das Zaubergemälde aus der Welt des Wirklichkeit-Zaubers! weissagend die Töne um und von Griseldis! —

Grabbesmuse! Shakspeare, zum andermal geboren, wäre nochmal eben nochmal original Shakspeare! Daß der große Britte dir Stern, nicht Irrlicht geworden, fehlwandernde Camöne! Dein geistreicher Nero, Gutzkowsmuse, zeigt nach einem möglichen Britanikus, der die Geschichte umkehrend, jenen überlebt! Vergiß nicht, lebendiger Geist! daß man selbst den Voltairen die „Pucelles" nicht vergißt, uud Arouet nicht unvergeßlich wäre, war die Mishandlung der Heroine sein einzig Werk.

Manches liebliche Röschen erwuchs am Musenhagedorn; Hallersmuse leuchtete uns vom Montblanc, im Sonnenpurpur! Sommerstunden gehören selten der Ewigkeit; aber Heinesmuse behauptet sich als niedlichstes Nympfchen im Palaisroyal der Natur, der unsterblich bleibt bis zum Einfallen. Hippelsmuse! Du sangst nicht, aber Du führtest lange vor Paganini seinen Bogen.

Dante's Beatrice für die Menschheit, o Herdersmuse! betritt wandellos die Erde als dein Reich! Kein Zeitalter — du maßest sie alle — mißt dein Wirken. Himmlische Pförtnerin! Chironia der Psyche! — Aber du, lyrische Farisäerin! Stoa singend zum Imperators-Epikurschmaus! Brutuskolofonium um Roma's Triumvirsketten sprühend — Horazmuse! verschwinde Du wie die Echo! Dein Lied nur bleibe bei uns!

Mit Höltismuse weinend, weinen wir um Hölderlinsmuse. Muse Hugo's, der noch nicht Viktor! Hole Dir Euridize bei den Schatten, doch ihre Schrecken laß der Hölle! Haushältische Muse wird nie Geniusfeste geben, doch hübsche bürgerliche Essen, wo sogar Champagner getrunken wird aus Liqueurgläsern. Der heimlichen Muse Paris würde eine Ilias, wo nicht verdienen, doch dichten. Welches Getös' um die heroische Muse, welche Einöde um die hungernde! Dichter! Dichter! küßt das Aetherpantöffelchen der Ersten mit Entzücken! Der Begeisterung Sklave

ist Doppelherr auf Erden! Dichter! Dichter! verfielt Ihr der andern, so ehrt sie und Euch, indem Ihr den Mantel des trefflichen Attikus um Euren sinkenden Leib faltet, und nicht vergeßt, daß nicht das Getöse den Helden, der Held aber das Getöse weckt und—entbehrt.

Der Hofmarschall denkt an sein Großkreuz! Zwei Nazionalmusen führt er uns auf: Holland's und der wieder geborenen Hellas.—Deutschlands übersetzende — (Gott gebe! immer Ehren-) Legion, warum giebst Du uns nicht alle Schätze der nicht blos an Millionen reichen Nachbarin!—Jugendliche Hellas! Deine April-Nachtigalltöne verheißen klangreiche Junitage!

Wohlbehalten tritt unser Cicerone der herrlichen Italiasmuse vor! Da strahlt uns die Magierin mit ihren Säkularjuwelen, und mit den Kleinoden des nicht verarmten Tags zugleich an. Heroen tragen ihr die Schleppe. — Ihr, die allein in den beiden Welt-Zeitaltern der Doppel-Europa apotheosirt ruhmschwelgen darf! Heilige Muse der Viel- wie der Eingötterei! Dich schuf der ewige Gott, stets neu den Gott in unserer Brust zu wecken. Te salutant nascituri — Imperatrix!

Unser Roszius! Gute Ifflandsmuse! sie schmähten Dich, wie Kinder den Kuchen, weil sie die Torteninvasion vor Augen zu sehen glaubten. — Warum suchen Dich meine Blicke vergeblich, Göttin des Poesie-Attila, Juvenalsmuse? Reiften nicht Deine Aernten?

Frankreich verhieß der Aera einen Schirlings=Kalchas in dem zugleich ab= und untergegangenen Barthelemy vergeblich. In Dir, Immermannsmuse! bewundere ich wo nicht die Homeride, doch die rastlose Erneuerin von Troja's Belagerung.

Regenbogen=Allmacht! schwebend über der Erde und zugleich ausbeutend ihr Inneres und ihre Umgebung! Walterin mit Wirklichkeit und Traumfülle! Jean=Paulina! Muse=Fee! Titania! du Blumenfürstin und Oberon, der Pokalkönig zugleich! o du Festgeberin für Lukulle! Nektarberauscherin des Zeus! — Ach! daß die Göttertafel frei vom Küchenzettel wäre!

Innige Muse! Zibele des Lieds! Unübertreffliche! Wonne und Qual der Atis! — Irdische Muse! hast du nur vom Himmel das Herz, wer mag dann die Göttin läugnen? — Du aber, jubelnde Muse, bist uns heilig und heiligend willkommen, hast du außer den Pindarsfüßen, dem Paradisvogel gleich, sonst keine. — Ob Anakreon, Boufflers und Genossen die jugendliche Muse jenseits wieder begrüßten? Vater Wieland verlor sich hienieden nicht von ihr — Göthe blickte behäbig nach ihr aus Bettinas's Trikolorveilchen=Fülle. — Herder und Schiller, mit dem frühen, zu bald für die Erde befriedigten Durst nach Oben in der wunden Wunderbrust, fanden sicher die Mutter=Schwester unter den Sternen wieder.

Muse und Kapital! Kapitalmuse! Musenkapital! läßt du dich auf Sensarie ein, Foebus-Apoll? — doch schreiben Dichter, Genannte, um Rittergüter! doch werden als Dichter beurkundete die Mäkler des Dunkels! Auch Aetherverse könnten solche Makel nicht löschen, jene Marktbegeisterung nicht hehlen! Die reinste Mannestreu', heischt sie die Weibertreue vom Helikon! — Klingersmuse! mächtige Verhüllte im Vaterland! erobertest du den Versbau, so hatte Deutschland seinen Milton! Du aber, o Klopstockmuse! gewährtest ihm seinen Mäoniden. — Keine kniende Muse! nur vor dem Himmel darfst du dich beugen, nur vor dir knien zu lassen, ist dir erlaubt. Kranke Muse? der Helikon ist kein Klinikum. — —

Ha! die Aristofanesknappin Kotzebuesmuse! Aber wo sind die Genossen, die dem Heiligthum näher kamen? Du sankst nur tiefer als zum Blumenmädchen, darum wurdest du das Stümpermährchen! Kindliche Muse! ein Engel! Kindische Muse! Puppe vom Jahrmarkt! Zwei Rosen des Andenkens Dir, zweifache Kleistmuse! gefallen dem Vaterland die ältere, die jüngere dem Mutterland des Dichters, der Leidenschaft. — Königsmuse von Sanssouci, Du adeltest die Flöte wie Pallas; und sah unser Jahrhundert keine Kaisermuse, so lag die Schuld an dem Geiste, der lieber für Homere that, als die That mit ihnen besang.

Ein Wort stiller Feier der Knebels-Lukrezmuse, die ihre Atlantis kolumbisch mit der Kraft eines Daseins bezahlte! Der gute Geist grüße dich, lachende Muse! Oft bewirktest du, was der ernstesten deiner Schwestern mißlang; sogar das kichernde Schwesterchen war nicht selten glücklicher, als das abhandelnde. — Lessingsmuse! vielseitig bescheidene! genial züchtige! züchtigend schaffende! Wie verschieden Ihr! Lafontainische Namens-, nicht Blutschwestern! Aesopisch schlicht und Boccazisch durchtrieben, die Ausländerin! sentimental naivelnd und marmontelisch halbpikant die deutsche Romanen-Bienenmutter. Und du, lüsterne, listige Muse, von Crebillon und Louvet entweihend geweiht, wie natürlich folgst du solchem Paare! wie natürlich folgen dir La Clos und seiner Schule falsche, doch glänzende Liedlerinnen. Aber feierlich theilt Lamartinesmuse Andacht wie Trauer mit der Kirche, wie St. Martin mit dem Armen den Mantel theilte, und mit Chateaubriand den Orient, den beide persönlich besuchten. Leise schwebt die Lenausmuse unter elegische Klage und romantisches Epos getheilt, zwischen Büschen und dem, von dem Patriarchen an der Ilm bereits in Besitz genommenen, aber vor diesem Besitz schon, wie Palästina, vielherrischen Faustusfelsen. — Was schlüpft hier vorüber, wie die Lacerte durchs Gras? Du bist es, lebenslustige Muse!? Für dich, reich in Stimmung, Stoff und Genius, wie

Genußkraft, nur ein warnendes Flüstern: gedenke der Gefahr, den Ehrensold über die Ehre zu stellen!

Majestätische Muse! darfst du weniger sein, als innig erhaben? deine Krönung ist jene unsichtbare, die nicht den irdischen Purpur, sondern den Widerschein des himmlischen mittheilt, und jede würdige Mitmuse ist der zweifachen Diademinhaberin wenigstens eine einfache Liebden, und mehr! eine Liebe. Daher ist's auch gleichgültig, wo sich dein erster Herzschlag hob; denn die Muse beginnt in der Mansarde am fröhlichsten, wenn sie nicht auf dem Rasen am Bach erwachen kann.

Maulende Musen sind noch fataler, als maulschellirende Kritiker; denn das gediegene Gold denkt man sich rein, während man wohl weiß, daß Meister Goldschmidt hämmert und sudelt. Verwandelt das eben genannte halbgestreckte l in das ganz ausgedehnte ſ und Ihr habt mausende Musen, und mausige, eigentlich sich mausig machende Kunstrichter; jene aufgeblasen, diese ohne Kunst richtend, wie mehr andere Richter, sogar durch drei Instanzen. Mausen heißt m bunten Reich der Verse noch gute Beute dann, wenn Ihr zierlich erborgt, um noch zierlicher umzuprägen, und Prosa in gebundner Rede, diese in Prosa übersiedelt, bleibt beides nur Poesie; das Bachsilber wird Eis und das Eis wieder hüpfende Welle: bei diesem Transvasions-Wunderbrunnen findet Ihr gute, oft

vornehme Gesellschaft, wie im Münchner Bocksbierkeller. Soviel aber die mausigen Kritiker betrifft, so sind sie, wie schon die Namensfigur gibt, nicht sowohl Riesen, als Zwerge aus dem Riesengebirge, die sich mitunter für Vettern des berühmten Rübezahl ausgeben, um seine Sturm- und Drangkunststücke an Groß und Klein ungestraft nachzupfuschen — literarische Highwaymen mit ungeladenen Pistolen und gräßlichen Fratzen, die Taschen leeren, in welchen alles ist, nur kein Muth.

Dich erblick' ich, Miltonsmuse! du erfüllst meine Seele, die Zwittergestalten verscheuchend, du große! die den Weg zum Strahlengipfel durch die Offenbarung nahm, wie die Shakspeareschwester den ihrigen durch die Natur. Reiche Göttin! reich wie die poetische Hamadriade der Hamlet- und Learseichen! du, in zwei Welten nicht nur, in vieren zu Hause! Römerin wie Sängerin! Egeria wie Klio! Geselle dir, herrliche, tragische Heroin, die Montismuse, und wieder die episch-romantische Priesterin Apoll's, Manzonismuse!

Müllnersmuse! unfreundlich war dir oft der heimathliche Boden, doch du warst es seinen Bewohnern! Der Muse Waffen sind nicht aus der gemeinen Welt, und du mußtest des Schreibzeugs des Advokaten vergessen, als du den Griffel in den kastalischen Quell tauchtest. Weit erheben sich deine poetischen Leistungen über viele viel gepries'nere! Das Bedeutendste aus ihrer Mitte wird bei den Goldkörnern späterer Sichtung

ruhen. Sei gegrüßt, Wilhelm Müllers Muse, du Atalante des frohen Gesanges, zu früh gesunk'ne! wie Hauffsmuse, die glückliche und fantasiefrohe Erzählerin; wie Hoffmannsmuse, die Krösus an Fantasie, der nur der warnende Solon mangelte. Ich bitte Euch, zu bemerken, Hofmarschall! daß ich hier ein Paar Eurer Präsentirlücken nachträglich gutmache, wie der Pater die Vergeßlichkeit des Beichtsünders. Ein dritter Justizmord noch sei geschwind Euch vergütet. — Ha! Hofmarschall! die Etikette hat ihre Justiz und folglich ihre Schlachtopfer! Haugsmuse! treffliche Pfeilschnitzerin und Schützin! unter der Asche ihrer zerfallenen Spitzen blitzt eine gute Zahl der besten, die es je gab, unverwüstlich! — Mundtsmuse, dich grüßt noch ein Wort! gedenke, Willkommene! daß Musenlippen sich nur grazienhaft öffnen, leicht, wie der Blumenkelch und ungeziert wie er, der reich geschmückte.

Schon zieht mich der Zeremonienmeister nach dem N, und siehe! plötzlich steht mit reicher Palette und kunstreichem Pinsel noch die Landschaftsmalerin vor mir, Matthissonsmuse.

Näschige Muse! Bist du nicht unter den närrischen Musen eine zahlreiche Gemeinde, die plagend geplagte Pseudogöttin des Plagiums? dein Schwesterchen, die naseweise Muse läßt sich von den jungen Herrn zum Dreher abholen und behauptet Kamöne zu sein, während sie ein wenig Kameel ist. Pfui der

neidigen Muse! eifersüchtig darf die Muse sein, aber nur wie edle Liebe, übertrefflich übertreffend. Wir kennen Euch, nomadische Musen, und wohl wandert die Muse, kann sie nicht Nachtigall sein, am Bach; Fittiche hat sie, und die ächte mag nie zwitschern lernen, flöge sie auch mit den Schwalben.

Wie ergeht es dir, odenschwangere Muse? Entbinder Rammler ist todt, ein Paar lebender Operateurs tödtet, der Genius hat sich, da er nie im Staube gedeiht, aus dem Staube gemacht; die Fehlkindbetten in den fünf bis sechs Viertagszeiten-Blättern sind unfehlbar, wie offenbar. Trinke, Odenmuse! die Sonnenstrahlenkur und bete das Horazbrevier. — Du, die nie fehlen wird, wenn Feldherren sich in Imperatoren verwandeln, Ovidsmuse! du predigtest Süßigkeit im Honigzeitalter der Waffen, und wurdest nach dem augusteischen Siberien verschickt, als hättest du Moral gesungen. Arme Begeisterungsgöttin des noch ärmern Naso, der eine allerhöchste Nase erhielt, weil er die poetische an die unrechte Stelle gesteckt. Die mit dem brittischen Bürgerrecht beschenkte Oldhofmuse vom köstlichen Rhein, dessen Silberfluth nur als grandiose Wasserflasche neben seinen noch köstlichern Weinhügeln glänzt. — Die unerschöpfliche Oldhofmuse ist im Besitze, die eigentlichste deutsche Literaturzeitung für England herauszugeben. — O wie viel seltner ist die ordnende als die ordentliche Muse; letztere taugt

nur zu Hochzeit-, Leichen- und Jubelkarmen; jene aber greift mit Meisterhand in das Geniuschaos, und schafft Kolosse von reizender Konfusion umgruppt! Sterne für Polarnächte! Augenblickskinder für Jahrhunderte! Eviva!

Pindarsmuse! Phönix noch in der Sonne! Dir müssen wir, wie dem englischen Rasen, die Engelserde deines Gedeihens erst kommen lassen, ehe wir's mit deiner Verpflanzung versuchen. Mit der Metrums- und der Pathosmuse allein ist wenig gethan: erwiesen gehören sie ins Kalkantenregister. Von der parthischen Muse wußten wir etwas weniger noch, als von der portugiesischen d. h. Nichts — bis sie Börne zum Vorschein brachte, hinter sich auf dem segelnden Hippogrif. Die patriotische Muse darf allerdings ihre Haare nur über die Koncepte ihrer Supliken wickeln, seit Kalligrafie eine so thätige Gehülfin an der Lithografie, und diese die Flügel der Stenografie fand, welche alle Ständesäle mit der Eisenbahn des Gedankens zur Druckerpresse versieht. —

Patentisirte Musen sind durch die Lorbeerkranz-Buchdruckerstöcke (diese Ehrenlegionskreuze ohne Band für erröthende Wangen der überraschten Bescheidenheit) im Morgen-Literaturblatt hindurch zu schauen. Pfefelsmuse! blind wie die Liebe führst du Fädrus aus der Ebene zum freundlichen Sonnenhügel. Viel zu frühe senktest du, Platensmuse, das Saitenspiel!

Unsern Pope warst du uns schuldig; welche Aussicht lag vor ihm und uns!

Die Quellenmuse dürstet in diesen neuesten, wasserreichen Zeiten nicht selten, doch seltsam; trägt vielleicht die unsägliche Menge des Champagners aus Neckarnektar zu diesem Fänomen bei? Aber die querpfeiffige gedeiht an den vom Publikum unterhaltenen Unterhaltungsblättern für's Publikum, wie die Seidenraupe auf dem Maulbeerbaume. Von den quäkenden wird Euch die Kehrseite der Opernwelt Nachricht geben, und von der querlenden der Romane und Romanesken Schaum und Abschaum. Die quisselige Muse flüstert zuweilen aus den Felshöhlen an der Wisper her, oder geht zu den Franziskanern beichten, und bis eine teutsche Quersakmuse mit einer Esmeralda wiederkommt, läuft wahrscheinlich noch mancher Ballen bedruckten Papiers die Krebs-Seufzerallee auf und ab.

Rabenersmuse! du fehlst uns oft; so bescheiden dein Gefieder war, du freundlicher Finkensylfe, doch konntest du krächzen wie ein Rabe. Eine Satire mit Sammethandschuhen gleicht dem Lächeln ohne Zähne. Gott bewahre jede deutsche Muse vor der Huld, die der deinigen widerfuhr, köstlicher Racine! schnürte nicht Madonna-Maintenon sie hocheigenhändigst für Saint-Cyr ein? Ramlersmuse, horazische Diana! wie manchen Aktäon schicktest du lorbeerlos gekrönt aus

dem Flaccushain zurück! Fata Morgana vom Genfsee, Rousseaumuse! wie schwebst du strahlend zwischen der Erde, die dich verdammte, und dem Himmel, den du verschmähtest — doch von ihm träumend und der Erde singend! Gibt es eine rächende Muse? die Nemesismiene steht der göttlichen herrlich, nur falle ihr Priester, der Dichter nicht wie Barthelemy, der verunglückte Levit, über den Brodkorb und in ihn! Redselige Muse! ach! daß du nicht auf Zuhörer-Unseligkeit dotirt wärest! Ritterliche Muse! edel vertreten durch zwei deutsche Ritter westfränkischen Ursprungs — Schlemihl und Undine blühen unverwelklich auf den geprüften Schilden. Rüstige Musen zählen wir übrigens leider! weniger als rostige, und reisende sind Mode geworden, seit sich die reißenden Thiere der Kritik auf wenig Höhlen konzentrirten, und der Dichter der ersten Reiselieder (der glücklich-beneidete Entdecker eines neuen Genre) seinen Paß zerriß, weil sein Werk ihm Passe-partout wurde. Annona Raupachsmuse! fruchtbar gleich jener Gräfin des Mährchens, die soviel Kinder als Tage im Jahre geboren! Du aber bist kein Kind des Mährchens, sondern wohl vertraut mit Realität! Lyrisch-didaktischer Granatapfel, Rückertsmuse! in Europa's Welt den Sinn, im reichen Osten die Form pflückend! Stehe für uns Deutsche auf, o Rabelaismuse! Milton des Humors! Sende uns wenigstens, steht er gleich nicht

unter deinem R., den deutschen Fichard zum Babelthurm-Magazin deutscher Thorheit zurück.

Sofoklesmuse! erwache mit Hellas! bei Missolunghi's Heroenblut sei beschworen! Du hoch Tragische! Darstellerin des ewigen Schicksals! tief aus der Fülle der erhabenen Wahrheit greifend, und schwer begriffen, wie immer das Höchste! Deine geistige Enkelin, unsere Schillersmuse gab uns eine Welt von Schöpfungen; drei Götterkinder in Helikons erhabener Wildniß; im zugeschnittenern Park, dann edle Herren und Infanten; alle Pathen des Sonnen-Geniusstrahls. Und vor dem dritten S. beug' ich meine Knie — vor dir, meine Vergötterte! Shakspearesmuse! Vor dir! der Göttlichen innen, der Himmlischen außen! Von Angesicht zu Angesicht beseligend, der Menge gegenüber segenspendend! Du Tochter Gottes im Riesensinne!

Ich wende mich zu Dir, geniales Paar — Swift- und Sternemuse! Sofoklea der Ironie des Humors Anakreona! — Und erblick' ich nicht noch ein Paar Arm in Arm! Sinn an Sinn! Wagniß um Wagniß! Sapfo und Delfine-Corinna-Stael! erlaucht Beide! mag schon von beiden gelten, was eine geistreiche Landsmännin von der letzten sagte. („ses livres portent culotte.") Skandinavische Muse! welch reiches Kleeblatt! und wie viele seiner Schätze sind uns noch verborgen! Warum lernt der Sprachbiber, der Teutsche, diese nächste herrliche Verwandte

seines Idioms so wenig kennen! Warum verschmäht er die ihm doppelt und dreifach leicht zugänglichen Reichthümer dreier trefflicher Völkerschwestern! Schefersmuse! gib mir Folianten von Novellen aber kein Brevier mehr! Steffensmuse! erzähle mir reichhaltig lieb, doch filosofire mir nicht. Spindlersmuse! warum konnte dich keine Dalbergsspende mehr edel von dem teutschen Sisyfusstein des Vielschreibens lösen! Auch die auch für die Sterne gebor'ne Schillingsmuse ging unter solcher Last zu Grabe.

Ich liebe dich, stolze Muse! ich liebe dich, der Stolz ist die Zytherea des Karakters! So lieb' ich dich spanische Muse! Sängerin für die eigene Stille! des glühend abgeschlossenen Herzens Vertraute! du poetische Egeria eines gott-ausgestatteten, von Jahrhunderten mißhandelten Volkes, dem nur sein Numa gebricht, dem er nicht ausbleibt! Spröde Muse! du weckst die Sprosser des Parnasses! du aber, stumme Muse! machst uns wenigstens nicht bereuen, daß wir nicht taub sind. Es gibt auch eine sanfte Muse, vor der Ihr Euch hüten sollt, ist Begeisterung Euch lieber, als ein Waschbecken von Thränenwasser, — es gibt eine seufzende Muse, die von Haus aus hektisch wird, seufzen müssen Musen wie Menschen, doch nicht immer, — — es gibt eine sichelnde, die wie Ruth von der Barmherzigkeit der Boas lebt, und zuweilen von ihnen geheirathet wird — — eine schwärmende, die mit der schwär-

merischen nicht im Bund, aber im Kontrast der Schwesterlichkeit steht — O es gibt der Musen noch viele! Eine Sopranmuse, die Regentin der rasenden wie der ergebenen Atis — eine Stundenmuse, die Silben statt Minuten zählt und beide ohne Gäste verzehrt — eine Stereotypmuse, die allen Anbetern dasselbe Gesicht und keinem das Herz zeigt, das sie nicht hat; — eine Suppenmuse, die um große Terrinen kleiner Mäzene buhlt — eine Spitzenmuse, die so fein klöppelt, daß es nicht hält, und eine Spitzmuse, die genau so lange klafft, daß ihr plötzliches Wedeln angenehm überrascht. — Endlich habt Ihr begegnet oder könntet begegnen der Serenadenmuse, singendes Johanniswürmchen! — Der Sylfenmuse, dem deutschen Ohr zu leicht! Der Souterrainsmuse, die mit den geizigen Maulwürfen nach Gold gräbt — ja! der Satansmuse, die Laokoons Schlangendrachen mit Lobliedern feiert!

Theokritsmuse! unser Zeitalter liebt nur noch Wollenmärkte und Seufzeralleen! Laß dich von Apoll mit vollem Gehalt quieszíren, gute Alte! Wie geistreich hast du, Amathonte Thümmelsmuse! diesem Zeitalter die Hippokrene gewürzt! Tyrtäusmuse! dir opferte Körner, wie dem vaterländischen Mars sich selbst. Tiecks- und Tiedgesmuse! Zwei Schwestern, mit Preiskränzen geschmückt und noch Blätter pflückend am Lebensbaum, der ihre gelungensten Blätter be-

schatten wird. Trübselige Muse! ach daß sie nicht müde wird, das Honorar der Langweile von der Mittelmäßigkeit einzuziehen! Zwischen chinesischen Blättern und europäischem Wasser nimmt die Theemuse Täßchen für Ideen und Butterbemmen für Geniuskrumen. Tragische Muse! wem sparst du deine Herzküsse auf, mit deinem Mundküßchen freigebig arm?

So manches Troja-Exemplar ging ganz oder halb zu Grunde; aber keine zweite Ilias noch Aeneis erstand. Doch dankbar flammt unser Weihrauch auf deinem Schwesteraltar, Homer-Virgilsmuse — Mutter und Tochter in Schwestergestalt. Denn du riefst zum Dasein die herrliche Nachkommenschaft; die Tassomuse, Rafaela des modernen Epos! die Ariostmuse, Julia des romantischen Romeo! Klopstocksmuse, heiligende Sängerin des Heiligsten! die Camoensmuse, Hero ihres Dichters und seine Heroine!

Eine Titanide folgt dem alten Virgil, seines Gedächtnisses Dauer unter den Menschen mit hundert Stimmen ansprechend. Voltairesmuse wird die Erde bis zu der Erde Untergang nennen! diese Zytherea-Medusa der poetischen Welt und Meinung! Voltairesmuse — der Pindus-Alexander der Literatur; der Lukull-Cäsar der Lebens- und Thatenwelt; der Clodius-Dioklezian des literarischen Zeitalters — nahe eines Tags dem Catilina der Literatur, die Gemüthspandore bändigend durch die Prometheusgabe des Genius!

Voßmuse! Freundin und Huldin des stillen, patriarchalischen Sinnes! Uhlandsmuse! Lieblingin des episch-lyrischen Sinnes! — Ein Paar ungleichen Alters, 'aber befreundeter Leier und eingesetzt in das geistige Fideikommiß der Zukunft!

Vapeursmuse reise nach Hellas heiterm Himmel! Versalzende Muse! Das Salz ist nur noch — weiß! Versifizirende Muse! Dilettantin durchs Nadelöhr am Hirsehaufen! Verwandelnde Muse! meistens kleine Pastetchen verspeisend, statt uns Ambrosia zu reichen! Verstockte Muse! in kritischen Wäldern fand Herder keine — Prügelstöcke. Bei allen Göttern! sie besteigt den Pindus mit dem Henkelkorb am Arm, die umständliche Muse! die unartige Muse kommt nur durch mit Berenger's an der Schleppe! Unruhige Muse! wehelich den Helm auf dem Haupt! und in Wasserlilien nach Reputation fischend!

O wie ersehnte ich dich, theure, mir ehrwürdige Wielandsmuse! O laß' dich grüßen hinüber! und hättest du kein Elisium gefunden (was du unter uns ein wenig um deiner Athanasie willen verdientest! der Athanasia zum Trotz hättest du dir eins ersungen. Attischer Gedanke! attischer Wohllaut! sokratisches Wohlwollen! Deutsch-schwäbisches Gemüth! — was lieb' ich an dir am meisten? Dankbar, innigst dein All'. Dich! — geniale Mutter der Thalsöhne, Wernersmuse! Warum thatest du uns das, dich in die

Kapuze zu hüllen! — Erzpatriarchalischer Genius Wessenberg! uns werth wie Pyrker, entzog dir das Schicksal auch die Mitra, die er trägt!

Witzige Muse, du bist's! sie hält sich an Rosenstacheln; Nadeln würden die Göttin zur Zofe, Pfeile die Huldin zur Amazone, Stiche die Sängerin zur Kleopatrasschlange gestalten. Wilde Muse! fort! gebt mir wilde Rosen, sie sind was sie sein sollen. Weltkundige Muse! im Labyrinth zu Hause, aber Minotaur's Odem? — wie bestand sie den Lebenskampf?

Zankende Muse! unsinnig, doch unerhört nicht! die zagende lieb' ich, ist es kein Ballzagen. Die holde Beklemmung, die Grazienschüchternheit sind liebliche Blüthen im Kamönenkranze. Nur maße sich die zirpende Muse nicht diese Kleinode für ihren Faschingsputz an! die zürnende Muse hat ein heiliges Recht, zürnt sie um Edles edel! doch darf das Firmamentblau nie ganz unter dunkelm Gewölke am Frauenhimmel verschwinden!

Musen! Zeremonienmeister! Welt! theures Ich, und theuere Ihr! ich höre auf, denn es läßt sich nicht vollenden. Der Stoff wächst, wie unter den Wunderhänden der Schöpfung, und aus dem Resultat, das wir erreichten, schwebt uns die noch zu erreichende Fülle entgegen. Wir haben für heute viel gesehen; es möge ein reicherer Tag für die gewaltigen Ueberschüsse des Seins und Daseins hervorgehen! —

Druckfehler.

S. 21, Zeile 8, l. dem statt den.

S. 77, Zeile 7, aufgeschlossen, muß heißen aufgeschossen.

S. 116, Zeile 25, l. Wuchses statt Wuches.

S. 138, Zeile 7, das statt daß.

S. 167, Zeile 26, nun statt neu.

Geringere Fehler und Inconsequenzen bittet man selbst zu berichtigen, und mit der verschiedenen Schreibart der einzelnen Verfasser zu entschuldigen.

